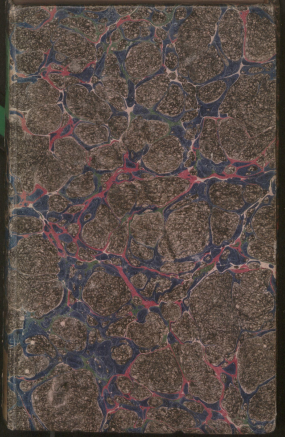
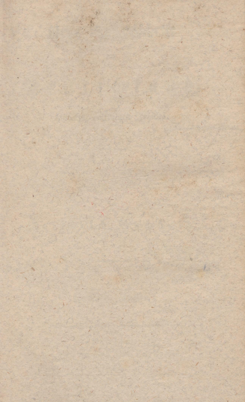
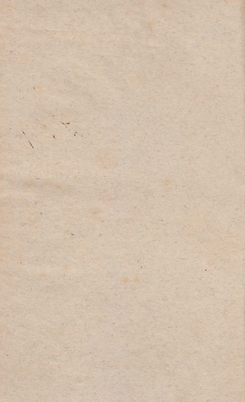










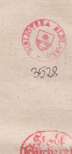
Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.



Sechster Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1821.







Inhalt des sechsten Bandes.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Von dem zunehmenden Verfalle des oströmischen Kaiserthums, und von den ersten Niederlassungen der Türken auf dem Festlande von Europa.

Man unterliegt der Versuchung, zu behaupten, daß auf Constantinopel immer ein Fluch geruhet habe. Kaum erbaut, gerieth es schon in Verfall; und die Regierung, welche daselbst ihren Wohnsitz aufschlug, versank, nach sehr kurzer Frist, immer entweder in Starrsucht, oder in Schlafsucht. Woran man sich wegen dieser Erscheinung halten soll, wenn die organischen Gesetze des römischen Kaiserreichs unberücksichtigt bleiben, ist höchst ungewiß. Man wird also geneigt, diesen die Schuld der Auflösung beizumessen, in welche das Reich durch die Hauptstadt, und diese durch jenes, gerieth. Zuletzt kommt alles darauf an, daß man sich selbst gestehet, die Erhaltung der Reiche sei an dieselbe Bedingung geknüpft, welcher alle übrigen Naturerscheinungen unterworfen sind;

und da das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung das allgemeinste ist, so bleibt nichts anderes übrig, als zu bekennen, daß da, wo in der Verfassung alles darauf hinausläuft, dieses Gesetz aufzuheben, nur Versunkenheit und Abgestorbenheit zum Vorschein kommen können.

Es dürfte schwer seyn, in der langen Reihe oströmischer Imperatoren, von Constantin dem Großen an bis auf Alexius Ducas, mit dem Beinamen Murzuphlus, zwei Regenten zu finden, welche mit Theodorus Lascaris und Johann Ducas Vataces verglichen werden könnten. Worin lag dies? Unstreitig darin, daß den Letzteren nicht der Vorschub geleistet wurde, welcher den ersten 71 Imperatoren zu Statten kam, wie oft sie auch das Opfer desselben werden mochten. Theodorus Lascaris befehligte bei seinem ersten Beginnen nur über drei Städte und zwei tausend Krieger: seine Regierung war in allen Stücken das Werk der Verzweiflung; aber indem er Krone und Leben anhaltend aufs Spiel setzte, brachte er es in achtzehn Jahren dahin, daß das kleine Fürstenthum Nicäa sich zur Größe eines Reiches ausdehnte. Der Thron seines Nachfolgers und Schwiegersohnes Vataces hatte bereits eine feste Grundlage, auf welcher fortzubauen minder beschwerlich seyn mochte. Indeß bewies Vataces einen großen Verstand in der Strenge, womit er die Elemente seiner Macht beisammen hielt, allen Luxus von seinem Hofe entfernte, und nur auf das Nöthige und Nützliche drang. Nur auf diese Weise konnte ihm die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen gelingen: ein Unternehmen, worin er so große Fortschritte machte, daß die Hauptstadt gegen das

Ende seiner Regierung als ein saft- und kraftloser Stamm betrachtet werden konnte, der nach wenigen Streichen fallen muß.

Gleichwohl gelangte sein Sohn Theodor noch nicht zum Wiederbesitz von Constantinopel: Kriege, die er mit den Bulgaren zu führen hatte, verhinderten ihn daran; und außerdem war seine Regierung nur von kurzer Dauer. Eingedenk der Gewaltthaten, die er sich als Imperator erlaubt hatte, wünschte er in den letzten Tagen seines Lebens, zu verzeihen und Verzeihung zu erhalten. Die Ursache dieses Wunsches war die Minderjährigkeit seines Sohnes Johann. Ihn empfahl er der Vormundschaft des Patriarchen Arsenius und des Groß-Domesticus George Muzalon, der sein Vertrauen vor allen Uebrigen besaß. Diese Anordnung wich einer Verschwörung, welche gleich nach dem Tode des Imperators angezettelt wurde. Man war zu Magnesia damit beschäftigt, die Leiche des Verstorbenen in der Hauptkirche beizusetzen, als die heiligen Gebräuche durch einen Soldaten-Aufstand unterbrochen wurden, in welchem Muzalon, seine Brüder und seine Anhänger ihren Tod am Altare fanden. An die Stelle des ermordeten Groß-Domesticus trat, als Vormund des achtjährigen Prinzen, Michael Paläologus, welcher, ausgezeichnet durch Vermögen und Rang, wenigstens den Vorzug hatte, ein Vertrauen erwerben zu können, das sein Vorgänger bereits verscherzt hatte.

Unter dem Titel eines Megadux (Großherzogs) nahm er die Würde der Regierung auf sich. Dieser Titel verwandelte sich in den eines Despoten, mit welchem

der Purpur und der zweite Platz in der römischen Monarchie verbunden war. Die Minderjährigkeit des Prinzen rechtfertigte zum Theil diese Auszeichnung; allein sie wurde nicht wenig erleichtert in einem Reiche, in welchem die Achtung vor der Erblichkeit zu allen Zeiten gering war, und wo, weil es an allen heilsamen Institutionen fehlte, die witzigen Köpfe sehr leicht Recht behielten, wenn sie fragten: welcher Kranke würde seine Gesundheit, und welcher Kaufmann sein Fahrzeug der erblichen Geschicklichkeit eines Arztes oder Steuermannes anvertrauen. Gerade dieser Mangel entschied den Vorzug, den Michael Paläologus bei der Krönung erhielt. Alter und Verdienst waren nur auf seiner Seite. Der junge Johann Lascaris — dies war der Name des in Purpur gebornen Prinzen — wurde zurückgesetzt, indem man seine Krönung aufschob; und Michael Paläologus, zum allgemeinen Imperator erhoben, fand in seiner eigenen Familie sehr bald einen Despoten und zwei Sebastokratoren, welche zur Abstufung seiner Würde dienen konnten. Den Titel eines Cäsar erhielt Alexius Strategopulus, der im folgenden Jahre das Glück hatte, Constantinopel wieder zu erobern.

In Wahrheit, diese Wiedereroberung war bei weitem mehr das Werk des Zufalls, als der Absicht und Anstrengung. Alexius Strategopulus ging an der Spitze von 800 Pferden und einigem Fußvolk über den Hellespont. Dies geschah zu einer Zeit, wo der neue Bailo der venetianischen Colonie mit 30 Galeeren und dem Kern der fränkischen Ritterschaft auf ein entferntes Abenteuer ausgezogen war, das an den Ufern des schwarzen

Meeres vollendet werden sollte. Ohne hiervon das Mindeste zu wissen, stieß Alexius zwischen der Propontis und dem schwarzen Meere auf einen derben Menschenschlag, der, Niemand angehörig, aber durch Sprache und Kirchenthum zu den Griechen hinneigend, dem Feldherrn des neuen Kaisers seinen Beistand antrug, wenn er etwas gegen Constantinopel unternehmen wollte. Die Verführung war um so größer, da alle diese Leute in den Waffen geübt waren, das Land genau kannten, und sich für den glücklichen Erfolg verbürgten. Alexius nahm also ihren Antrag an. Fünf und zwanzig tausend Mann stark näherte er sich den Mauern Constantinopels, wo man in der größten Sicherheit lebte. In der Nacht wurden die Mauern erstiegen, das goldene Thor geöffnet, Alexius hineingelassen. Zwar zagte der Feldherr in dem entscheidenden Augenblick; allein die Freiwilligen rissen ihn mit sich fort. Noch mehr that die Bestürzung der Franken für das Gelingen des Unternehmens; denn kaum hatte Balduin der Zweite die Ursache des Getöses in der Stadt vernommen, als er, ohne an Vertheidigung zu denken, seinen Palast verließ, und sich mit den vornehmsten Familien am Bord einer venetianischen Galeere nach Euböa einschiffte, von wo er nach Italien ging. Vielleicht folgte er hierin mehr seiner Neigung, als er das Ansehn davon haben wollte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: dreizehn Jahr hindurch wurde er von dem Pabste und von dem Könige von Sicilien (Karl dem Ersten) unterhalten, und diesen langen Zeitraum hindurch ließ er nicht ab, die westeuropäischen Mächte um ihren Beistand anzuflehen. Niemand

erbarmte sich seiner. Sein Sohn Philipp war der Erbe eines erträumten Reiches, und die Ansprüche seiner Tochter Katharina gingen auf Carl von Valois, Bruder Philipps des Schönen über, dessen Gemahlin sie war. Das Haus Courtenay dauerte nur in der weiblichen Linie fort, und der Titel eines Kaisers von Constantinopel wurde für ein in den Privatstand zurückgefallenes Geschlecht bald allzu volltönend, als daß er nicht hätte in Vergessenheit gerathen müssen.

Zu Nicäa vernahm man die Kunde von der Wiedereroberung Constantinopels mit freudigem Erstaunen. Dieses artete in Entzücken aus, als Alexius das Schwert und das Scepter Balduin's übersendete; denn beides war zurück geblieben. Die Anstalten zur Rückkehr wurden sogleich getroffen; und zwanzig Tage nach der Vertreibung der Franken hielt Michael seinen Triumph-Einzug in Constantinopel. Als ihm das goldene Thor geöffnet wurde, stieg der fromme Imperator vom Pferde; und ein wunderthätiges Marienbild wurde vor ihm her getragen, damit es scheinen möchte, als habe die göttliche Jungfrau in eigener Person ihn in den Tempel ihres Sohnes eingeführt. Als diese Feierlichkeit beendigt war, fehlte es nicht an Zeit, den Gräuel der Verwüstung, welcher seit 60 Jahren in der Hauptstadt heimisch geworden war, in Augenschein zu nehmen. Der Palast war mit Rauch und Schmutz bedeckt; ganze Straßen lagen in Asche; alle öffentliche Gebäude waren ihrer Zierden und Kunstschätze beraubt, und mehrere derselben bloße Schutthaufen; die Bevölkerung war auf weniger als die Hälfte zusammen geschmolzen, und selbst

die vortheilhafteste Lage hatte den Handel nicht lebendig erhalten können.

Für einen thätigen Imperator gab es hier Gelegenheit zu neuen Schöpfungen. Michael's erste Sorge war, den Adel in die Wohnsitze seiner Väter zurück zu führen; doch war von ihm nur wenig übrig geblieben, und ein großer Theil seines Eigenthums fiel an den Imperator zurück, der darüber zum Vortheil Derer verfügte, die sich in der Hauptstadt des Reiches niederlassen wollten — vorzüglich zum Vortheil jener Freiwilligen, welche die Wiedereroberung unternommen hatten. Nicht ungern sah es Michael, daß von dem großen Haufen der Franken sehr viele zurück blieben, ohne sich um den Wechsel der Gebieter zu bekümmern. Anstatt die Factoreien der Pisaner, Genueser und Venetianer zu verbannen, bestätigte der kluge Eroberer ihre Vorrechte, zufrieden mit dem Treuschwur, den sie ihm leisteten. Die Genueser, welche sich bis dahin nur in der Seestadt Heraklea niedergelassen hatten, erhielten die Erlaubniß, sich in Galata anzubauen, von wo aus sie den Handel belebten, und nicht selten der byzantischen Herrschaft spotteten. Nicht ganz mit Unrecht wurde die Wiedereroberung Constantinopels als die Aera eines neuen Reichs gefeiert. Der Imperator selbst fand es nützlich, sich in der St. Sophienkirche noch einmal krönen zu lassen. Die Ansprüche seines Mündels, als rechtmäßigen Thronerben, wurden hierbei ganz in Vergessenheit gestellt; und da er sich der Volljährigkeit mit jedem Tage näherte, und das Volk sich seiner auf eine unzweideutige Weise annahm: so glaubte Michael nur menschlich zu verfahren, wenn er

ihn blenden und in eine entfernte Festung bringen ließe. Das Volk beruhigte sich, sobald der Gegenstand seines Mitleids verschwunden war. Nicht so die Priesterschaft, die eine so vortheilhafte Gelegenheit, sich geltend zu machen, nicht unbenutzt lassen wollte. Hierüber zerfiel der Imperator mit dem Patriarchen auf eine Weise, welche alle Versöhnung ausschloß. Drei Jahre war jener von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen gewesen, als es ihm endlich gelang, einen bedeutenden Theil der Priesterschaft für sich zu gewinnen. Arsenius wurde abgesetzt; an seine Stelle trat der Mönch Joseph. In die Gemeinschaft der Christen aufs Neue aufgenommen, wünschte Michael, daß alles vergeben und vergessen seyn möchte; doch die Anhänger des Arsenius dachten nicht eben so, und die Folge davon war, daß der Zwist über ein Menschenalter dauerte.

Das Verbrechen, welches Michael Paläologus an seinem Mündel begangen hatte, war wenigstens in so fern entschuldigt, als es eine ungestörte Thronfolge galt. Wirklich nahm Michael seinen ältesten Sohn Andronikus zum Reichsgehülfen an, als dieser ein Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte; und Andronikus, nachdem er elf Jahre den Titel eines Gehülfen geführt hatte, regierte nach seines Vaters Tode nicht weniger als funfzig in seinem eigenen Namen, wiewohl, wie wir weiter unten sehen werden, ohne allen Ruhm und zum Verderben des Reichs. Von Constantinopel aus wurden unter Michael den Franken mehrere Inseln des Archipelagus wieder entrissen, wie Lesbos, Chios und Rhodus. Des Imperators Bruder, Constantin, befehligte in Malvasia

und Sparta, und der östliche Theil von Morea, von Argos und Napolis bis zum Vorgebirge Tänarus, wurde für das oströmische Reich wieder erobert —, freilich nicht ohne Blutvergießen, und nicht ohne den lauten Tadel der Priesterschaft, die sich herausnahm, die Politik der Fürsten durch ihre Grundsätze bestimmen zu wollen, aber doch zum Vortheil eines Reichs, das einen so langen Zeitraum hindurch am Rande des Verderbens geschwankt hatte. Das Einzige, was dabei zu bedauern war, bestand darin, daß man im Westen nicht vordringen konnte, ohne die Provinzen jenseits des Hellespont den Verheerungen der Türken zu überlassen.

Von der Politik Michaels und von seinem Antheil an der Eroberung Siciliens durch die Aragonesen, ist oben die Rede gewesen. Wenn er sich stellte, als könnte er den römischen Cultus annehmen, so bezweckte er dabei schwerlich noch etwas mehr, als die Abwendung eines neuen Kreuzzuges, dessen Gegenstand Constantinopel werden sollte; und wenn er seine eigenen Unterthanen um ihrer kirchlichen Meinungen willen verfolgte, so lag die Veranlassung dazu in besonderen Verhältnissen, über welche er nicht Herr werden konnte. In Aetolien, Epirus und Thessalien regierten, unter der Benennung von Despoten, zwei griechische Fürsten, die, obgleich dem Souverän von Constantinopel unterthan, das Joch des römischen Bischofs verwarfen, und sich dawider mit den Waffen in der Hand vertheidigten. Unter ihrem Schutze versammelten sich alle flüchtige Mönche und Bischöfe in feindseligen Synoden, auf welchen die Benennung eines Ketzers mit dem beleidigenden Zusatz „Apostat"

nicht gespart wurde. Der Fürst von Trapezunt wurde aufgefordert, den von Michael verwirkten Titel eines Imperators anzunehmen, und die Franken in Negreponte, Theben, Athen und Morea waren sehr gleichgültig gegen das Verdienst eines Bekehrten, weil sie in demselben einen Feind wahrnahmen, der sie aus ihren Eroberungen wieder verdrängen wollte. Es war, wie wir in diesen Untersuchungen zu bemerken öfters Gelegenheit gefunden haben, das Schicksal des Mittelalters, daß es nur nach einem angeblich göttlichen Gesetze regiert werden konnte, weil es an der Fähigkeit, das menschliche oder gesellschaftliche Gesetz hervorzubringen, beinahe gänzlich gebrach. Die natürliche Folge davon war, daß jeder Regent, der an dem angeblich göttlichen Gesetze zu rütteln wagte, immer eine große Verwirrung hervorbrachte. Es war also unstreitig ein Fehler, daß Michael dem Glauben, in welchem er geboren und erzogen war, entsagte, und ein noch größerer, daß er sich herausnahm, alle seine Unterthanen zu einem ihnen verhaßten Glauben bekehren zu wollen: allein der Wahrheit zu Liebe, muß man bekennen, daß er nie auf einen so verkehrten Gedanken gerathen seyn würde, wenn er nicht geglaubt hätte, das Reich auf diesem Wege allein retten zu können; und zugleich muß man eingestehen, daß alle harten Mittel, die er sich gegen seine Unterthanen erlaubte, die natürliche Wirkung des Ungehorsams waren, den seine Wünsche fanden. Wo Mittel und Zweck in Widerspruch stehen, da fehlt es niemals an schlechten Erfolgen. In Constantinopel schrie man über die Tyrannei des Imperators; in Rom beklagte man sich über seine Schläfrig-

keit, indem man seine Aufrichtigkeit höchst zweifelhaft fand. Martin der Vierte ging so weit, daß er dem griechischen Kaiser die Kirche verschloß, in welche er einzugehen wünschte; und die sicilianische Vesper mit ihren großen Erfolgen für ganz Italien, machte dem langen Streite, in welchem niemand es ehrlich meinte, ein Ende.

Unmittelbar nach dieser Begebenheit starb Michael. Ihm folgte, wie wir bereits angedeutet haben, sein Sohn Andronikus, der in der Folge den Beinamen des Aelteren erhielt. Nie ist eine Regierung zugleich länger und schlaffer gewesen, als die dieses Imperators. Sie begann und endigte mit Unfällen, und ihre funfzigjährige Dauer war nur ein Zeitraum zunehmenden Verfalles und allgemeiner Muthlosigkeit: so wahr ist es, daß die Glieder nichts werth sind, wenn das Haupt nichts taugt.

Um aber die Begebenheiten dieser Regierungen in ihrem wahren Lichte kennen zu lernen, müssen wir auf eine frühere Periode zurück gehen und zeigen, welche Umstände die osmanischen Türken emporbrachten, und wie sie allmählig zu Gebietern des asiatischen Römerreiches wurden.

Türk ist die allgemeine Benennung für alle diejenigen Völker, die bei den Alten mit dem Namen Scythen bezeichnet wurden. Ihr ursprüngliches Vaterland sind jene weiten Länder nördlich vom kaukasischen Gebirge und östlich vom kaspischen See, jenseits des Gihon oder Oxus des Alten, namentlich Chowaresmien, die Länder jenseits des Oxus, Turkestan u. s. w. Als im achten Jahrhundert die Araber über den Oxus gingen, gelang es

ihnen, unter Umständen, deren genauere Kenntniß uns fehlt, die Türken in Chowaresmien und in den Ländern jenseits des eben genannten Flusses zum Islam zu bekehren, d. h. sich zinsbar zu machen. Dies Verhältniß dauerte bis ins elfte Jahrhundert, wo die Bewohner von Turkestan unter einem Anführer, Namens Seldschuck, sich zuerst in der Gegend von Dschand auf der Nordseite des Sihon (Jaxartes) nomadisch niederließen, und verstärkt durch andere türkische Horden unter Seldschucks Enkel, Togrulbeck, die meisten von den Provinzen, welche das Kalifat von Bagdad ausmachten, eroberten und folglich ihre Gebieter unterjochten. Von Bagdad aus griffen sie die Besitzungen der oströmischen Imperatoren an, und der Neffe und Nachfolger Togrulbecks, Alp-Arslan, erfocht im Jahre 1071 in Armenien über den Imperator Romanus Diogenes einen Sieg, in dessen Folge er sich nicht bloß Cölesyriens, sondern auch mehrerer Provinzen in Klein-Asien, wie Cilicien, Isaurien, Pamphilien, Licien, Pisidien, Lykaonien, Kappadocien, Galatien, Pontus und Bythinien bemächtigte. Aus diesen Bestandtheilen wurde ein Reich gebildet, das in der Folge die Benennung Iconium oder Rum erhielt. Die Herrschaft der Seldschucken erstreckte sich unter Malek-Schah, Sohn und Nachfolger Alp-Arslans, vom Indus und den Gränzen China's bis an die Gebirge von Georgien, und bis in die Nähe von Constantinopel. Ein so ungeheures Reich konnte nicht fortdauern; und Streitigkeiten, welche sich unter Malek-Schah's Söhnen erhoben, führten eine Theilung herbei, welche dahin aussiel, daß drei Reiche entstanden, näm-

lich das von Fran oder Persien, das von Kerman, und das von Iconium oder Rum. Von diesen sank das von Iran zuerst vom Gipfel seines Ruhmes herab, indem es sich in eine große Menge kleiner Staaten zersplitterte, welche, von Emirn verwaltet, das Ganze kraftlos machten. Hierauf beruheten zum Theil die Eroberungen der Kreuzfahrer am Schlusse des elften Jahrhunderts.

Die Kreuzfahrten konnten das Sultanat von Iconium nur erschüttern, nicht auflösen; dem Sturme, welcher im dreizehnten Jahrhundert durch Dschingiskan, den Führer der Mogolen, über die asiatische Welt gebracht wurde, war dies Ereigniß aufbewahrt.

Unstatthaft ist jede Verwechselung der Mogolen mit den Tataren *) oder denjenigen Völkern, welche von den Alten Scythen genannt wurden. Das ursprüngliche Vaterland von jenen sind die Gegenden, welche noch heut zu Tage von ihnen bewohnt werden, nämlich nördlich von der großen chinesischen Mauer zwischen der Ost-Tatarei und der jetzigen Bucharei. Nach der

*) Der Name Tatar oder Tartar ist, nach den Untersuchungen, welche Gelehrte darüber angestellt haben, chinesischen Ursprungs. Die Chinesen sprechen dies Wort Tha-tha aus; sie verstehen darunter aber alle Völker, welche nördlich von der chinesischen Mauer wohnen. Diese Völker sind nun so weit entfernt, sich die chinesische Benennung gefallen zu lassen, daß sie darin nur eine Beleidigung wahrnehmen. Sie bedienen sich vielmehr der Benennung Türk zur Bezeichnung für alle tatarische Völker. Um zu erfahren, ob jemand ihrer Sprache mächtig sei, fragen sie ihn, ob er türkisch rede; und ein tatarisches Buch heißt bei ihnen ein türkisches (turki kitabi.) Ausführlicher findet man dies abgehandelt in Rytschkow's topographie d'Orenburg. Tom. II, ch. I.

Auskunft, welche neue Reisebeschreiber gegeben haben, theilt sich dies zahlreiche Volk in zwei Hauptzweige: die Eluth, die man gewöhnlich Kalmucken nennt, und die eigentlichen Mogolen. Jene sind von diesen durch das Gebirge Altai getrennt. Die Mogolen verdanken den Ruf von Welteroberern, den sie in der Geschichte führen, dem Genie eines einzigen Mannes, des oben genannten Dschingisthan. Als Oberhaupt einer besonderen mogolischen Horde, die sich an den Ufern der Flüsse Onon und Kerlon aufhielt, verstand er die Kunst, die übrigen Horden zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bewegen; und als ihm dies — hier gleichviel durch welche Mittel — gelungen war, faßte er den Entschluß, die Erde zu erobern.

Den Anfang machte er mit dem Reiche Kin, welches die ganze Ost-Tatarei und den nördlichen Theil von China umfaßte. Hiermit fertig, griff er die West-Tatarei oder das Reich der Kora-Khitanen an, das er sich mit gleichem Erfolge unterwarf. Dann wendete er sich gegen die Sultane von Chowaresmien, welche Turkestan, das Land jenseits des Oxus, Chowaresm, Khorasan und ganz Persien von Derbent an, bis nach Irak-Arabi und nach Indien hin beherrschten. Dies mächtige Reich wurde in sechs Feldzügen überwältigt; und während dieses Krieges thaten die Mogolen ihren ersten Einfall in Rußland, indem sie unter der Anführung von Dschingis-Khan's ältestem Sohne, Tuschi, gegen die Kaptschaker, d. h. die Bewohner des Landes nordwärts vom kaspischen Meere, zogen. Dschingis starb 1227 in einem Alter von 65 Jahren, nachdem er sich

noch ganz Tangut unterworfen hatte. Sein Grundsatz war: ohne Barmherzigkeit alles zu vertilgen, was den mindesten Widerstand leistete. Diesen Grundsatz festhaltend, vollendeten seine Nachfolger die Eroberung von China; und dadurch noch nicht gesättigt, stürzten sie das Kalifat von Bagdad, und machten sich die Sultane von Iconium zinsbar. Aus dem Innersten von China sandte Octai-Khan, unmittelbar Nachfolger des Dschingis, im Jahre 1235 zwei mächtige Heere, von welchen das eine gegen Corea an der östlichen Gränze von China, das andere gegen die Völker bestimmt war, welche im Norden und Nordwesten des kaspischen Meeres wohnten. Das letztere drang, nachdem es sich Kaptschack unterworfen hatte, in Rußland ein, eroberte dies vielgetheilte Land, und verbreitete sich von da in Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn, bis an die Küsten des adriatischen Meeres, nicht ohne allenthalben eine Wüste zurück zu lassen, die mit Menschenblut gedüngt war. Unter Kublai, dem Enkel Dschingis-Khans, stand das Reich der Mogolen auf dem höchsten Gipfel; denn es erstreckte sich, in die Breite, vom chinesischen Meere und von Indien bis tief in Sibirien, und in die Länge, vom östlichen Meere und Japan bis nach Klein-Asien und bis an die Gränzen von Polen. Der Hauptsitz des Reichs waren China und die chinesische Tartarei; hier hatten die großen Khane ihre Residenz aufgeschlagen. Die übrigen Theile wurden durch Fürsten oder Khane von Dschingis Familie regiert, unter welchen die von Persien, Dschagatai (den Ländern jenseits des Oxus) und von Kaptschack die vornehmsten waren. Wie schnell

es sich wieder auflösete, davon wird weiter unten die Rede seyn.

Das Sultanat von Iconium oder Rum vermochte das Joch der Mogolen nicht lange zu ertragen; es hielt sich nur bis um das Jahr 1294, wo es sich gänzlich auflösete. Die Sultane hatten bisher ihre Kriegsheere aus Söldnern von ganz verschiedener, zum Theil europäischer, Abkunft zusammen gesetzt. Unfähig, diese Söldner noch länger zu bezahlen, mußten sie ihnen erlauben, sich selbst zu rathen. Dies bewirkten die Söldner dadurch, daß sie unter selbst gewählten Anführern zusammen hielten und das waldige Erdreich von Klein-Asien für ihre Zwecke benutzten. Die große Angelegenheit ihres Lebens war das Rauben; und je größer die Zahl der Unglücklichen war, die ihr bürgerliches Dasein durch sie verloren, desto größer war auch die Zahl Derer, die sich an sie anschlossen. Bald lebten sie, als Hirtenvölker, nicht bloß in Sicherheit, sondern selbst in Ueberfluß; denn je wüster das Land wurde, desto besser war es für sie eingerichtet, und desto unzugänglicher für Diejenigen, welche feindselige Gesinnungen gegen sie nährten. Die Politik der Anführer bestand einzig darin, daß keiner dem andern hinderlich wurde; Verbindungen unter ihnen gab es eben so wenig, wie unter den Löwen und Tiegern. Wie es Horden von vier- bis sechshundert Streitern möglich wurde, ihr freies Leben ungestört fortzusetzen, darüber giebt theils die Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Bodens, theils die Verwirrung im oströmischen Reiche nach der Wiedereroberung Constantinopels den nöthigen Aufschluß. Nicht mit Unrecht wird Michael

Pa-

Paläologus beschuldigt, ihnen die Wege gebahnt zu haben. Die Pässe des Olympus, durch welche sie allein in die Ebenen von Bythinien gelangen konnten, waren bis auf Michaels Regierung durch ein tapferes Landvolk bewacht worden, das seine Steuer mit dem Blute bezahlt hatte, wodurch es die Ebenen sicherte. Dies lästige Vorrecht schaffte der Imperator ab, indem er es über sich nahm, jene Pässe zu vertheidigen. Doch, was in ähnlichen Fällen öfter geschehen ist, geschah auch hier: die Steuer wurde eingefordert und die Vertheidigung der Pässe unterblieb. Auf diese Weise wurde den Türkischen Räuberbanden der Weg gebahnt.

Unter ihnen war die, an deren Spitze Othman stand, zwar nicht die zahlreichste, aber die entschlossenste, und diesen Vorzug verdankte sie ihrem Führer, der, von Soliman Schah abstammend, mit den Eigenschaften eines Soldaten, die eines Staatsmannes vereinigte, welcher vortheilhafte Umstände zu benutzen versteht. Die Seldschuckische Dynastie war nicht mehr; die mogolischen Khans hatten allzu große Wirkungskreise, um alles übersehen und in Ordnung halten zu können; der Oströmische Imperator, mit der Wiedereroberung der Inseln und der westlichen Provinzen vollauf beschäftigt, konnte seinen Blick nicht von Italien abwenden. Unter diesen Umständen war es nicht unmöglich, in Klein-Asien den Grund zu einem neuen Reiche zu legen, und die Entschlossenheit, womit Othman oder Osman dies that, hat für eine lange Reihe von Jahrhunderten entschieden; denn nur Er kann als der erste Stifter des Türkischen Reichs, so wie es noch gegenwärtig besteht, angesehen

werden. Die Griechen, voll von bangen Ahnungen, haben in ihren Jahrbüchern den 27. Jul. des Jahres 1299 als den Tag bezeichnet, wo Othman zuerst das Gebiet von Nicomedien betrat. Wenn andere Räuber sich nach gelungenen Unternehmungen so schnell wie möglich ins Gebirge zurückzogen: so unterschied er sich von ihnen dadurch, daß er geplünderte Städte behielt und befestigte, und dem Nomaden-Leben förmlich entsagte. Im zunehmenden Alter durch seinen Sohn Orchan ersetzt, hatte er vor seinem Ende noch die Freude, daß selbst Prusa in seine Hände gerieth.

Während Othman bis zu der Küste, welche der Hauptstadt gegenüber liegt, vorgedrungen war, hatte der Emir von Caramanien die ihm nahe liegenden Gegenden am oberen Mäander von Antiochien nach Philadelphia und das innere Phrygien, Sarchan die Küstenstrecke Joniens bis nach Smyrna, Sasan die Städte Magnesia, Priene und Ephesus, und andere Hordenführer Lydien und Aeolien, das Land zwischen dem Sangar und Pamphylien erobert. Ein gleichzeitiger Schriftsteller nennt elf solcher Anführer, welche unablässig beschäftigt waren, die römische Herrschaft in Asien zu vernichten. Andronikus sah seit dem Treffen bei Bapheum unweit Nicomedien, wo sein Feldherr Mezalo von Othman war aufs Haupt geschlagen worden, diesem Schauspiele mit einer Gleichgültigkeit zu, die, wenn sie überhaupt zu entschuldigen war, nur durch den gänzlichen Mangel an Rettungsmitteln entschuldigt werden konnte. Seine Hauptstadt füllte sich täglich mit Unglücklichen, welche den kleinen Ueberrest ihrer Habe in Sicherheit zu bringen suchten; aber selbst

dieser Anblick vermochte nichts über einen Imperator, der nur die Gemächlichkeiten des Palastes liebte und über dem Genuß seiner Rechte seine Pflichten ganz vergaß.

Endlich, im zwanzigsten Jahre seiner Regierung, bot sich ihm ein Mittel dar, den Eroberungen der Türken eine Gränze zu setzen. Im Westen hatten sich die Könige von Sicilien und Neapel unter der Leitung Bonifacius des Achten über ihren Besitzstand verglichen, und dadurch waren jene Truppen überflüssig geworden, womit sich die drei ersten aragonesischen Könige Siciliens gegen die Angriffe vom festen Lande her vertheidigt hatten. Der Kern dieser Truppen waren Catalanen: ein derber Menschenschlag, geübt im Kriege, und unter der Benennung Almugavaren *) (Kriegsleute) weit und breit berühmt. Die Geschicklichkeit eines Almugavaren beruhete auf der Sicherheit, womit er Wurfspieß und Schwert zu gebrauchen verstand. Leicht gerüstet, wie er war, fürchtete er selbst den Kampf mit einem Reiter nicht; denn, da er sicher war, das Pferd durch einen einzigen Wurf niederzustrecken, so machte er sich leicht zum Gebieter des Reiters. In den ewigen Kriegen mit den Saracenen Spaniens war diese Fertigkeit erworben, und was zur Vollendung des Kriegers noch gefehlt hatte, das war durch ein unstätes, mit tausend Entbehrungen verknüpftes Leben hinzugefügt worden. In ganz Europa gab es keine Söldner, welche es den Almugavaren gleich gethan hätten. Sie vor allen waren also Leute, wie Andronikus sie bedurfte, um die Türken zu schrecken; und

*) Das Wort ist arabischen Ursprungs.

B 2

wer möchte daran zweifeln, daß Friedrich der Zweite, König von Sicilien, sich gern von ihnen trennte, da sie, an Raub und Blutvergießen gewöhnt, den Frieden unerträglich finden mußten! Die Geschichte erwähnt nichts von den besonderen Verträgen, welche über diesen Gegenstand abgeschlossen worden; genug, daß sieben bis acht tausend Catalanen sich auf genuesischen Schiffen nach Constantinopel begaben, um jenseits des Hellespont ihr bisheriges Handwerk fortzusetzen. Ihr selbstgewähltes Oberhaupt war Roger de Flor, entsprungen von einem deutschen Vater, der zum Gefolge des Kaisers Friedrich des Zweiten gehört hatte, und von einer italiänischen Mutter, und im Laufe seines abenteuerlichen Lebens erst Templer, dann Seeräuber, und zuletzt der reichste und mächtigste Admiral des Mittelmeers.

Seit der Eroberung Constantinopels durch die vereinte Macht der Franzosen und Venetianer, war gerade ein Jahrhundert verflossen, als die Almugavaren auf achtzehn Galeeren und vier großen Schiffen an dem Orte ihrer Bestimmung anlangten. Mit Freude und Schrekken empfing Andronikus die Hülfe, welche Roger ihm brachte. Um nicht weitläuftig zu werden, bemerken wir bloß, daß der Imperator den Anführer der Almugavaren dadurch an seine Person zu fesseln suchte, daß er ihm den Cäsar-Titel gab und ihn mit einer seiner Nichten vermählte. Roger selbst säumte nicht, sein Heer nach Asien zu versetzen, wo es bald Gelegenheit zur Auszeichnung fand. Sind die Nachrichten, welche ein Augenzeuge *) von dem Feldzuge der Almugavaren in Klein-

*) Dieser Augenzeuge ist der Kriegszahlmeister der Catalanen.

Asien gegeben hat, nicht übertrieben, so wurden die Türken einmal über das andere geschlagen, und mehr als 30,000 von ihnen erlagen dem sicheren Stoße des catalanischen Speers. Indeß hatte das unglückliche Land davon keinen Gewinn. Die Einwohner geriethen, nach dem Ausdruck eines griechischen Geschichtschreibers, von dem Rand in die Flamme, und ihre Klagen über die Bedrückungen der Catalanen wurden bald noch lauter, als die über die Feindseligkeit der Türken. Diese Westeuropäer betrachteten ein von ihnen gerettetes Leben als ihr Eigenthum, und während die erwachsene Jungfrau sich ihren Umarmungen nicht versagen durfte, schwelgten sie, nach Krieger-Art, in der Habe des Landmanns und des Städters. Magnesia, das ihnen seine Thore verschloß, wurde förmlich von ihnen belagert; und als Andronikus zürnte, gab der neue Cäsar zur Antwort: „man müsse Nachsicht haben mit den Unthaten eines siegreichen Heeres, das, schlecht und unregelmäßig bezahlt, seine Entschädigung da suche, wo es sie finden könne.“ Bald artete das Verhältniß, worin Roger de Flor zu dem Hof von Constantinopel getreten war, in Feindseligkeit aus, die sich kaum verbergen ließ. Unfähig, die Forderungen der Almugavaren zu befriedigen, brachte An-

---

Montauer, der, nachdem er jedes Schicksal mit seinen Landsleuten getheilt hatte, in sein Vaterland zurückkehrte und daselbst die nur allzu auffallende Geschichte dieser Expedition beschrieb. Seine Denkwürdigkeiten, ergänzt durch Nicephorus Gregoras und Pachymer, sind unter dem Titel: Espedicion de los Catalanes y Aragoneses contra los Turcos y Greigos von Don Francisco de Moncada, Grafen von Osona, herausgegeben worden.

dronikus in Vorschlag, daß Roger sein Heer auf 3000 Mann verringern, die Statthalterschaft von Asien übernehmen und Unterstützung an Geld und Truppen erwarten sollte. Doch einen solchen Vorschlag anzunehmen, wurde Roger durch seine Erfahrungen verhindert; nur daß diese nicht hinreichten, ihn vor den Fallstricken des Hofes zu bewahren. Er war nach Europa zurückgekehrt, als er, eingeladen nach Adrianopel, in Vertrauen auf die natürlichen Wirkungen der Verwandtschaft, diese Einladung annahm, nicht ahnend, daß er einem gewissen Tode entgegen ginge. Kaum war er daselbst angelangt, so bemerkte er, wie groß das Mißtrauen war, das man in ihn setzte; und wenige Stunden darauf sah er sich in dem Zimmer der Kaiserin von der Alanen-Wache überfallen, die ihn unerbittlich zu Boden streckte.

Sein Tod verbreitete Bestürzung, und viele von den Abenteurern, die ihm gefolgt waren, ergriffen die Flucht, und zerstreuten sich auf der Küste des mittelländischen Meeres. Nur die tapferen Catalanen hielten Stand. Im Besitz der Festung Gallipolis, die sie erobert hatten, pflanzten sie Arragons Fahne auf, und forderten Genugthuung für ihren Anführer, dessen Unschuld in einem Kampf von zehn oder hundert Kriegern zu beweisen, sie erbötig waren. Anstatt diese Ausforderung anzunehmen, wollte der Imperator Michael, Sohn und Gehülfe des Andronikus, die verwegenen Fremdlinge vernichten. Ein zahlreiches Heer wurde auf die Beine gebracht, und an die Spitze desselben trat der junge Imperator mit dem vollen Vertrauen der Unerfahrenheit. Die Almugavaren, ohne das Mindeste zu fürchten, zogen den Griechen ent-

gegen, und diese sahen sich geschlagen, ehe sie ihren Aufmarsch vollendet hatten. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigten sie sich zu Wasser gegen die Angriffe der Genueser und Griechen, und ihr Ruhm erreichte darüber den Gipfel. Alle Abenteurer der umliegenden Gegend strömten ihnen zu. Sie standen da unter der Benennung der großen Compagnie; und indem sie sich über den Unterschied der Religionen hinaussetzten, nahmen sie selbst Türken unter sich auf, wofern sie nur als tapfere Männer bekannt waren. Auf diese Weise hemmten sie nicht bloß den Handel Constantinopels und des schwarzen Meeres, sondern sie verbreiteten auch Tod und Verderben längs der Küste diesseits und jenseits des Hellespont. So groß war die Furcht vor ihnen, daß, um sie von Constantinopel abzuhalten, ein großer Theil des Gebiets von Byzanz wüste gelegt wurde, und daß die Griechen zu eben diesem Endzweck ihre Heerden vernichteten und vom Lande in die großen Städte zogen. Viermal hat Andronikus um Frieden; viermal erhielt er abschlägige Antwort, bis endlich Mangel an Lebensmitteln und Zwietracht der Führer die Catalanen zwang, die Ufer des Hellespont und die Nachbarschaft der Hauptstadt zu verlassen. Sie trennten sich von den Türken, und die große Compagnie setzte ihren Marsch nach Macedonien und Thessalien fort, um in dem Herzen Griechenlands eine neue Niederlassung zu suchen. Sie fanden dieselbe gegen ihr Erwarten in dem Fürstenthum Athen.

In jener Theilung des oströmischen Reichs, welche eine Folge der ersten Eroberung Constantinopels war, hatte Otto de la Roche, ein edler Krieger von Burgund,

Athen und Theben mit dem Titel eines Großherzogs erhalten. Otto folgte der Fahne des Markgrafen von Montferrat; und Gegenden, wo einst der Geist eines Perikles und Demosthenes gewaltet hatte, sahen sich der Feudalität unterworfen, nicht ohne dadurch an Ruhe und inneren Frieden zu gewinnen. Ungestört erbte der nicht unbedeutende Staat, den Otto erworben hatte, auf Sohn und Enkel fort, bis das Haus, wenn gleich nicht das Volk, durch die Vermählung einer Erbin auf den älteren Zweig des Hauses Brienne überging. Walther von Brienne, die Frucht dieser Vermählung, regierte als Großherzog zu Athen, als die Nachricht von dem Anzuge der großen Compagnie erscholl und alles mit Schrecken erfüllte. Sie bestand aus drei tausend fünfhundert Reitern, und viertausend Mann Fußvolk, und hatte bereits alle Schwierigkeiten überwunden, die ihr in Macedonien und Thessalien aufgestoßen waren. Ueber die Thermopylen hinaus näherte sie sich unaufhaltbar, als der Großherzog von Athen ihr an der Spitze von sechstausend vierhundert Pferden und achttausend Fußgängern entgegen trat. Die Uebermacht sollte entscheiden; aber der kriegerische Geist war auf Seiten der Almugavaren. Sie schlugen ihr Lager an dem Ufer des Cephisus in Böotien auf, und umgaben dasselbe mit einer künstlichen Ueberschwemmung, welche nicht leicht bemerkt werden konnte. Walther von Brienne und seine Ritter glaubten eine grüne Wiese zu betreten, als sie in einen Sumpf geriethen, wo es eben nicht schwer war, sie zu erschlagen. Das Fußvolk ergriff die Flucht, als es die Reiterei vernichtet sah, und die siegreichen Catalanen

verloren keinen Augenblick in der Benutzung des von ihnen verbreiteten Schreckens. Sie vertrieben das regierende Haus, dessen einziger Erbe, nachdem er, als Titular-Herzog von Athen, eine Zeitlang den Tyrannen von Florenz gespielt hatte, in der Schlacht bei Poitiers sein Ende fand. Als Gebieter von Attika und Böotien verheiratheten sich die Catalanen mit den Wittwen und Töchtern der Erschlagenen, und vierzehn Jahr hindurch war die große Compagnie das Schrecken Griechenlands. Von ihren Häuptern zur Anerkennung der Oberherrlichkeit des Hauses Aragonien bestimmt, empfingen diese Catalanen das vierzehnte Jahrhundert hindurch ihre Regenten von den Königen Siciliens, welche Athen als eine Apanage behandelten. Als solche kann dies Großherzogthum, dessen vornehmste Bestandtheile, außer der Hauptstadt, Theben, Argos, Korinth, Delphi und ein Theil von Thessalien waren, in die Hände einer Familie, welche zu Florenz plebejisch, zu Neapel sehr mächtig, in Griechenland suverän war. Dies war die Familie der Accaioli. Noch einmal blühete Athen unter ihrem Scepter auf, bis Mahomed der Zweite den letzten Herzog erdrosseln und dessen Söhne im Serai erziehen ließ.

So endigten die Schicksale der Catalanen, in welchen nichts so merkwürdig ist, als der Antheil, den sie an der Schwächung des oströmischen Reiches hatten. Nach ihrem Rückzug von Gallipolis bekamen die Türken von neuem das Uebergewicht, welches der Hof von Constantinopel ihnen hatte rauben wollen. Nichts trug mehr dazu bei, als der Geist dieses Hofes, welcher, getheilt

zwischen häuslichen und kirchlichen Zänkereien, zu keiner Ruhe, zu keiner ernsten, seiner Bestimmung entsprechenden, Erwägung gelangen konnte. Andronikus, dem Aberglauben zugethan und die Hölle über Alles fürchtend, war so abhängig von dem Patriarchen Athanasius, daß er darüber seiner eigenen Umgebung zum Gespötte wurde; denn diese unterließ nicht, ihn in einem satyrischen Gemälde mit einem Zaum im Munde darzustellen, an welchem der Patriarch ihn, wie das geduldigste der Thiere, zu den Füßen Christi führte. Die Unumschränktheit der oströmischen Imperatoren löste sich zuletzt dahin auf, daß sie von allen Bewohnern des Reichs die allerwillenlosesten waren; und dies hatte seinen Grund wiederum darin, daß die Patriarchen von Constantinopel, welche nur in der Classe der Mönche gewählt werden konnten, die beschränktesten Köpfe waren, die es geben konnte: Köpfe, die in den unschuldigsten, wie in den nothwendigsten Handlungen nur kirchliche Vergehungen d. h. Sünden sahen, und dadurch alles verwirrten. Es belohnt hier schwerlich die Mühe, einem Nicephorus Gregoras, Pachymer und Kantacuzenus, die Auftritte nachzuerzählen, welche Andronikus mit seinem Patriarchen hatte. Wir wenden uns lieber zu den Vorfällen im Innern des Palastes, um zu zeigen, wie groß die Unsicherheit der Dynastie, trotz allen auf ihre Erhaltung abzweckenden Vorkehrungen, war.

Zur Sicherung der Erbfolge gab es in diesen Zeiten kein wirksameres Mittel, als Annahme eines Gehülfen bei dem Regierungsgeschäft. Daß hierin alles nur zum Scheine war, versteht sich wohl von selbst; denn wo das Geschäft selbst wegfällt, da ist der Gehülfe nur

um so überflüssiger. Vielleicht darf man sagen, daß dies eine von den Verhüllungen war, worin sich die zu allen Zeiten im Römerreiche bestrittene Monarchie durch die Täuschung erhielt, als dauere das doppelte Consulat der Republik noch immer fort. Wie es sich auch damit verhalten mochte: der Regierungsgehülfe des Andronikus war sein Sohn Michael, ein gleichgültiger Charakter, dem Tugenden und Laster gleich sehr fehlten. Dieser Michael aber hatte einen Sohn, welcher, nach seinem Großvater Andronikus genannt, einige Anlagen zeigte; und, von diesen entzückt, ruhete der alte Imperator nicht eher, als bis auch dieser junge Prinz förmlich zum Reichsgehülfen angenommen war. Großvater, Vater und Sohn regierten also gleichzeitig, und wer, die Verkehrtheiten des Hofes bewundernd, dies Verhältniß erheben wollte, nannte es die erhabene Trias (Dreieinigkeit). In den Lüften des Palastes erzogen, konnte der jüngere Andronikus nicht ein männliches Alter erreichen, ohne von einem frühzeitigen Ehrgeize geplagt zu werden. Sehr bald forderte er die Suveränetät über eine reiche und fruchtbare Insel, um seinem Hange nach Unabhängigkeit und Vergnügen genug zu thun. Was vielleicht das Vernünftigste war, versagte die Zärtlichkeit des Großvaters, der sich von dem Enkel nicht trennen wollte. Dieser nun ergab sich einem ausschweifenden Leben, welches die klugen Genueser mit den größten Summen unterstützten. Ein schönes Weib, dem Range nach Matrone, den Sitten nach nur eine H..e, erwarb sich das Verdienst, den jungen Imperator in der Liebe zu unterrichten; an ihr hing er mit aller Leidenschaft der Jugend. Doch sehr bald machte

er die Entdeckung, daß er einen Nebenbuhler habe, und, aufgebracht darüber, beschloß er sich zu rächen. Sein Geheimniß einem Officiere der Leibwache anvertrauend, fand er leicht das Werkzeug, dessen er bedurfte; und, von einem angelegten Hinterhalte aus, wurde ein Jüngling erschossen, als er eben die Schwelle der Geliebten betreten hatte. Dieser Jüngling war kein Anderer, als der Bruder des jungen Andronikus. Der Imperator Michael, ihr gemeinschaftlicher Vater starb nach acht Tagen vor Kummer über dies Ereigniß. Unstreitig hatte ein Brudermord nicht in den Absichten des jungen Wüstlings gelegen; aber zufrieden mit diesem Bewußtseyn, freute er sich nur über die Aussicht, die er durch den Tod seines Vaters gewonnen hatte, schneller auf den Thron zu gelangen. Sein ganzes Betragen mußte sehr anstößig seyn, weil sein Großvater ihm seine Liebe entzog und auf die Wahl eines anderen Nachfolgers bedacht war. Um den Wüstling desto sicherer entfernen zu können, wollte man ihm einen förmlichen Proceß machen, wovon die Folge keine andere gewesen seyn würde, als — Verurtheilung zur Zelle, oder zum Gefängniß, verbunden mit der Blendung. Diesem Schicksal kam der junge Andronikus dadurch zuvor, daß er die Leibwache gewann. Seinem Großvater blieb nichts anderes übrig, als eine Aussöhnung mit seinem Enkel.

Den Proceß hatte der junge Andronikus abgewendet; allein wie konnte er einem Hofe vertrauen, der mehr als je gegen ihn erbittert seyn mußte? Unterstützt von dem Groß-Domesticus Kantacuzenus, ergriff er, unter dem Vorwande einer Jagdpartie die Flucht, wen-

dete sich nach Adrianopel, und fand in dem Mißvergnü-
gen der Provinzen über anhaltende Bedrückungen bald
so viel Zulauf, daß er an der Spitze eines Heers von
50,000 Mann gegen seinen schwachen Großvater anrücken
konnte. Dieser Bürgerkrieg kam nicht zum Ausbruch, weil
der Großvater lieber unterhandeln, als schlagen, wollte.
Es wurde also ein Vertrag geschlossen, nach welchem der
ältere Andronikus Constantinopel, Thessalonika und die In-
seln für sich behielt, während der jüngere die Suveränetät
über den größten Theil von Thracien, von Philippi bis zur
byzantinischen Gränze, erhielt. Diesem Vertrage folgte
ein zweiter, wodurch sich die beiden Imperatoren über
den Truppensold und über die Staatseinkünfte verglichen.
Großvater und Enkel bildeten also gesonderte Autoritäten
in einem und demselben Reiche; und hierin zeigte sich
die Schwäche der byzantinischen Regierung in ihrem
ganzen Umfange. Wer dabei am wenigsten aushalten
konnte, waren die Unterthanen; denn sie vor Allen
hatten Ursache, zu wünschen, daß die doppelte Richtung,
der sie ausgesetzt waren, aufhören möchte. Nur in Con-
stantinopel hielt man es mit dem alten Imperator, aus
Gründen, die in dem Wesen einer Hauptstadt lagen.
In den Provinzen fiel alles dem jüngeren bei, und leicht
begreift sich, wie man dabei nur den eigenen Vortheil
in Anschlag brachte. Nichts war, während der vierzig-
jährigen Regierung des älteren Andronikus für das Glück
seiner Unterthanen geschehen; und wie streng auch die
Steuern eingefordert wurden, so war es doch nie dahin
gediehen, daß man dreitausend Pferde und zwanzig Ga-
leeren unterhalten hätte, um den Fortschritten der Tür-

ken eine Gränze zu setzen. Nur allzu sehr pflichtete man also dem jüngeren Andronikus bei, wenn er sagte: „sein Schicksal sei nur allzu verschieden von dem des Alexander; denn, wenn dieser sich darüber beklagt hätte, daß sein Vater Philipp ihm nichts zu erobern übrig lasse, so müsse er sich darüber beschweren, daß sein Großvater ihm nichts zu verlieren übrig lasse."

In dieser Lage konnten die Dinge nicht lange bleiben. Was von beiden Seiten durch Unterhandlungen geleistet wurde, steht dahin: genug, daß im Jahre 1328 sich in der Nacht des 24. May Constantinopels Thore dem jungen Andronikus öffneten, und daß sein Großvater, nachdem er vor dem Bilde der heil. Jungfrau gebetet hatte, ihm wissen ließ: er wolle entsagen, wenn der Sieger seines Lebens schonen wolle. Die Antwort des jungen Imperators war anständig und menschlich. Er übernahm die Verwaltung, und ließ seinen Großvater im Palaste wohnen, wo er, auf ein Einkommen von unregelmäßig gezahlten zehn tausend Goldstücken beschränkt, nach und nach so tief herabsank, daß er, vier Jahre nach seiner Abdankung, als Mönch in einer Zelle starb. Er hatte, als dies geschah, ein Alter von 74 Jahren erreicht, und, bei verdunkeltem Gesicht und gänzlich abgestorbenen Sinnen, seinen Lieblingsgenuß in ägyptischem Scherbet gefunden.

Inzwischen hatten sich die Türken von den Unfällen erholt, deren Urheber Roger de Flor zwei Jahre hindurch gewesen war. Die Eroberung von Prusa, welche im Jahre 1326 erfolgte, muß als die wahre Epoche ihrer Herrschaft betrachtet werden. Othman überlebte

sie nicht lange; aber sein Sohn Orchan fuhr fort in seinem Geiste zu handeln, und in ihm muß man den Stifter des osmanischen Reichs anerkennen. Er erlaubte den christlichen Einwohnern von Prusa Leben und Eigenthum mit dreißig tausend Goldkronen zu erkaufen, und von Stund' an, erhielt diese Stadt das Ansehn einer türkischen Hauptstadt. Es wurde eine Moskee erbaut, eine Schule gestiftet, ein Hospital gegründet. Die Seldschuckische Münze nahm bald das Gepräge der neuen Dynastie an. Durch die geschicktesten Lehrer in allen Arten damals üblicher Wissenschaften zog der neue Regent die Zöglinge persischer und arabischer Anstalten an sich. Den Posten eines Veziers erhielt Aladin, Orchans Bruder. Eine verschiedene Tracht sonderte den Landmann von dem Städter, den Moslem von dem Ungläubigen oder Christen. Er warb ein neues Heer, dem er Sold reichte, und verbesserte seine Kriegseinrichtungen dadurch, daß er seine Landsleute auf den Dienst zu Pferde beschränkte, und dieser Reiterei ein Fußvolk aus geworbenen oder geraubten Christen entgegensetzte, welche er im Islam unterrichten ließ. Nicht daß Orchan in allen diesen Dingen Erfinder gewesen war; er ahmte nur nach, was Viele vor ihm gethan hatten, was im ganzen Orient bereits eingeführt war und — was geschehen mußte, wenn das Heer nicht der Staat bleiben sollte. In der Natur der Sache lag, daß er von seinen Einrichtungen alle die Vortheile zog, welche ihm als dem umfassendsten Kopf unter den übrigen Oberhäuptern gebührten. Die Hauptstadt, welche er seinem Staate gegeben hatte, übte bald eine anziehende Kraft, der selbst die stärkeren Hor-

den auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Orchan selbst erweiterte seinen Staat durch die Eroberungen von Nicäa und Nicomedien, welche er in dem Zeitraum von dreizehn Jahren zu Stande brachte.

Ein jugendliches Reich mit allen seinen Bestrebungen nach Fortdauer und Größe war ein höchst gefährlicher Nachbar für das oströmische Kaiserthum, dessen abgenutzter Mechanismus sich nicht mit einer Wiederherstellung vertrug. Andronikus der jüngere selbst war nicht gemacht, einen einmal gefaßten Vorsatz mit Standhaftigkeit durchzuführen. Kaum hatte er den Thron seines Großvaters eingenommen, als er, so wie alle seine Vorgänger, der Hoffitte unterlag, die, indem sie in dem Imperator den ganzen Staat erblickte, immer nur auf das Verderben von beiden hinwirken konnte. Tausend Falken, tausend Hunde und tausend Jäger schienen nicht zu viel, um die Lust zu befriedigen, welche Andronikus am Jagen fand. Wie sehr das Heer hierüber vernachlässigt wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Gestachelt von dem Spott der Hauptstadt, entschloß sich Andronikus zwar zu einem Krieg mit den Türken; allein eine Niederlage und eine Wunde waren die einzigen Trophäen, die er aus Asien zurück brachte. Unfähig zur Fortsetzung des Krieges, mußte er sich gefallen lassen, daß die heiligen Bücher, Gefäße und Bilder, welche Orchan in Nicäa und Nicomedien erobert hatte, in Constantinopel auf den Markt gebracht wurden, um versilbert zu werden. Alle Mißbräuche der Civil-Verwaltung erstiegen unter ihm den Gipfel. Er selbst wurde frühzeitig alt, und nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte, starb

er

er, erschöpft von jugendlichen Ausschweifungen in einem Alter von vier und vierzig Jahren. Er war zweimal verheirathet: das erste Mal mit einer Tochter des Herzogs von Braunschweig, den die Griechen als einen kleinen Fürsten des nördlichen Deutschlands beschreiben, welcher sein Einkommen aus Silberminen bezogen; das zweite Mal mit einer Schwester des Herzogs von Savoyen. Die erste dieser Ehen war unfruchtbar. Nicht so die zweite: aus ihr entsproß Johann Paläologus, der bei dem Tode seines Vaters erst neun Jahre zählte.

Zu den bestehenden Uebeln des oströmischen Reichs gesellte sich also die Minderjährigkeit des Fürsten, durch welchen das Geschlecht der Paläologen allein fortgepflanzt werden konnte. Da seine Mutter sehr wenig geeignet war, in seinem Namen zu regieren, so fiel diese Bürde auf die Schultern des Groß-Domesticus Johann Kantakuzenus, von welchem oben bemerkt worden ist, daß er der standhafte Freund des jüngeren Andronikus gewesen sei. Das Testament des Verstorbenen übertrug ihm die Vormundschaft über den Minderjährigen, und die Regentschaft des Reichs; an seiner Berechtigung war also nichts zu tadeln. Indeß scheint in dem Charakter des Kantakuzenus mehr als Ein Fehler verborgen gewesen zu seyn. Nach dem Bilde, das er von sich selbst entworfen hat, wird man zum Wenigsten verführt, ihm eine allzu weit getriebene Nachgiebigkeit zum Vorwurf zu machen. Es giebt Umstände, wo Festigkeit des Willens und Charakters trotz unentbehrliche Eigenschaften sind; und diese Umstände stellen sich am gewöhnlichsten in Monarchieen dar, welche Erblichkeit und Unumschränktheit vereinigen möch-

ten. Kantakuzenus, dem selbst seine Feinde die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er uneigennützig und großmüthig gewesen, beging, nach seinem eigenen Geständniß, einen bedeutenden Fehler dadurch, daß er den ehrsüchtigen Apokaukus zum Großherzog oder Admiral ernannte. Kühn und kriechend, raubsüchtig und verschwenderisch, war Apokaukus kaum zum Oberbefehl über die Flotte und zum Besitz eines festen Platzes gelangt, als er an die Spitze einer Verschwörung trat, deren Gegenstand der Fall seines Wohlthäters war. Leicht fand er den Beistand der verwittweten Kaiserin; noch leichter den des Patriarchen Johann von Apri, eines eben so stolzen als schwachen Mannes, der, von einer armen Sippschaft umgeben, diese durch Confiscationen zu bereichern hoffte. Diese drei Personen, wenn gleich in ihren Absichten noch so verschieden, vereinigten sich leicht über die Mittel zum Sturze des Groß-Domestikus. Der Senat erhielt einen Schatten von Autorität zurück, und das Volk wurde durch Verheißungen von Freiheit getäuscht. Alsdann griff man den Verhaßten erst mit heimlichen, zuletzt mit offenen Waffen an. Man bestritt seine Vorrechte; man bekämpfte seine Meinungen; man verfolgte seine Freunde; man bedrohete seine Sicherheit, sowohl im Felde, als in der Residenz. Endlich, als er in Staatsangelegenheiten abwesend war, wurde er des Verraths angeklagt, als Feind der Kirche und des Staats gebannt und mit allen seinen Anhängern dem Schwerte der Gerechtigkeit, der Rache des Volks und dem Satan überliefert. Auch unter so kritischen Umständen verläugnete der Groß-Domestikus seinen angebornen Charakter nicht. Er machte Gegenvor-

stellungen, er erbot sich zu dem allervollständigsten Beweise seiner Unschuld, und versprach, seinen Kopf auf das Blutgerüst zu tragen, wenn man finden würde, daß es sich anders verhielte.

Erst als er einsah, daß seine Feinde nicht zu gewinnen wären, entschloß er sich, auf den Rath seiner Anhänger zu einem entscheidenden Schritte: er legte zu Demotika, seinem Domän, den Purpur an; wie er selbst bekennt, mehr aus Noth, als aus freier Wahl. Seine Feinde, welche dies vorhergesehen hatten, säumten nicht mit Gegenanstalten: während Constantinopel dem jungen Imperator anhing, wurden Thracien und Macedonien zum Abfall von dem Groß-Domesticus bewogen, und der König der Bulgaren zur Besetzung von Adrianopel eingeladen. Kantakuzenus, der diesen Gegenanstalten um so weniger gewachsen war, weil der größte Theil seines Heeres auf die erste Nachricht ihm ungetreu wurde, wollte sich mit einer Auswahl nach Thessalonika begeben, als er sich durch seinen Erzfeind Apokaukus verfolgt sah. Um nicht in dessen Hände zu fallen, wendete er sich nach Servien. Hier fand er den Schutz des Despoten. Es hob ein Bürgerkrieg an, der beinahe sechs Jahre dauerte und das Reich mehr als jemals erschöpfte. Was die Nachwelt von den Begebenheiten desselben weiß, verdankt sie der Feder des Kantakuzenus, der, indem er bei dem Unterschiede des auswärtigen Krieges von dem Bürgerkriege verweilt, die sehr verständige Bemerkung macht, „daß jener der immer erträglichen, oft sehr wohlthätigen, Sommerwärme gleicht, während dieser nur dem hitzigen Fieber zu vergleichen

ist, das die Lebenskraft verzehrt." Entschieden wurde der lange Streit durch den Beistand der Türken, welche jetzt (1341) zuerst den europäischen Boden in größeren Massen betraten. Gewonnen für Kantakuzenus, halfen sie ihm die verlornen Provinzen wieder erobern. Der junge Kaiser war auf den Besitz der Hauptstadt beschränkt, als Apokaukus das Opfer seiner Tyrannei wurde. Mit seinem Leben war die Lust zur Fortsetzung des Bürgerkrieges verschwunden. Es gab zwar noch Bewegungen; allein sie waren matt und kraftlos. Die Kaiserin-Mutter zerfiel mit dem Patriarchen, und bedrohete diesen mit der Absetzung. Unter solchen Umständen öffnete ein Italiäner, Namens Facciolati, dem die Flotte und die Wache anvertrauet war, dem Kantakuzenus das goldene Thor. Die Kaiserin-Mutter, Anfangs wüthend, fand sich in ihr Schicksal, sobald sie sah, daß Widerstand vergeblich seyn würde. Es wurde ein Vertrag geschlossen, welcher die Rechte des Kantakuzenus mit denen seines Mündels vereinbarte, und das Siegel dieses Vertrages war die Vermählung seiner Tochter mit Johann Paläologus. Von jetzt an hatte Constantinopel wieder zwei Imperatoren und drei Kaiserinnen.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges stand es unstreitig in Orchan's Gewalt, ob er in Thracien zurückbleiben wollte, oder nicht. Er zog es vor, seine Macht in Asien zu befestigen, und es der Zeit zu überlassen, was sie zu seinem und seiner Nachfolger Vortheil in dem westlichen Theile des oströmischen Reichs bewirken werde. Doch ging er nicht nach Bythinien zurück, ohne seinen Harem durch eine Tochter des Imperators Kantakuzenus ver-

mehrt zu haben. Theodora — so hieß diese Prinzessin — wurde dem türkischen Emir von ihrer eigenen Mutter überliefert; und was in der Verbindung einer christlichen Prinzessin mit einem Anhänger Mahomeds schändlich war, wurde nur durch den Vertrag aufgewogen, den die Kaiserin-Mutter mit eben diesem Orchan abgeschlossen hatte, um, wo möglich, seinen Beistand zu fesseln. Da die Versunkenheit der oströmischen Regierung sich nach ihrem ganzen Umfange in diesem Vertrage aufdeckt, so sind wir um so mehr verpflichtet, ihn in diesem Zusammenhange anzuführen. Orchan hatte die Bedingung gestellt, daß es ihm erlaubt seyn sollte, seine Gefangenen entweder in Constantinopel zu verkaufen, oder nach Asien überzusetzen; und die Kaiserin Anna hatte diese Bedingung angenommen. Diese Gefangene waren — Unterthanen der Kaiserin, auf europäischem Boden zu Gefangenen gemacht, und unter den Augen der obersten Macht in der Hauptstadt des Reichs feil geboten. Man sah demnach zu Constantinopel nackte Schaaren von Christen beiderlei Geschlechts, von Priestern und Mönchen, von Matronen und Jungfrauen, auf den Markt gebracht; und was das Scheußliche dieses Schauspiels vermehrte, war die Grausamkeit, womit ihre Treiber die Peitsche gebrauchten, um die Kauflust durch das Mitleid zu verstärken. Und dies Schauspiel dauerte selbst nach wiederhergestelltem Frieden fort, indem Kantakuzenus sich nicht getraute, den Tractat aufzuheben. Es war also wohl kein Wunder, wenn die Bande des Gehorsams und der Liebe sich in dem Verhältnisse der Griechen zu ihrer Obrigkeit immer mehr auflöseten; denn

wie hätten jene sich ein Geheimniß daraus machen können, daß ihre Regierung ohne Sinn für Ehre und Schande, so wie ohne Gefühl für Bestimmung und Pflicht, sei!

Die öffentliche Ruhe war nicht von langer Dauer. Nach Bürgerkriegen dauern die Partheien fort, und was allgemeines Vergeben und Vergessen (Amnestie) genannt wird, befriedigt in der Regel nur die kleine Anzahl Derer, die ihre Zwecke erreicht haben. Unfähig, alle seine Anhänger auf der Stelle zu belohnen oder auch nur zu entschädigen, erschien Kantakuzenus seinen Freunden in dem Lichte eines Undankbaren, der, auf den Thron des großen Constantin erhoben, noch immer als Privatmann denke und empfinde. Die Anhänger der Kaiserin ihrer Seits erröteten über den Gedanken, ihr Leben und Vermögen der Gnade eines Usurpators verdanken zu müssen. Nach und nach zeigte sich, wie gefährlich es ist, der öffentlichen Verehrung zwei Gegenstände darzubieten, zwischen welche sie sich theilen kann. Während die Freunde der Paläologen die zärtlichste Sorge für die Erbfolge und selbst für das Leben des jungen Imperators zur Schau trugen, verlangten die Freunde des Kantakuzenus von jedem Treueide losgesprochen zu werden, der sich nicht auf ihn bezöge; sie forderten sogar, daß man ihnen die Vertheidigung gewisser Sicherheitsplätze überlasse. Kantakuzenus selbst lebte in steter Besorgniß, daß irgend ein Tollkühner den rechtmäßigen Prinzen entführen und den Bürgerkrieg von neuem anzetteln möchte. Der Sohn des Andronikus zeigte, so wie er sich dem männlichen Alter näherte, die Anlage zu allen den Lastern, welche seinen Vater ausge-

zeichnet hatten, und es fehlte, wie man leicht glauben wird, nicht an Bereitwilligen, die ihn darin bestärkten. Um mit Einem Schlage aus allen Verlegenheiten zu kommen, nahm Kantakuzenus die Herausforderungen an, welche der Despot von Servien zu einem Kriege gab: er sah hierin das Mittel, alle Partheien zu vereinigen und die Jugend seines Mündels vor einem gänzlichen Verderben zu bewahren. Doch dieser Krieg war bald beendigt, weil er nicht mit Nachdruck geführt werden konnte. Nach wiederhergestelltem Frieden wurde der junge Paläologus in Thessalonika zurückgelassen, theils um den Frieden der Hauptstadt zu sichern, theils um seinen Charakter vor den Einflüssen derselben zu bewahren. Allein das Böse wird nur dadurch abgewendet, daß man es im Keime erstickt. Die Zweiheit der Imperatur mußte auf irgend einem Wege fortgeschafft werden, und die Freunde des jungen Imperators waren Tag und Nacht beschäftigt, dies zu Stande zu bringen.

Ein Vertrag, mit dem Despoten von Servien abgeschlossen, gab das Zeichen zu einem neuen Bürgerkriege, in welchem Kantakuzenus, auf dem Throne des älteren Andronikus, dieselben Vorrechte vertheidigte, die er in einer früheren Periode so lebhaft bestritten hatte. Die Kaiserin-Mutter machte jetzt die Vermittlerin; mit welchem Herzen und welcher Gesinnung, läßt sich leicht errathen. Nichts vermochte über den jungen Imperator die Vorstellung, daß Kantakuzenus sehr bald selbst ausscheiden werde, daß er sich nach diesem Zeitpunkt sehne, daß er schon lange damit umgegangen sei, den Rest seines mühvollen Lebens in irgend einem Kloster zuzubringen und

die himmlische Krone gegen den irdische zu vertauschen. Mit Recht wendete er dagegen ein, daß Kantakuzenus, wenn er wirklich solche Gesinnungen und Vorsätze nähre, durch nichts verhindert werde, ihnen auf der Stelle gemäß zu handeln. In der That war eine freiwillige Abdankung von Seiten des alten Imperators das einzige Mittel, einem neuen Bürgerkriege zuvorzukommen. Daß er es nicht wählte, kann ihm nur zum Vorwurf gereichen; denn worin auch die Laster des jungen Paläologen bestehen mochten, so reichten ihre Wirkungen doch immer nicht an die eines Bürgerkrieges, in welchem Türken und Servier die Folgen einer schlechten Staatsgesetzgebung aufzuheben bestimmt waren. Dieselbe Hülfe, welche Johann Paläologus in den Serviern gefunden hatte, fand Kantakuzenus in den Türken. Orchans Sohn, Soliman, kam an der Spitze von 10,000 Pferden, und entschied den Streit nur allzubald zum Vortheil dessen, der ihn gerufen hatte. Zu Lande und zu Wasser geschlagen, sah Paläologus sich genöthigt, Schutz und Schirm bei den Franken auf der Insel Tenedos zu suchen. Sein Eigensinn, während Kantakuzenus noch immer zu einer Aussöhnung bereit war, bewirkte, was sonst unstreitig unterblieben seyn würde; die Erhebung des Mathias, eines Sohnes des alten Imperators, zum Reichsgehülfen. Hierdurch war die Erbfolge in dem Hause des Kantakuzenus festgestellt.

Inzwischen hielten es die Einwohner von Constantinopel mit dem vertriebenen Kaiser, nicht aus Achtung für sein Geschlecht — denn dieses war nie achtungswürdig geworden — sondern, im Geiste der Hauptstädter, aus Haß gegen die einmal vorhandene Macht.

Ihre Stimmung war als gleichgültig zu betrachten, so lange nicht etwas vorhanden war, das sie in Anspruch nahm. Dies Etwas fand sich indeß in der Person eines edlen Genuesers, der sich der Wiederherstellung des Paläologen gegen das Versprechen unterzogen hatte, daß ihm die Schwester des Imperators zu Theil werden sollte. Mit zwei Galeeren und etwa zwei tausend Mann Hülfstruppen wurde die Umwälzung versucht. Irgend ein Vorwand verschaffte ihnen den Eingang in den kleineren Hafen. Von hier aus in die Hauptstadt eingelassen, riefen die Truppen: langes Leben und Sieg dem Imperator Johann Paläologus; und da der Pöbel von Constantinopel einstimmte und durch seine Bewegungen zu erkennen gab, daß er das angefangene Werk durchsetzen wollte: so hielt Kantakuzenus es für gerathen, vom Thron herabzusteigen und Mönch zu werden. Das Trauerspiel war hierdurch beendigt; denn nichts hatte der junge Paläologe gegen einen so frommen Entschluß einzuwenden. Der alte Imperator nahm als Mönch den Namen Joasaph an, lebte abwechselnd in Constantinopel und auf dem Berge Athos, schrieb die Geschichte seines Lebens, und verließ die Einsamkeit nur dann, wenn er als Diener des Friedens aufzutreten berufen wurde.

Vergeblich forderte, nach hergestelltem Frieden, der byzantinische Hof die Zurückgabe der thracischen Festungen von Orchan und seinem Sohne Soliman, diese erfolgte selbst da noch nicht, als man über ein Lösegeld von 60000 Kronen einig geworden und die Hälfte dieser Summe bereits bezahlt war. Ein Erdbeben, das die Festungswerke der Städte zerstörte, kam hinzu, die Macht der

Türken zu vergrößern. Gallipolis, der Schlüssel des Hellespont, von ihnen wiederhergestellt, wurde zu einem festen Punkt, von welchem sie nicht mehr vertrieben werden konnten; denn alle Unternehmungen des jungen Kaisers zu diesem Endzweck waren ohne Erfolg. Was sie noch mehr befestigte, war der Rath des Mönchs Joasaph, der, mit seiner angebornen Milde, sich gegen jede entscheidende Maaßregel erklärte, indem er die Griechen immer nur auf ihre Schwäche in Vergleichung mit den Türken aufmerksam machte.

Die Türken hatten also um das Jahr 1353 auf europäischem Boden festen Fuß gefaßt, und es ist jetzt nur noch der Mühe werth, zu sehen, wie sie sich mit jedem Jahre weiter ausbreiteten, und wie selbst ein großer Unfall sie nicht mehr an der gänzlichen Zerstörung des oströmischen Reiches verhindern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Ludwigs des Vierzehnten Monarchie sich in sich selbst auflösete.

Ein Auszug aus Lemontey's Essay sur l'établissement monarchique de Louis XIV.

(Fortsetzung.)

Gewiß, Ludwig der Vierzehnte war, seiner Persönlichkeit nach, nicht aus gemeiner Form hervorgegangen. Hatte man ihn gesehen, so bedurfte es keiner weiteren Anstrengung der Einbildungskraft, um sich einen König zu malen. Ich bin nicht Willens, hier zu wiederholen, was so viele Schriftsteller über seine Würde, seine Geradheit, seine Anmuth, seine sanfte, edle und leichte Art sich auszudrücken, und über seinen unerschütterlichen Gleichmuth aufgezeichnet haben. Bemerken muß ich indeß, daß diese letztere Eigenschaft, welche in ihm der Urquell mehrerer herrlichen Gaben war, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit den ersten Rudimenten seines physischen und sittlichen Wesens in Verbindung stand. Die Unfreundlichkeit der Witterung berührte ihn eben so wenig, als der Wechsel des Glücks, und nie hat ein unempfindlicher Körper einer unerschütterlicheren Seele zum Wohnsitz gedient. Man wundere sich also nicht, wenn man Ludwig den Vierzehnten aus einem so vollkommenen Gleichgewicht diese Kunst zu wollen, und dies

Bedürfniß zu entscheiden schöpfen sieht: seltene und nothwendige Fähigkeiten, welche gerade Denen, die nie dahin gelangen werden, am leichtesten zu erwerben scheinen; ich meine die kalte, gleichförmige und rasch vollbringende Mäßigung, die im Zusammenstoß so vieler Leidenschaften, in der Anordnung so vieler Angelegenheiten, weder Uebereilung, noch Verzug, noch Leichtfertigkeit zuläßt, mit Einem Worte, die strenge Theorie, nach welcher ein König, indem er die Affectionen des Menschen dem öffentlichen Vortheil aufopfert, in constitutioneller Weise zum Egoisten wird *). Auch muß ich bei ihm noch zwei besondere Eigenschaften als Regierungsmittel in Betrachtung ziehen. Die eine war seine Halsstarrigkeit, das Vertrauen, welches er einmal in seine Werkzeuge gesetzt hatte, nicht zurückzuziehen, ohne von einer augenscheinlichen Gefahr dazu genöthigt zu seyn; hierin ahmte er seinem Großvater nach, der Gemahlin, Religion und Beischläferin veränderte, nur nicht seine Minister. Die zweite war eine liebenswürdige und zarte Aufmerksamkeit, Fehler mit Sanftheit und beinahe mit Furchtsamkeit zu tadeln, die Schwäche, wenn sie sich mit Eifer verband, aufzumuntern, und gute Dienste übermäßig zu loben.

Wie oft hat man gesagt, daß Ludwig dem Vierzehnten vor allen übrigen Souveränen geschmeichelt worden! Um ganz gerecht zu seyn, hätte man hinzufügen sollen, daß er von allen der größte Schmeichler war.

---

*) N'ayez jamais d'attachement pour personne. (Art. V. de l'instruction de Louis XIV. à son petit-fils, allant regner en Espagne.)

Ein vorherrschender Zug seines Charakters fällt mir um so mehr auf, weil er mir viele Sonderbarkeiten desselben erklärt. Ich meine hier die Ueberzeugung, die er von seiner eigenen Göttlichkeit, sei es als König oder als Einzelwesen, hatte; und ich rede davon nicht als von einer kirchlichen Metapher oder einer Hyperbel morgenländischer Sprachen, sondern als von einem treuherzigen bestimmten Glauben, dessen Symbol er selbst niedergeschrieben hat. Er betrachtet sich als einen Statthalter, den Gott sich auf Erden gesetzt hat, und erblickt einen Genius, der ihn in sein Unternehmungen leitet; er ist des Glaubens, daß der Himmel den Königen die Einsichten, deren sie bedürfen und, mit denselben, eine übernatürliche Unterscheidungsgabe ertheilt, welche anderen Menschen versagt wird. Einen Fürsten, der sich nicht auf seine Eingebungen zu entschließen vermag, verachtet er um so mehr, weil er es ist, der seine Minister aufklärt, anstatt von ihnen Aufklärung anzunehmen. Kurz er ist so durchdrungen von seinem höchsten Wesen, daß er für gewiß annimmt, kein Sterblicher werde es wagen, ihn durch falsche Thatsachen zu täuschen, und die einzige Ursache seiner Unfälle sei die Herablassung, womit er bisweilen seiner eigenen Untrieglichkeit entsage, um eine fremde Meinung zu vernehmen *). Dieses innerliche

*) Hier folgen die Beweise für das Credo Ludwigs XIV: „Exerçant ici-bas une fonction toute divine, nous devons tacher de paraître incapable des agitations qui pourraient la ravaler.“ (Instructions pour le Dauphin Tom. II. p. 35.)

„J'ai marché droit à Lille, avec cet heureux genie, qui ne m'a pas jamais manqué.“ (Conversation devant Lille, Tom. II. p. 431.)

Gefühl des Monarchen zeigte sich in mehreren von seinen Gewohnheiten. Sein Gang, einfach genug für einen Halbgott, aber sehr affectirt für einen Sterblichen, setzte auf den ersten Anblick in Erstaunen; als Gebieter der Gewissen, zwang er die Mitglieder seines Hauses, ihre Beichtväter von ihm anzunehmen; Frau von Maintenon beklagte sich darüber, daß sie ihm nie habe begreiflich machen können, wie die Demuth eine christliche Tugend sei; ein sechzigjähriges Concert von allgemeinen Lobpreisungen hatte ihn nicht ermüdet, und nicht selten sang er die Hymnen, deren Gegenstand er war *); nicht

„Decidez; Dieu qui vous a fait roi, vous donnera les lumières qui vous sont necessaires." (Art. 33. de l'instruction au duc d'Anjou.

„Il est sans doute de certaines fonctions où, tenant, pour ainsi dire, la place de Dieu, nous semblons être participant de sa connoissance, aussi bien que de son autorité, comme par exemple, en ce qui regarde le discernement des esprits, le partage des emplois, et la distribution des graces." (Instruction pour le Dauphin Tom. II. pag. 283.)

„Dans la place qui vous attend après moi, vous ne pouvez plus sans honte être conduit par d'autres lumières." (Ibidem pag. 81.)

„Les fautes, que j'ai faites et qui m'ont donné de peines infinies, ont été par complaisance, et pour me laisser aller trop nonchalamment aux avis des autres." (Réflections sur le metier du roi Tom. II. pag. 456.)

*) Dieser unstillbare Durst nach Lobeserhebungen setzte den König dem bittersten Spott aus. Als Prinz Eugen eine französische Stadt erobert hatte, ließ er ein Schauspiel geben, das aus lauter Prologen von Quinault zusammengesetzt war. Wilhelm der Dritte kam, nach Beendigung eines Feldzugs, zu London in ein Schauspiel, wo die Actöre sogleich eine Ode zu seiner Ehre anstimmten. Wüthend erhob sich hierauf der König in seiner Loge, und

anders als mit Erbitterung und Aerger sprach er von enttäuschten Hofleuten, welche sich entschlossen hatten, den Zwang eines Klosters dem Joche des Hofes vorzuziehen; wer eine bis an Entzückung gränzende Liebe für seine Person affectirte, wurde mit Wohlthaten überschüttet, und man konnte bemerken, wie derselbe Mysticismus, der, so lange er sich gegen den König selbst hinwendete, so gut in Schmeichlern bezahlt wurde, in Frau Guyon und in Fenelon seine Strafe fand, als beide sich zu Gott wendeten. Die Malerei, ganz mönchisch, so wie sie aus Italien kam, wurde heidnisch, um Versailles mit den Vergötterungen seines Gebieters zu schmücken. Drei Jahre verstrichen, ehe Ludwig, von frommen Gewissensskrupeln geängstigt, das Feuer auslöschen ließ, das vor seiner Bildsäule brannte, und den Befehl ertheilte, der Familie la Feuillade die Summe zurückzuzahlen, womit dieser Götzendienst gestiftet war.

Eine so weit getriebene Selbstbezauberung in dem Kopfe eines mächtigen Monarchen, war mit Vortheilen und Nachtheilen verknüpft, die ich hier nicht gegen einander abwägen mag. Wenn Ludwig XIV. dieser Täuschung den feierlichen Anstrich, der seine Manieren hob, und zugleich die Treue verdankte, welche politische Verträge allein ausgenommen, sein Wort immer heilig machte: so dürfte man doch nicht leugnen können, daß sie ihn von dem Elende seiner Unterthanen allzu entfernt

rief: „Jagt diese Schufte fort! Halten sie mich für den König von Frankreich?“ Man hat, nicht ohne Grund, vermuthet, daß dieser satyrische Einfall vorher verabredet worden sey.

hielt. Es ist bemerkenswerth, daß in allen Schriften, die aus seiner Feder geflossen sind, selbst da, wo er sich sehr unruhig über die Urtheile der öffentlichen Meinung zeigt, nicht ein einziges Wort gefunden wird, welches den leisesten Wunsch, geliebt zu werden, andeutete. Man sieht wohl, daß er sich die Bewunderung des Volkes gefallen läßt; man sieht aber zugleich, daß er sich durch dessen Liebe beleidigt fühlen würde, weil Liebe Vertraulichkeit in sich schließt. Dieselbe Ostentation verfolgt ihn in den Spielen seines Hofes; er bestraft eine Spötterei stärker, als eine Gotteslästerung, und nie vergißt er die Wunden, welche seiner Eigenliebe geschlagen worden *). Doch, sei es Mitleid oder Größe, bisweilen, vorzüglich in einem höheren Alter, ließ er sich herab, jenen in Verfall gerathenen Großen zu schmeicheln, welche zärtlich zu seinen Füßen krochen; er begegnete ihren Eitelkeiten und ihren Bedürfnissen mit einer Zartheit, welche bisweilen wie Güte aussah. Er zeichnete sich aus in der magischen Kunst, an Kleinigkeiten einen unschätzbaren Werth zu knüpfen. Ich rede hier nicht von einem Leibrock à brevet, der mir immer als ein Spielwerk vornehmer Livree erschienen ist; ein dauerhafteres Wunder bezeugte seine Macht. Die Vergessenheit fing an, eine Decora-

tion

*) Inzwischen fordert die Gerechtigkeit, hinzuzufügen, daß er der Hauptstadt erlaubte, was er an seinem Hofe unterdrückte, und daß er in dieser Hinsicht auf die Unduldsamkeit seines Enkels schalt. Er sagte zu diesem: „Il est impossible d'ôter au public la liberté de parler; il se l'est attribué dans tous les temps, en tout pays, et en France plus qu'ailleurs.“ (Lettre de Louis XIV. à Philippe V., du 6 Sept. 1705.)

tion zu bedecken, welche, unter den Bacchanalen des Aberglaubens geschaffen, von zwei Blinden, der Geburt und der Gunst, vertheilt und bei ihrem ersten Entstehen auf der Brust der Lieblinge Heinrichs des Dritten besudelt war. Ludwig XIV. berührte diese Kinderklapper, und plötzlich war sie der Gegenstand der öffentlichen Achtung, und das Ziel des höchsten Ehrgeizes. Der politische Gebrauch der Auszeichnungen ist weit schwieriger, als man wohl denkt; der Franzose wird um so leichter dadurch beleidigt, je eifriger er danach strebt, und diese Münze, die in geizigen Händen Mißvergnügen weckt, wird abschätzig in verschwenderischen. Sie in Umlauf zu erhalten, giebt es kein sichreres Mittel, als sie zur Belohnung des Verdienstes, nicht der gefälligen Laster anzulegen; denn in dem menschlichen Herzen schwimmt über allen Leidenschaften ein Gefühl der Billigkeit. Der König fand diese Lösung in der Stiftung des h. Ludwig-Ordens. Wenn jener das Wunder seiner Jugend gewesen war, so war dieser das Meisterwerk seines reifen Alters.

Der Antheil, welchen Ludwig des Vierzehnten Name erweckt, wird die Untersuchungen entschuldigen, zu denen er uns über gewisse Abstufungen in dem Charakter dieses Fürsten fortgerissen hat. Fassen wir jetzt die großen Züge wieder auf, deren unmittelbarer Einfluß so entscheidend war! Wenn man vorhersah, daß der auf Einen Menschen zurückgeführte Staat alle Gefahren dieser schwachen Organisation lief, so beschleunigte der Zufall den Beweis. In der Mitte seiner Regierungszeit wurde der Monarch von einer Revolution in den Säften ge-

troffen, welche die Stärke seines Temperaments und den Lauf seiner Gedanken veränderte. Seine Laufbahn ward dadurch in zwei Hälften zerlegt, von welchen die eine sein Heldenleben, die andere sein Leben unter dem Joche bildete: kurz, weil man diese gemeine Wahrheit sagen muß, das Schicksal der Monarchie hing von einer Fistel ab *). Dem Eisen seines Operators entronnen, schien der König sein eigener Nachfolger geworden zu seyn. Nach Mazarins Tode hatte er sich, gleich einem Phänomen, über den na-

*) Gegen das Jahr 1682 zeigten sich die ersten Anfälle jenes Fistel-Schadens, dessen Operation der König im Jahre 1686 aushielt. Diese Krankheit war nur einer von den Zufällen allgemeiner Zerrüttung, die seine bis dahin sehr gesunde Constitution erfuhr. Sie wurde in der That von ernsten Unpäßlichkeiten begleitet, z. B. von verschiedenen Geschwüren; und bis zu seinem Tode verstrich kein Jahr ohne eine Abwechselung zwischen Fieber, Podagra und Blähungen. Er kam nun nicht mehr aus den Händen der Aerzte, die ihm mit unerbittlicher Pünktlichkeit bald zur Ader ließen, bald ihm Abführungen gaben. Mit seiner Gesundheit verschwanden die Siege, die Liebschaften und die Montespan. Mit seinen Unpäßlichkeiten kamen die Dragonaden, der Jansenismus, die Beichtväter, das Ansehn der Bastarde, die Belagerungen der Guvernante, und die Intriguen der Wittwe Jacobs des Zweiten. Eine physische Kraft entschuldigt gewisser Maßen seinen Verfall; aber seine Erhebung hatte er sich nur selbst zu verdanken gehabt. Bedenkt man, was er am Tage vor Mazarins Tode war und was er am folgenden Tage wurde; so verzeiht man ihm den Glauben an die göttliche Natur der Monarchen; denn man begreift, daß die Höhe und die Vereinzelung des Throns, die Neuheit und die Gefahren der Lage, einen angehenden König mit ganz neuen Gedanken erfüllen können. Die Geschichte ist voll von Verwandlungen dieser Art. Ich finde also, daß nichts unüberlegter, nichts unverantwortlicher ist, als — eingenommen zu seyn gegen einen erblichen Fürsten, ehe er den Thron versucht hat.

türlichen Bereich seines Geistes, über die Unfruchtbarkeit seiner Einbildungskraft und über die verächtliche Erziehung, die ihm zu Theil geworden, erhoben. Doch in dem Zeitraum, von welchem hier die Rede ist, hätte man sagen mögen, der erschöpfte Monarch büße eine Größe ohne Beispiel unter seines Gleichen, durch einen Verfall, der mit seinem Alter in keinem Verhältnisse stand. Vergißt man einige Blitze, welche der Zusammenstoß von Begebenheiten von einer Zeit zur anderen in Ludwigs XIV. Seele hervorbrachte: so erscheint dieser König in einem Alter von 47 Jahren nur noch als der Schatten von sich selbst. Der Gesetzgeber schweigt; die nützlichen Entwürfe sind in Colberts Grabe verscharrt, und es bleibt nichts übrig, als ein verzehrender Prunk. Der Handel geht in diesem Schiffbruch zu Grunde; die morgenländische Compagnie wird aus Siam vertrieben, und entweicht von Surate als zahlungsunfähig. Mitten in einem, an Männern von ausgezeichnetem Verdienste so fruchtbaren Jahrhundert zieht man unfähige Minister und beinahe lächerliche Generale vor. Voll Erstaunen sieht Frankreich in seinem Schooße nur Jammer und Thränen, in seinen Heeren nur Schande und Unfälle. Man fragt sich, was den König zwingen kann, so sehr gegen seinen eigenen Ruhm zu handeln; man fragt sich, wo der feste Wille geblieben sei, der Hindernisse aller Art überwältigte, wo der königliche Instinct, der ihm so sehr zu Statten kam, wo die herrliche Unterscheidungsgabe, welche die wahre Kunst zu regieren ist. In Wahrheit, welch ein Unterschied zwischen dem Suverän, der den Frieden von Nymwegen dictirte, den Canal von Langue-

boc graben und den Tartüffe aufführen ließ, und dem verliebten Frömmling, welcher das Reich in das Zimmer der Wittwe Scarron verlegt!

Aus diesem dunklen Gemach kamen Plagen ohne Ruhm. Die Zurücknahme des Edicts von Nantes, welche der Bartholomäus-Nacht so ähnlich sieht, wie ein französisches Verbrechen einem italiänischen gleichkommen kann, eröffnete eine lange Reihe von Proscriptionen. Die schrecklichen Einzelnheiten dieses Unternehmens machten die oberste Gewalt entweder sehr verhaßt, wenn sie dieselben kannte, oder sehr verächtlich, wenn dies nicht der Fall war. Unersetzliche Verluste an Reichthümern und nützlichen Bürgern bewahrheiteten die Verblendung des Verfolgers. Nach England verpflanzten französische Protestanten das Geheimniß und die Anwendung der ersten Maschinen, welche sein Gewerksglück gründeten, während die gerechte Klage der Verbannten zu Augsburg ein Rache-Bündniß befestigte. Um sich einen Begriff davon zu machen, mit welcher Wuth Ludwig XIV. in Europa von den Entwichenen zerrissen wurde, muß man die Predigt von dem jüngsten Gerichte lesen, welche in Holland von dem ernsten und sanften Saurin gehalten wurde: einem Manne, der zu den Zierden der protestantischen Kirche gehört. Demosthenes, Cicero, Bossuet haben einem Philipp, einem Catilina, einem Cromwell nicht fürchterlichere Streiche versetzt. Wer könnte an dem Antheil zweifeln, den der Fanatismus an diesem Umsturze der Pacification Heinrichs IV. hatte, wenn man sich erinnert, daß Ludwig XIV. aus eigener Bewegung sich dem Herzog von Savoyen als Bekehrer seiner Unterthanen antrug! Dieser

Fürst war allzu gewandt, um eine Hülfe zu verschmähen, welche auf seine Nachbarn die Schande einer solchen Gewaltthat brachte. Unsere Truppen zogen also aus, die Alpenthäler mit Blut zu färben und ihren schuldlosen Hirten dieselbe Alternative zu überbringen, welche das Louvre vernahm, als Karl der Neunte, verabscheuten Andenkens, unserem guten Heinrich die Wahl zwischen Messe und Tod ließ. Unwürdiger Eifer, welcher unser edles Heer nöthigte, die heil. Hermandad von Europa zu werden!

Man muß indeß bekennen: die Einheit des Gottesdienstes erschien dem Könige als das majestätische Ziel seiner verhaßten Unternehmung. Die Meinungen der Zeit verflochten sehr Viele in dieselbe; und die Schmeichelei, indem sie ihren Weihrauch verdoppelte, verbarg dem neuen Constantin das Elend seiner Schlachtopfer. Doch was nichts in der Welt zu entschuldigen vermag, ist das System von Gesetzgebung, womit der Verfolger sich beschützte. Die Jahrbücher der Welt bieten kein zweites Beispiel von einem Codex dar, der ganz auf eine Lüge gegründet war. Man nahm an, daß es in Frankreich keinen Ketzer mehr gebe, und diese Kriegslist bewies nur die Schwäche einer Regierung, die sich verstellen muß, oder die Leichtgläubigkeit eines durch den Stolz verblendeten Fürsten. Ludwig XIV. starb nicht, ohne durch die Empörung in den Cevennen und durch den demüthigenden Vertrag, der sie beendigte, enttäuscht zu seyn. Und vergessen wir nur nicht, daß er den Franzosen die Ehre erzeigte, ihrem Muthe in diesem Bürgerkriege zu mißtrauen. Zu den Niedermetzelungen in Lan-

guedoc brauchte er Soldaten, welche in Catalonien und Aragon unter solchen Geschlechtern geworben waren, die man für die grausamsten und am meisten fanatischen in Europa hält; er erinnerte auf diese Weise an die alten Spanier, welche zu ihren Missionären Doggen gesellten, die nach indischem Blute lechzten. Nichts desto weniger ließ er auf den Schultern seiner Nachfolger die Last dieser unbilligen Gesetze, die er nach dem Frieden von Utrecht auf eine ehrenvolle Weise hätte zurücknehmen können. Er setzte also diese Fürsten in den gefährlichen Wechselfall, entweder eine Jurisprudenz zu halten, welche die öffentliche Vernunft leicht verwerfen konnte, oder sie unter nachtheiligen Umständen abzuschaffen; denn der schlimmste Augenblick, eine Reform zu Stande zu bringen, tritt gewöhnlich dann ein, wenn sie sich nicht länger aufschieben läßt.

Dies Vermächtniß war von einem zweiten begleitet, welches nicht minder verhängnißvoll war. Ich deute hier die Streitigkeiten des Jansenismus an. Betraf diesen bejammernswerthe Krieg die Religion? Ungefähr eben so sehr, als die Kämpfe der Mönche um den Schnitt ihrer Kapuze. Der römische Hof benutzte ihn, indem er ihn verachtete. Welche Parthei ergriffen die benachbarten Könige und Völker in diesem Streite? Sie spotteten darüber; wir waren, was diesen Punkt betrifft, fortdauernd ein Gegenstand des Gelächters für Europa. Waren Jansenismus und Molinismus Factionen im Staate? Sie wurden es unter den Nachfolgern Ludwigs XIV. Denn so wie unter starken Regierungen geschlagene Partheien in dunkle und verachtete Secten aus-

arten, so verwandeln sich unter schwachen Regierungen aufgemunterte Secten in Partheien, und der Ehrgeiz stellt die Betriegereien des Fanatismus zurecht. Waren die Jansenisten Feinde des Königthums? Nicht mehr und nicht weniger, als die Calvinisten, welche Heinrich den Vierten krönten, und welche die Ligue, wie fanatische Anhänger der Krone und der Bourbons, auf das Blutgerüst geführt haben würde, wenn der Bearner den Kürzeren gezogen hätte. Jene wie diese entfernten sich von dem Throne, nicht als Sectirer, sondern als Unterdrückte; und gleich gemißhandelt, würden ihre Gegner es nicht besser gemacht haben. Secten haben kein politisches Gewissen; sie schließen sich an diejenigen an, welche erst ihre Freiheit und dann ihre Unduldsamkeit begünstigen. Und was hatten diese Spiele einer düsteren Theologie, welche so ungeschickt die Stelle der Carousselturniere und der galanten Wahlsprüche Benserade's einnahmen, für ernsthafte Folgen? Es läßt sich nicht leugnen: der Pflug, welcher die Asche des Port-Royal durchfurchte, bereitete Frankreich reiche Ernten von Haß und Rache und Unordnung. Wir finden diese heftigen Gefühle, das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, in den Intriguen des Hofes, in den Verwirrungen der Magistratur und in den letzten Zuckungen des Staats wieder. Was sag ich? Die Pechfackeln, welche die Gebrechlichkeit des großen Königs angezündet hatte — ich habe sie noch auf dem Leichname der Monarchie lodern gesehen.

Jene Verirrungen, welche die Regierung für die Zukunft bedroheten, verminderten die ihr gebührende

Achtung für die Gegenwart. Voll Unruhe fragen wir uns, was die Franzosen des 17ten Jahrhunderts von den Verhältnissen ihres Königs zu seinen Beichtvätern und zur Marquise von Maintenon dachten. Die Frömmigkeit eines Fürsten gewährt seinen Völkern eine so edle und so sanfte Garantie, daß sie ihrer Huldigungen gewiß ist, so lange sie für rein und aufgeklärt gehalten wird. Allein diese Achtung löset sich in Geringschätzung auf, sobald der Verdacht entsteht, daß jene das Spielwerk einer Cabale oder die Verirrung eines schwachen Geistes sei. Ludwig XIV., mehr frömmelnd als religiös, hatte nicht die echte Frömmigkeit eines Königs. Unterjocht von Priestern, nahm er ihre Leidenschaften an, welche sogar seine Redlichkeit, die beste seiner natürlichen Eigenschaften, verderbten. Nach dem Zeugnisse des Herzogs von St. Simon gab es sogar gerechte Ursachen zu der Vermuthung, daß Laien-Gelübde ihn mit dem Jesuiten-Orden in eine enge Verbindung gesetzt hatten. Zum wenigsten weiß man, daß er sich mit einer Menge Reliquien bekleidet hatte *), und nicht ohne Schmerz wird man gewahr, daß der Aberglaube diesen großen Monarchen bis zu den Andachtsübungen eines Ludwig des Elften herabgedrückt hatte. Wie weit war er von seinem alten Musterbilde zurückgewichen — von jenem Perikles, welcher auf seinem Sterbelager lächelte, als die Hand abergläubischer Weiber seinen Leib mit Amuleten bedeckte!

*) J'ai eu le courage de revoir les reliques que le roi portait sur lui. Je vous en envoie quelque chose. C'est, dit-on, de la vraie croix. J'ai distribué le reste ici." (Lettre de Madame de Maintenon, du 15. Sept. 1715.)

Die Herrschaft der Frau von Maintenon wirft auf dies Gemälde noch seltsamere Schatten. Die öffentliche Meinung ist in Frankreich immer sehr nachsichtig gegen die Galanterieen der Könige gewesen. Vielleicht hat sie zu denen eines Franz des Ersten und eines Heinrich des Vierten sogar gelächelt. Die französische Eitelkeit, weit stärker als die Moral, zollt dem Verführer, dessen Uebergewicht durch mehrere Opfer bestätigt wird, ihren Beifall, und verachtet den rechtschaffenen Mann, über welchen eine schätzbare Gefährtin allzu viel vermag. Weder Privat-Tugenden, noch ungemeine Geistesgaben reichten hin, Frau von Maintenon Gnade vor ihrem Jahrhunderte finden zu lassen. Unverwerfliche Thatsachen stellen sie allenthalben als einen Gegenstand des öffentlichen Hasses dar. Bald macht die Bosheit sie zu einer verstellten Heiligen, und ihre ungeschickte Rache betreibt die Verbannung der italiänischen Schauspieler, welche sie vielleicht sehr unschuldig auf die Bühne gebracht haben; bald führt sie selbst die Furcht vor der Verhöhnung der großen Menge als Entschuldigung an, daß sie den König vor seinem Tode verläßt. Das zweideutige Betragen des Monarchen, der sich eben so schämt, sie für seine Gattin auszugeben, wie sie für seine Beischläferin zu erklären, bringt den alten Zauber seines königlichen Lebens zu den Dimensionen eines Lustspiel-Rahmens herab *). Die berühmte Geliebte trat darin auf, als

*) Für uns ist es so gut als erwiesen, daß Ludwig XIV. heimlich Frau von Maintenon geheirathet hatte, obgleich kein materielles Instrument von dieser Verbindung je vorhanden gewesen

eine selbstsüchtige und geduldige Frau, gereift durch die Gewohnheit zu leiden und zu schmeicheln, halb Beischlä-

---

fin. Vier bis fünf Personen waren die Vertrauten; einige Hofleute vermutheten es; Dangeau wagte es nicht einmal, die Sache seinem Tagebuche anzuvertrauen. Was in unseren Augen nur eine heimliche Verbindung ist, welche die Kirche verdammt, das wurde von allen Zeitgenossen als ein von den Sitten gemißbilligter Umgang betrachtet. Ludwig quälte sich lange mit einer Kette, über welche er erröthete. Hieran läßt sich gar nicht zweifeln nach folgender Anekdote, welche die Ungnade des durch seine Gesandtschaft in Rom so bekannten Herzogs von Crequi erklärt. Zu einer Zeit, wo der Name der Frau Scarron noch nicht bis zu Ludwig XIV. gedrungen war, befand sich der Hof zu St. Germain. Man beschäftigte sich damals sehr viel mit Hexereien und Wahrsagung; und der König erfuhr, daß Hofleute, welche das obere Geschoß des Schlosses bewohnten, eine berühmte Wahrsagerin von Paris kommen lassen würden. Obwohl er wenig Glauben an dergleichen Orakel hatte, plagte ihn doch die Neugier, Theil an diesem zu nehmen, und die Gesellschaft ließ sich gefallen, ihn, wohlverkleidet, zu ihrem kleinen Sabbath hinzu zu lassen. Als nun die Reihe an ihn gekommen war, faßte die Wahrsagerin ihn scharf ins Auge, und sagte darauf: „er wäre verheirathet, aber galant und von den Weibern wohlgelitten; er werde Wittwer werden, und für eine alte Wittwe schlechten Herkommens und schlechter Sitten Feuer fangen; er werde sie heirathen und für sie in solcher Verblendung leben, daß sie ihn beherrschen und an der Nase herumführen werde." Stickend vor Lachen ging der König in sein Zimmer zurück. Wer ihm zuerst begegnete, war der Herzog von Crequi, mit welchem er auf einem vertraulichen Fuße lebte. Wort für Wort erzählte er ihm die Rede der Sybille. Beide machten sich lustig über die Plattheit der Wahrsagerin, über die Leichtgläubigkeit ihrer Betrogenen und über den hübschen Streich, den der König gespielt habe, wobei sie zugleich muntere Zusätze zu dem herrlichen Schicksale machten, das sie dem Monarchen verheißen hatte. Doch als in der Folge der Tod der Königin und die Liebhaberei Ludwigs des Vierzehnten für Madame Scarron eine so abgeschmackte Wahrsagung verwirklicht hatten, stellte sich dieser spaßhafte Auftritt unaufhörlich dem gedemüthigten

ferin halb Gewissensrath, die Sinnlichkeit des Fürsten reizend und sein Gewissen verwirrend. Dieses seltsame

---

Könige dar. Er wagte es nicht, die Augen vor Crequi aufzuschlagen, vermied sorgfältig seinen Umgang, und würdigte ihn weder eines Worts noch eines Blicks. Dieser ehrgeizige Hofmann begriff, daß hier nichts zu verbessern war, und von seinem Kummer ins Grab gestürzt, vertraute er sterbend dem frommen Charmel die seltsame Ursache seines Martyrerthums. Die Heirath des Königs war das Ergebniß zweier Antriebe: der Liebe, die er für Madame Scarron gefaßt hatte, und der Frömmelei, die ihm verbot, sie ohne die Einwilligung der Kirche zu besitzen. Doch ein verstohlnes Sacrament hatte die Aufgabe nur zur Hälfte gelöset; denn es leuchtete ein, daß eine heimliche Ehe in Hinsicht des Aegernisses sich nicht von dem Concubinat unterscheidet. Kein Staatsgrund entschuldigte überdies diese Verletzung der öffentlichen Sitten; denn, nachdem Ludwig die Erbfolge durch die Geburt seines Sohnes und seiner Enkel gesichert hatte, war es höchst gleichgültig, ob er eine Frau von dem Alter der Maintenon heirathete oder nicht. Man kann leicht denken, daß die letztere die Bekanntwerdung ihrer Verheirathung sehr lebhaft wünschte, und alle Kunstgriffe der Liebe und der Gewissens-Scrupel anwendete, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Doch ihre Kniffe scheiterten immer an dem eingewurzelten Stolz des Königs. Er stellte sich, als zöge er die Casuisten zu Rathe; aber er suchte in ihnen nicht sowohl Schiedsrichter, als Bundesgenossen gegen die Anforderungen der Gebieterin. Sie hatten die Wahl zwischen Ludwigs Gunst und der Gunst der Frau von Maintenon. Zehn Jahr später hätte diese Wahl zweifelhaft wernen können; damals aber war sie es nicht. De Harlay, Bossuet, Fenelon und der Pater la Chaise billigten für den König eine Verheimlichung, welche für jeden Andern ein Verbrechen gewesen seyn würde. Diese Entscheidung muß uns nicht in Erstaunen setzen; denn zu allen Zeiten sind die Vorschriften der Kirche gemildert worden. Was uns allein auffallen darf, ist der Mißgriff der Schriftsteller, das für Muth auszugeben, was in sich weiter nichts war, als eine Nachgiebigkeit von Hofprälaten. Ludwigs Abneigung gegen eine öffentliche Erklärung seiner letzten Heirath lag am Tage. Louvois wußte, woran er damit war; er berechnete, daß sein Eifer

Gemisch von entgegengesetzten Neigungen schändete eine Leidenschaft, an welcher Jugend, Zärtlichkeit und Berauschung nicht den geringsten Antheil hatten. Darf man zahlreichen Zeugnissen glauben, so sah das Volk in der Liebe des Königs nur die Kennzeichen der Schwäche, und in seiner Frömmelei nur die der Furcht. Was man seit vierzehn Jahrhunderten einem Könige von Frankreich am wenigsten verzeihet, sind — Schwäche und Furcht.

Bis zu welchem Grade der Greis besessen war, dies zeigte sich in dem Edict von 1714 und in der Declaration von 1715, welche seine Bastarde mit den Rechten der Prinzen vom Geblüt und mit der Fähigkeit zur Thronfolge bekleideten. Schon hatte er darauf angespielt, als er die drei Häupter der Nebenlinien seines Hauses, Orleans, Condé und Conti, gezwungen hatte, seine drei natürlichen Töchter zu heirathen, nachdem der Prinz von Oranien dieselben verschmähet hatte. Unstreitig hatten große Aergernisse die ersten Zeiten seiner Regierung ausgezeichnet. Angesichts des Heeres hatte er in einem und demselben Wagen seine Gemahlin und seine beiden Beischläferinnen zur Schau geführt. Doch damals entschuldigte das Volk, trunken von der Schönheit, der Jugend

---

gegen die Bekanntwerdung werde gut aufgenommen werden. Der arme Herzog von H... rechnete nicht so gut. Er hatte, ohne die Einwilligung seiner Familie, eine Landstreicherin ohne Geburt und Sitten geheirathet, und glaubte dem Könige ein angenehmes und ermunterndes Beispiel zu geben, wenn er eine so verworfene Heirath bekannt machte. Das that er denn auch. Doch den König beleidigte die Absicht, die Frau von Maintenon die Vergleichung. Der Herzog und die neue Herzogin fielen in die vollkommenste Ungnade.

und dem Ruhme seines Königs, einigermaßen in einem Halbgott die Sitten der Mythologie. Als Alter und Gewissensbisse den Eroberer unter das Joch einer aufrichtigen Frömmelei gebeugt hatten, da war es ein noch seltsameres Schauspiel, zu sehen, wie er seinen alten Verirrungen eine unkeusche Weihe gab und mit den Händen eines Büßenden die Krone des heil. Ludwig den Sprößlingen eines doppelten Ehebruchs darreichte. Alle Klassen der Gesellschaft fühlten sich dadurch verletzt. Das Volk glaubte sich verachtet, und dachte nicht ohne Unwillen daran, daß es die Vergeltung für die regellosen Liebeshändel seiner Gebieter werden sollte. Vergeblich machten die Jesuiten, als eigennützige Vertheidiger aller Schwächen, in der französischen Geschichte ihres Pater Daniel lange Schutzreden für die Bastardschaft bekannt: die Beispiele barbarischer Zeiten verführten die Franzosen des 18. Jahrhunderts nicht; und selbst wenn es dem Throne an rechtmäßigen Erben gefehlt hätte, ist es gleichwohl wahrscheinlich, daß die ehebrecherische Brut würde zurückgestoßen seyn, ohne sogar die Ehre eines Bürgerkrieges davon zu tragen. Schon hatte dumpfe Gährung sich unter dem hohen Adel eingestellt, der mit seinen Ansprüchen auf das Recht, nach Abgang des Hauses über die Krone zu verfügen, die Prärogative der Bastarde als einen Diebstahl betrachtete. Man sah in geheimen Zusammenkünften Fragen aufwerfen, welche seit den Ständen der Ligue eingeschläfert waren. Indem der König seine Macht mißbrauchte, flößte er das Verlangen ein, die Gränzen derselben kennen zu lernen. Ein Theil jenes Zaubers, den er für die Erhaltung sei-

nes Werks so nothwendig geachtet hatte, verflog für immer. Um diese Zeit machte man den ersten Versuch mit jener gefährlichen Kritik, welche die Mysterien des Throns untersuchte, und in dies alte Heiligthum, dessen Majestät auf Dunkelheit beruhete, den ersten Lichtstrahl warf.

Eine zweite Schwäche des Königs war jenes Testament, dessen Ueberflüssigkeit er vorhergesehen hatte und das ihm gleichwohl durch die Cabalen der Bastarde abgedrungen wurde. Es giebt Werke, welche ein Fürst bei seinen Lebzeiten vollenden muß; denn sie gehen unter, wenn er sich darauf verläßt, daß die ungewisse Hochachtung der Nachwelt sie vollenden werde.

Das allzu persönliche Gemüth Ludwigs XIV. vertrug sich nicht mit dem Gedanken einer Regentschaft vor seinem Hintritte, nicht einmal als das Alter alle seine Fähigkeiten geschwächt hatte *). Er machte also ein

---

*) Als der König bei der Audienz des persischen Gesandten eine Perle verloren hatte, machte er den Herrn von Lange, der ihm dieselbe zurückbrachte, zum Oberst-Lieutenant; (Memoires manuscrits du duc de Luynes, 15. Fevr. 1715.) — Wenn weiterhin von der Einführung der Regentschaft die Rede seyn wird, werd' ich alles anführen, was dem Könige vorgeschlagen wurde, die Festigkeit derselben zu sichern. Doch darf ich nicht verschweigen, daß er seit einigen Jahren nur noch die Oberfläche eines Königs hatte. Es war Frau von Maintenon, welche durch den Herrn Voisin, ihren Geschäftsmann, den sie zum Kanzler und zum Staats-Sekretär des Krieges ernannt hatte, regierte. Der König hatte sich von dem Tage an unter Vormundschaft gesetzt, wo er ihm Chamaillard aufopferte — einen Mann, den er liebte und achtete, und mit dem er sich besprach, ohne ihn gleichwohl anzustellen; denn dies wagte er nicht. Doch die Frau von Maintenon, welche Frankreich

Testament. Allein dieser Fürst war, wie ich hinreichend gezeigt habe, in sehr vielen Theilen seiner Monarchie Neuerer gewesen, und das Testament eines Neuerers ist immer ein Fehlgriff. Aus Ermattung verband der König damit einen zweiten, der noch weniger zu entschuldigen war: er vertraute nämlich die über die Regentschaft verfügende Acte der Körperschaft an, welche zwei Mal das Recht usurpirt hatte, den Regenten einzusetzen. Die Frucht einer sechzigjährigen Politik ging an Einem Tage verloren. Der alte Zögling Mazarins gab dem Parlement den scheinbarsten Vorwand zurück, seine unruhige Untersuchung in die öffentlichen Angelegenheiten hineinzutragen. Er öffnete die Schleuse für den so lange zurückgehaltenen, das neue Gebäude unterwühlenden, Strom.

Während die inneren Triebfedern der Monarchie sich auf diese Weise verwirrten, hatte ein feindlicher

---

und dessen Monarchen so despotisch beherrschte, wurde selbst beherrscht von Nanon Babbien, einer alten Magd, welche sie als Scarron's Wittwe beibehalten hatte, und welche, theils in Folge der Gewöhnung, theils durch häusliche Dienste ein unwiderstehliches Uebergewicht über ihre Frau ausübte. Diese grobe, gierige, unzugängliche Person wurde von den vornehmsten Herren eifrig gesucht. Die Ernennung der Herzogin von Lude zu dem Posten einer Ehren-Dame der Gemahlin des Dauphin (eine Ernennung, welche so viele Versprechungen verletzte und den Hof so stark überraschte) war mit ihr durch eine andere alte Magd unterhandelt worden, und brachte ihr 60,000 Fr. Ich habe mir sehr viel Mühe gegeben, zu erforschen, ob es, während der Regierung des großen Ludwig, in Frankreich nicht noch eine andere Obergewalt gegeben habe; aber ich gestehe, daß es mir unmöglich gewesen ist, über Nanon Babbien hinauszukommen.

Sieg das Gebiet derselben verunglimpft. Unsere See-städte wurden in Brand gesteckt; die Provence verheert. Lyon befestigte seine Vorstädte, und der nächste Unfall mußte die Mauern der Hauptstadt öffnen. Die demüthigen Bitten des Königs und selbst das Anerbieten, seinen Enkel aufzugeben, entwaffneten die Sieger nicht. Nach der Schlacht von Ramillies setzten sich Eugen und Malborough vor, den Monarchen jenseits der Loire zurück zu werfen und die Provinzen auf dem rechten Ufer dieses Flusses zu theilen. Doch der Tod des Kaisers Joseph in Deutschland und die Entzweiung von einem Paar Frauen in England, veränderten plötzlich die Interessen und die Leidenschaften, welche die Hoffnung einer so ausgezeichneten Rache nährten. Durch diesen Glücksfall wurde der Erbfolge-Krieg mehr eine Umwälzung für Europa, als für Frankreich. Er gab diesem Reiche jenseits der Pyrenäen einen oft unruhigen Verbündeten, der in den meisten Fällen zur Last fiel. Er schwächte Oesterreich, bis dahin für unseren natürlichen Feind gehalten, indem es ihm in der preußischen Monarchie einen Nebenbuhler gab; aber auf den Trümmern Dünkerkens, auf der Erwerbung Gibraltars und auf der Unterjochung Portugals begann eben dieser Krieg das brittische Glück und jenen Seekampf, der alle Elemente der Politik versetzte. Mitten in diesen Compensationen war das äußere Daseyn Frankreichs kaum verletzt; es hing von seiner Geschicklichkeit, unter neuen Klippen zu steuern, für die Zukunft ab.

Zwar waren dieser mehr unvorhergesehenen als verdienten Entwickelung anhaltende Unglücksfälle vorange-gan-

gangen; allein sie störten sehr wenig eine Verwaltung, deren Chimäre keineswegs das Glück der Menschen war. Man sah den Hof mehreren Hauptleuten den Auftrag ertheilen, sich durch alle Mittel der List und der Gewalt Compagnieen zu verschaffen; und diese Abenteurer verfolgten ihre Beute in Wäldern und Thälern, um Regimenter aus gefangenen Landleuten zu bilden, welche, wie der elende Afrikaner, Menschenjägern überliefert wurden. Plagen nährten sich gegenseitig, und die Hungersnoth von 1709 brachte auf unseren Feldern mehr Soldaten hervor, als das Schwert des Feindes zerstören konnte. Der Franzose, den keine Nachsicht verweichlicht hatte, fand die Unfälle seines Königs nicht drückender, als dessen Ruhm; und das öffentliche Elend vollendete seine Bahn, ohne auf einer Regierung von Erz eine Spur zurückzulassen. Ich muß sogar bemerken, daß die Rückschritte, welche Gewerbe und Handel während des frühzeitigen Greisenalters des Monarchen machten, für seine willkührliche Autorität nicht verloren waren, weil sie, freilich nicht in überlegenen Geistern, wohl aber in der Masse des Volkes jene Reife verhinderten, welche sich in der Folge unter günstigeren Gestirnen entwickelte. Für Regierungen, die sich auf Popularität stützen, bedarf es der Schonung und der Geschicklichkeit; aber dafür finden sie in großen Katastrophen unberechenbare Hülfsquellen. Ludwig XIV. hingegen wollte die Sicherheit seiner Staaten lieber auf eine dreifache Linie von Festungen stützen, als auf die Liebe seiner Unterthanen. Jenes Ereigniß, welches am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts das Scepter seiner Nachkommen zerbrach

und die Gränzen seines Königreichs erhielt, hat bewiesen, daß dieser König weit besser für sein Land, als für sein Haus, gesorgt hatte.

Die Völker vergessen weit leichter das Blut, als das Gold, das sie in Kämpfen eingebüßt haben; und wäre das Elend von den Kriegen zu trennen, so würden diese keine Gewissensbisse verursachen. Die zehn Feldzüge, welche dem Frieden von Ryswick vorangingen, und jene zwölf Feldzüge, welche der Friede von Utrecht beendigte, kosteten mehr als drei Milliarden, achthundert und fünf und sechzig Millionen gegenwärtiger Münze, bloß in unmittelbaren und directen Ausgaben; denn nie wird der Calcul den ganzen Schaden umfassen, welchen der Zustand des Krieges, sei es in Zerstörungen, sei es in Verhinderung der Wiedererzeugung, anrichtet. Neben dem Schlunde, welchen die Eroberungswuth aushöhlte, öffnete sich ein zweiter durch die Bauwuth. Für einen König, der die Sonne zu seiner Devise gewählt hatte, bedurfte es einer Wohnung, welche die alten Wunder der Welt übertraf. Man sagt, daß er bis auf 1200 Millionen gekommen war, als er in einer Anwandlung von Scham alle das Schloß von Versailles betreffenden Rechnungen ins Feuer warf; aber er fuhr deshalb nicht minder bis ins höchste Alter im Ausbau dieses monströsen Stein-Labyrinths fort. Ein armer Vogesen-Schäfer, welcher in der Folge Bibliothekar Kaisers Franz des Ersten wurde, sagt uns, daß der Landmann sich niemals diesen kostbaren Säulengängen näherte, ohne die grausame Pracht derselben zu verfluchen. Sein Buch hat den einzigen Vorzug, daß es treuherzig entwickelt, was

in der Seele dieser Ungebildeten vorgeht, welche dulden, aber nicht schreiben *). Prachtliebende Fürsten zerstören ihr Land. In Frankreich, wie in Italien, wächst auf dem Marmor nur eine einzige Pflanze: die Bettelei. Aus gleichzeitigen Denkschriften kennen wir die scheußliche Ernte, welche der Bau von Versailles entwickelte. Schwärme von Bettlern umlagerten den neuen Palast, und so schnell wuchs ihre Zahl, daß man davon eine Ansteckung für die Stadt befürchtete. Der gedemüthigte König bewaffnete Schweizersoldaten gegen dies Volk von Armen, welches sein Werk war; er brauchte auch noch andere gewaltsame und unmenschliche Mittel, um es zu vertilgen.

Selbst solche Erscheinungen vermochten nicht Ludwig XIV. von einer Leidenschaft zu heilen, welche, so wie sie ihm angehörte, weniger ein Fehler des Herzens, als ein Irrthum des Verstandes war. Als Frau von Maintenon ihn einst um Beistand für einige Unglückliche bat, antwortete er ihr kalt: „Ein König verleihet Almosen, indem er viel ausgiebt **).“ Dieser Ausspruch,

*) Siehe Oeuvres de Valentin Jameray Duval. Tom. I. p. 119.

**) „Ein köstliches und fürchterliches Wort, ruft Jean-Baptiste Say aus, welches zeigt, wie der Verfall auf Grundsätze zurückgeführt werden kann.“ — Heut zu Tage ist es nicht mehr erlaubt die Wirkung des unfruchtbaren Verzehrs mit der des nützlichen zu verwechseln; denn Jeder weiß, daß die Verschwendungen der Fürsten nicht bloß an und für sich unfruchtbar sind, sondern auch, daß, da sie größten Theils durch die Steuer von den arbeitsamen Klassen bezogen werden, nichts der Wiedererzeugung mehr schadet.

dessen Falschheit durch Erfahrung und Theorie erwiesen ist, würde zu dem Untergang eines Reichs hinreichen. Er hielt Ludwig den XIV. fortdauernd in einem Zustande von Noth und Bedürftigkeit, der ein wahrer Todeskeim in seinem monarchischen Systeme war. In der That, wenn freie Staaten die Zukunft zum Beistand der Gegenwart aufrufen und über jene durch das Vertrauen verfügen dürfen: so können nicht-freie ihre Hülfsquellen nur aus der Vergangenheit ziehen, über welche sie durch Gewalt verfügt haben. Nicht ohne Ursache wird Anhäufung von Reichthümern im Orient für hohe Weisheit gehalten. Für eine despotische Constitution ist ein Schatz eben so wesentlich, als ein Vezier *).

Dieser Fehlgriff, welcher den Erben Ludwigs des Vierzehnten so verderblich werden sollte, hatte bereits einen allgemeinen Einfluß auf die Unfälle seiner Regierung. Wenn die gebildeten Geister allein von den Ursachen der Erschlaffung und Herabwürdigung, die ich so eben entwickelt habe, getroffen waren; wenn einige schon gegen die ursprüngliche Gewaltthätigkeit, aus welcher sie

*) Im Jahre 1690 gab ein Anonymus, der ein eifriger Katholik war, funfzehn Denkschriften heraus, welche Ludwigs XIV. Regierung zum Gegenstande hatten. In ihnen beschrieb er die Unterdrückung, worin Kirche, Obrigkeit, Adel und Städte gehalten würden; in ihnen bekämpfte er die Ansprüche der unumschränkten Gewalt, und forderte die Rechte des Volks und der General-Staaten zurück. Diese Denkschriften wurden unter dem Titel: Les Soupirs de la France esclave, qui aspire aprés la liberté zu Amsterdam gedruckt. Viel Sachkenntniß mit Bitterkeit gepaart! Ein Beweis, wie sehr diejenigen sich irren, welche dergleichen Schriften zu den neuen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts rechnen.

herflossen, protestirt hatten: so fühlten alle die schaudervolle Anarchie der Finanzen. In diesem Theile der Verwaltung bietet die Laufbahn dieses Monarchen die beiden Aeußersten dar. Kein heilsamer Gedanke, den Colbert nicht mindestens versucht hätte; keine Albernheit und keine Schändlichkeit, welche die Nachfolger dieses großen Mannes sich nicht hätten zu Schulden kommen lassen! Nachdem sie den öffentlichen Reichthum durch falsche Combinationen erschöpft hatten, ruinirten sie Privat-Leute durch Bankbruch und Treulosigkeit. Ihr Ministerium war, nach dem Ausdruck des Marquis von Argenson, nur eine mehr oder minder feine Beutelschneiderei. Sie brachten den stolzen Ludwig XIV. dahin, daß er Samuel Bernard liebkosen und vor den Repräsentanten der Stadt Paris erröthend das Wort „Erkenntlichkeit" aussprechen mußte. Vor den Eingängen des Versailler Palastes bettelten die königlichen Bedienten, mit Livreen bedeckt, um eine Gabe. Das Einschwärzen wurde zu einem offenen Gewerbe, und ganze Schwadronen Reiterei verließen ihre Fahnen, um in diesem Kriege des Volkes gegen den Fiscus zu dienen. Selbst nach dem Frieden von Utrecht bewegten Aufstände die hungernden Besatzungen in Flandern und im Elsaß. Man hätte sagen mögen: der Staat, abgenutzt in anhaltenden und harten Reibungen, drohe, sich aufzulösen. Der Eroberer erfuhr das Schicksal von seines Gleichen: er hatte zu lange gelebt.

Die Rettungsmittel dieser Anarchie waren ein neues Uebel. Colbert hatte die Steuer nicht an der Geduld, sondern an dem Reichthum des Volks abgemessen, und

den Reichthum des Volks nicht auf dessen Beraubung, sondern auf dessen Betriebsamkeit, gegründet. So viel Weisheit nun konnte sich in dem Abgrunde, worein tolle Verschwendungen das öffentliche Einkommen gestürzt hatten, nicht mehr geltend machen. Die gewöhnlichen Steuern wurden verdreifacht und durch Stempel- und Tabacksmonopol vermehrt; die Kopfsteuer, den Sklavenländern abgeborgt, demüthigte durch ihre Benennung und schreckte durch ihre Willkühr. Damals entstand auch die Zehnten-Steuer, die man sich das Ansehn gab auf den königlichen Zehnten des Marschalls Vauban abklatschen zu wollen, ob sie gleich, hinzugefügt zu den übrigen Hülfsgeldern (die sie ersetzen sollte) nur eine grausame Parodie der Gedanken dieses großen Bürgers war. Die Controlle, Anfangs unter unschuldigen Formen eingeführt, nämlich als Sicherstellung der Verträge, nahm sehr bald den Geist der Fiscalität an; und indem sie die Dauer der Pachtkontracte auf neun Jahre beschränkte, versetzte sie der Production fürchterliche Schläge. Gleich bei ihrer Entstehung eine Geißel für das Eigenthum, den Ackerbau, die Kapitalien und die Gewerbe, versprach sie, dereinst jener gefräßige Riese zu werden, der, unter der Benennung von E n r e g i s t r e m e n t, wie durch ein Wunder, alle Vollkommenheiten schlechter Auflagen vereinigt. Zuletzt kam man dahin, die Handlungen des bürgerlichen Standes zu belasten. Im Perigord und im Quercy sah man damals die Einwohner zum Naturzustande zurückkehren: sie tauften ihre Kinder selbst, und verheiratheten sich ohne alle Formalitäten. Die Zollpächter, welche die Steuer an sich gekauft hatten, verfolgten diese neue Wil-

den, und der Aufruhr entfaltete sich im ganzen Lande. Ganze Banden von Bauern zwangen mehrere Edelleute, sich an ihre Spitze zu stellen, und nahmen die Stadt Cahors mit Sturm, wiewohl sie durch zwei Bataillone vertheidigt wurde. Der Hof war mehr beschämt als aufgebracht von dieser seltsamen Empörung, welche die dem Heer in Spanien nöthige Hülfe verzögerte; und wie sehr sich auch die Zollpächter beklagen mochten: so weigerte jener sich doch, gegengesellschaftliche Edicte in Schutz zu nehmen. Der Regent erwarb sich endlich das Verdienst, sie gänzlich abzuschaffen. Zu allen diesen Unordnungen müssen wir noch hinzufügen, daß das Einkommen durch Vorwegnahme mehrere Jahre vorher verbraucht war; daß eine Anleihe zu 400 für 100 das Zeichen der stärksten Geldklemme gab; und daß eine Schuld von ungefähr 5 Milliarden gegenwärtigen Geldes sogar die Hoffnung einer besseren Zukunft erstickte. Die Regierung erntete zugleich die Verachtung, welche zahlungsunfähige Schuldner trifft, und den Haß, welchen mitleidslose Eintreiber verdienen. Noch mehr: diese unerhörte Schuld war eine Bresche, wodurch der Finanz-Geist, indem er seine Systeme zuerst in Frankreich und dann ansteckend in dem übrigen Europa einführte, alle Grundsätze der alten Regierungen verderbte.

(Beschluß folgt.)

Ueber Albaneser und Griechen.

Von dem General Guillaume de Vaudroncourt.

Vorwort des Herausgebers.

Was wir hier mittheilen, ist ein Auszug aus des Generals Guillaume de Vaudroncourt Denkwürdigkeiten, die ionischen Inseln betreffend: einem Werke, welches im Jahre 1816 zuerst erschienen, aber bei weitem nicht so bekannt geworden ist, als sein Inhalt es verdient.

Dieser General wurde zu Anfang des Jahres 1807 von Napoleon Bonaparte nach Griechenland gesendet, um mit den Beys von Erzegovina, mit dem Pascha von Scutari, mit dem von Berat, vorzüglich aber mit Ali Pascha von Joannina Unterhandlungen zu pflegen, deren wahrer Gegenstand bisher ein Geheimniß geblieben ist. Herr Guillaume de Vaudroncourt hielt sich das ganze obengenannte Jahr theils in den Staaten Ali Pascha's, theils zu Corfu auf, und knüpfte daselbst Verbindungen, welche ihn in den Stand setzten, auch nach beendigter Sendung mit den Angelegenheiten Griechenlands vertraut zu bleiben. Nach dem Frieden von Tilsit leitete er die Belagerungs-Operationen von St. Maura und die Vertheidigung von Prevesa; worauf er nach Frankreich zurückging. Sein Werk über die ionischen

Inseln ist unstreitig das fachreichste, das in neuerer Zeit über Griechenland erschienen ist; und wir werden auf dasselbe in eben dem Maaße zurückkommen, worin der Kampf der Griechen mit den Türken ernstlicher wird.

Vorläufig sei es uns erlaubt, außer dem Nachfolgenden, das nur zur Charakteristik der Bewohner Griechenlands dienen soll, aus dem zweiten Kapitel eine Stelle anzuführen, die, wie es uns scheint, sehr bedeutende Aufschlüsse über die gegenwärtigen Begebenheiten liefert. Der Verfasser sagt:

„Der Fall der Republik Venedig (im Jahre 1797) brachte französische Truppen nach den sieben Inseln; und mit ihnen kamen alle Grundsätze der Revolution, welche damals ganz demokratisch waren, über die Bewohner dieser Inseln. Indem nun die absolute Demokratie so plötzlich und so ohne alle Zwischenkraft auf den aristokratischen Despotismus der Venetianer folgte, brachte sie eine unangenehme Wirkung hervor, die sie nichts weniger als beliebt machte. Dies konnte nicht wohl anders seyn. Die erste Wirkung von der Gegenwart einer Militärmacht, welche, der Zahl nach, der venetianischen so sehr überlegen war, bestand in einer ungewohnten Last, welche den Einwohnern aufgelegt wurde. Die Verschiedenheit der Sprache, welche den griechischen Joniern ganz neu war, noch weit mehr aber die Verschiedenheit der Sitten und des Charakters französischer Soldaten, welche stolz auf ihre Siege und auf ihre Freiheit waren, verglichen mit dem elenden Daseyn und der herabwürdigenden Sklaverei der Truppen des h. Marcus, brachte Anfangs ein Gefühl hervor, das den französischen Legio-

nen auf keine Weise vortheilhaft war. Die Vertreter der französischen Regierung sahen sich in Berührung sowohl mit den Beamten der Republik Venedig, als mit dem Adel der Inseln, und weder jene, noch dieser, konnten ohne Mißfallen eine Verwaltung bemerken, welche, den Grundsätzen nach, ihrem persönlichen Vortheile so sehr entgegen war. Die Anhänger der venetianischen Republik suchten den Franzosen die Stirn zu bieten, und das Volk sah voll Mißtrauens und beinahe mit Bedauern eine Veränderung, von welcher sich das Resultat nicht absehen ließ. Einige Mißgriffe, welche die Stellvertreter der französischen Regierung aus Unbekanntschaft mit dem wahren Charakter der Griechen begingen, indem sie ihr Vertrauen in schlechte Hände legten — vielleicht auch allzu viel Willkühr von ihrer Seite — entfremdete ihnen die Bewohner der sieben Inseln von einem Tage zum andern."

„Diese Ungunst war indessen nicht von langer Dauer, und die ersten Urkunden, im Namen der französischen Regierung bekannt gemacht, weckten in den Herzen der Griechen ein Gefühl, welches der venetianische Macchiavellismus nur eingeschläfert, keinesweges aber erstickt hatte. Der Name „Vaterland" war für sie nicht länger die Benennung für eine ferne und fremde Gegend; er rief ihnen ihr Geburtsland und den Boden zurück, worin die Gebeine ihrer Väter schlummerten, kurz das Land, welches vor mehreren Jahrhunderten an das Geschick von Sparta, Argos, Athen und Theben gekettet war — das Land, das den edlen Odysseus hervorgebracht, und außer Phaiaken so manche andere Völker-

schaften blühen gesehen hatte. Die Muttersprache nahm in öffentlichen Urkunden ihre Stelle wieder ein, und trat in die Gesellschaft zurück; die griechische Religion wurde die herrschende, und die ihrer neuen Beschützer war nur geduldet. Man denke hinzu, daß die demokratischen Formen die Verwaltung in die Hände der Nation legten, und daß das Volk, in unmittelbarer Berührung mit einer Obrigkeit, die seine Sprache redete, nicht länger eines Dolmetschers in seinem eigenen Lande bedurfte."

„Unter der französischen Regierung begannen die sieben Inseln Athem zu schöpfen, und nachdem sie von den Bedrückungen der venetianischen Proconsuln befreiet waren, bahnte der Druck einer Militär-Regierung, welche der Kriegeszustand nothwendig machte, auch wenn sie den Vortheilen einer liberalen Regierung nicht das Gleichgewicht hielt, den Weg zur Rückkehr der öffentlichen Ruhe und der Wiedervereinigung eines Gemeingeistes, der so lange aus ihrer Mitte verbannt gewesen war. Eine Polizei, mit Pünktlichkeit und militärischer Strenge ausgeübt, brachte den Bürgerkrieg zum Stillstand, und der Untergang einer Regierung, welche aus Politik und durch die Verderbtheit ihrer Agenten, innerliche Unordnungen unterhielt, nahm allen den Ursachen, welche bisher die Harmonie der Bürger gestört hatten, für immer ihre Kraft. Die einzige Nebenbuhlerei, welche fortwirkte, war die der verschiedenen Inseln unter einander; und diese Nebenbuhlerei, welche die Gemeinschaftlichkeit der Regierung mit der Zeit beschwichtigt haben würde, konnte nicht anders verschwinden, als wenn sie durch den Geist der allgemeinen Einheit und des Patriotismus verdrängt

wurde, wobei wiederum alles von den Fortschritten des öffentlichen Unterrichts, vorzüglich in nationaler Weise, abhing."

„Während die ionischen Inseln in den Händen der französischen Regierung waren, standen die Schulen Italiens und Frankreichs der griechischen Jugend offen; und der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, den sie mitbrachten, fand in diesen Schulen volle Nahrung. Der öffentliche Unterricht, verbessert durch die Fortschritte des Zeitgeistes, theilte ihnen nützliche Kenntnisse mit, trotz den Uebertreibungen, welche von einer so vollständigen Umwälzung unzertrennlich waren. Ihre natürliche Lernbegierde und der Scharfsinn, womit die Natur sie ausgestattet hat, ließen sie schnelle Fortschritte machen; und wenn sie wieder nach Hause kamen, fühlten sie sich fähig, dem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten."

„Alle diese Ursachen zusammengenommen, gaben den Bewohnern der sieben Inseln eine Richtung nach bürgerlicher und politischer Freiheit, die, nachdem sie alle Bemühungen der Venetianer überlebt hat, nicht mehr erstickt werden kann. Diese Richtung braucht nur weise geleitet zu werden, um die Wohlfahrt des jugendlichen Staats zu vermehren und zu befestigen. Seine Schwäche und die Nachbarschaft zweier Feinde seiner Unabhängigkeit machen ihm die Vormundschaft eines mächtigen und uneigennützigen Beschützers zum ersten Bedürfniß; und sein gegenwärtiges inneres Glück sowohl, als seine Ruhe und seine künftige Wohlfahrt, erfordern nicht minder die wachsame Sorgfalt eines erleuchteten Lehrers, damit sie fest und dauernd werden. Dies doppelte Tagewerk ist Großbritannien anheim gefallen." —

Man sieht also, aus welcher Quelle die Bewegungen entstanden sind, die in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit Europa's beschäftigen; es ließe sich, wenn es darauf ankäme, allenfalls Tag und Stunde bezeichnen, wo der erste Freiheitsfunken in die Herzen der Griechen gefallen ist und ihnen ihr Verhältniß zu den Türken verleidet hat. Schwerlich kann diese Bewegung jetzt noch einmal zum Stillstand gebracht werden; und da die Griechen durch sich selbst nicht ans Ziel gelangen können: so wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als daß das westliche und östliche Europa sich ihrer annehme, um ihre Leiden abzukürzen und ihren beklagenswerthen Zustand — zu verändern. Immer aber wird es merkwürdig bleiben, wie der Geist des Bürgerthums und der politischen Freiheit das größte Hinderniß, worauf er in Europa stoßen konnte — wir meinen den Muhamedanismus, und die auf diesen gegründete Zwingherrschaft — zu einer Zeit bekämpft, wo man ihn gebannt zu haben glaubte.

Genug zur Einleitung!

Albanien umfaßt den größten Theil des alten Epirus, indem es sich nach dem Süden längs dem Gebirge Suli erstreckt. Die Albaneser, welche sich in allen Dingen von den Griechen und den Türken unterscheiden, zerfallen unter sich selbst in zwei Stämme. Der eine von diesen Stämmen wohnt von den Flüssen Bojana und Moraccia bis an die Stirnagza oder Panyasus, und könnte der albanisch-illyrische Stamm genannt werden, weil das Volk, welches dies Land bewohnt, ein Gemisch

von Illyriern und Slavoniern ist, die sich als Coloni-
sten daselbst niedergelassen haben. Der andere Stamm,
welcher die Vezierschaft von Berat (einen Theil der von
Joannina) und den Sandschak von Delvino einnimmt,
könnte man den albanisch-epirotischen oder griechischen
nennen, weil das in jenen Gegenden wohnende Volk aus
ursprünglichen Epiroten oder Griechen besteht, die vom
Adriatischen Meere gekommen sind. Diese beiden gro-
ßen Stämme oder Tribus reden zwar dieselbe Sprache,
und haben beinahe dieselbe Sitten, unterscheiden sich
aber beträchtlich in ihren Manieren und ihrem Charakter.
Während die illyrischen Albaneser wild und ungehobelt
sind, nähern sich die epirotischen einer gewissen Civilisa-
tion. Die nachfolgende Schilderung hat nur die letzte-
ren zum Gegenstande.

Im Ganzen haben die Albaneser den Militär-An-
zug der Römer beibehalten. Sie tragen eine Tunika,
welche durch eine Schärpe oder einen Gürtel zusammenge-
halten wird, der zugleich ihre Pistolen, ihren Dolch und
zwei kleine mit Schieß-Material gefüllte Cartuschen trägt;
ein Panzerhemd ohne Aermel, auf welchem Tressen und
Stickereien die Stelle des eisernen Netzwerks eingenom-
men haben; eine Art von Dolman oder Husarenjacke,
welche herabhängt und vorn nicht befestigt ist; einen
weiten Mantel ohne Aermel, den sie zu allen Zeiten tra-
gen; ein Paar enge Pantalons; Halbstiefeln, gleich de-
nen, die man in alten, den römischen Soldaten darstel-
lenden Denkmälern sieht, mit den Pantalons durch ei-
nen ledernen Riemen verbunden, und mit drei versilber-
ten Trobdeln verziert. Ihre Kopfbedeckung besteht in

einer rothen Mütze, gewöhnlich in Form eines Turbans, mit einem mehr oder minder reichen Schawl umwunden und als Tasche zur Aufbewahrung des Schnupftuchs und der Nachtmütze dienend.

Die albanesischen Soldaten, an die kalte Temperatur ihrer Gebirge gewöhnt und in einen Mantel von beträchtlicher Dicke gehüllt, fürchten weder Hitze nach Kälte, und widerstehen beiden, ohne ihre Kleidung zu verändern. Im Winter in ihre Mäntel eingewickelt, im Sommer auf denselben ausgestreckt, schlafen sie auf hartem Boden; selten geben sie sich die Mühe, Barracken für sich zu bauen, und noch weit seltener machen sie Gebrauch von Zelten. Sie sind im höchsten Grade mäßig, und ihre militärische Ration, bestehend aus zwei Pfund Maiz-, Waizen- oder Buchwaizen-Mehl, und dieses nicht selten auf die Hälfte gesetzt, reicht mit einigen schwarzen Feigen, welche sie von ihrer Löhnung kaufen, vollkommen für sie aus. Sehr selten bekommen sie Fleisch, und noch weniger Wein. Mit Ausnahme einiger reichen Beys, die sich mit einer Art von Eleganz anziehen, ist der albanesische Soldat, in der Regel, schlecht bekleidet. Sie tragen ihre Bekleidung, bis sie in Lumpen zerfällt, und eine schmutzige Tunika ist bei ihnen ein Zeichen der Tapferkeit. Sie sind rüstiger als die Osmanlis oder ursprünglichen Türken, unter welchen sie in einem so hohen Ansehn stehen, daß es keinen Pascha giebt, der nicht einige von diesen Arnauten in seinem Solde zu haben wünscht; denn dies ist die Benennung, unter welcher sie in dem türkischen Heere dienen. In der Regel sind sie tapfer; muthig gehen sie der Gefahr entgegen, und die

Furcht vor dem Tode macht auf sie keinen Eindruck. Unter den vielen Beispielen, welche dies bestätigen, will ich nur eins anführen, das in meiner Gegenwart vorging. Ein Albaneser, vom Liapis-Geschlecht, zum Tode verurtheilt, wurde aus dem Gefängniß nach dem Richtplatze geführt, welcher außerhalb der Mauern von Prevesa gelegen war. Auf der Mitte des Weges kam er vor einem großen Feigenbaum vorbei. — Warum, fragte er zu denen, die ihn führten, „soll ich in der heißesten Tageszeit noch eine Viertelmeile weiter gehen? Könnt ihr mich nicht hier aufhängen?“ — Diese Gefälligkeit wurde ihm erwiesen, und er selbst legte den Strick um seinen Hals. Einige Stunden darauf ging ein zweiter Liapis vorüber, und als er bemerkte, daß die Kleidungsstücke des Gehenkten besser waren, als die seinigen, zog er ihn mit der größten Gleichgültigkeit aus, und vertauschte jene mit seinen Lumpen.

Die albanesischen Soldaten haben bei dem Allen den Fehler, eitel und anmaßend zu seyn, ihre Heldenthaten zu übertreiben, und sich nicht selten eingebildeter Siege zu rühmen. Der größte Ehrentitel, den man ihnen geben kann, ist der eines Palikari d. h. eines Braven. Was die tributären und entwaffneten Griechen betrifft, so finden sie Vergnügen daran, sie Moré zu nennen: ein Wort, das von μωρος (närrisch) abgeleitet werden muß. Auf ihren Feldzügen haben sie keinen Begriff von regelmäßiger Mannszucht; sie wissen nicht einmal, was es heißt, in Reih' und Glied marschiren. Jede Truppe versammelt sich um ihr Oberhaupt, und ficht abgesondert von ihrer Nachbarin. Mit lautem Geschrei

schrei und mit Vorwürfen treten sie in die Schlacht; dies macht ihnen eben so viel Vergnügen, wie den Helden Homers. Alsdann nimmt das Feuer nach dem Gutbefinden der Soldaten seinen Anfang. Hat das Treffen eine Zeit gedauert, so tritt ein Waffenstillstand ein. Dann hebt das Toben und Schimpfen wieder an: die Schlacht beginnt aufs Neue; und wenn nach Ablauf einer gewissen Zeit keine von den beiden Partheien zum Rückzug gebracht ist, so werden sie handgemein und machen Gebrauch von ihren Ataganen und Säbeln. Ihre Märsche sind eben so verworren, wie ihre Schlachtordnung, und gemeinhin bedeckt eine Colonne von 6000 Mann einen Boden von fünf bis sechs Stunden. Die gewöhnlichen Waffen der Albaneser sind zwei Pistolen, welche sie in ihrem Gürtel führen; ein Atagan, oder eine Art von breitem Messer, das, vorwärts gebogen, eine Aehnlichkeit mit dem Harpion der Griechen hat; ein Säbel, rückwärts gebogen, hängt an einem Gürtel; auch eine lange Muskete von dem Kaliber von $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{5}$ einer Unze.

Künste sind den Albanesern fremd, und Handwerke werden in der Regel nur von Fremden ausgeübt. Zwar giebt es zu Joannina eine Universität und einige gelehrte Professoren; allein nur Griechen besuchen dieselbe. Die drei ausschließenden Verrichtungen der Albaneser sind die eines Hirten, eines Ackerbauers und eines Kriegers. Es bleibt noch eine vierte übrig, der sie vollkommen eben so treu ergeben sind, wie den übrigen dreien; und das ist die eines Räubers. Dies Gewerbe ist für sie eine Art von Vorschule für die Kriegskunst, und eben des-

wegen ist die Benennung eines **Klephtes** oder Räubers gar kein Schimpfname; denn die berühmtesten Banditen-Chefs können darauf rechnen, daß sie ihr Glück machen und zu Ehren gelangen, wovon Ali Pascha ein Beispiel ist. Dieser Gedanke ist ihnen so geläufig, und die Beispiele wiederholen sich so oft, daß ein Albanesier dieser Klasse, nach seinem Gewerbe befragt, ganz unbefangen antwortet: *ειμαι εγω Κλεφθης*, (ich bin ein Räuber). Indeß ist diese Gewohnheit nicht in allen Cantons des südlichen Albaniens verbreitet. Die Liapis freilich haben beinahe kein anderes Gewerbe; aber die Philates zählen unter sich nur wenige Banditen. Die Zagoriaten, Nachfolger der Pelagonier und freiwillige Unterthanen des Pascha's von Joannina, wissen nichts von Räuberei. Milde und gastfreundlich, haben sie die strengen Sitten und den Charakter alter Griechen bewahrt, ohne deswegen weniger tapfer zu seyn, als die übrigen Albanesier.

Auf dem Lande bewohnen die Albanesier gewöhnlich Häuser von Einem Stockwerk; in der Stadt, von zwei. Der Bau und die Eintheilung dieser Häuser ist höchst einfach. Auf den Dörfern haben die aus Marmorblöcken aufgebauten Häuser — Marmor ist in großer Fülle in ihren Bergen — nur die vier Hauptwände; die innere Abtheilung, wenn es dergleichen giebt, wird durch dünne Bretterwände bewirkt. Ihr einziges Hausgeräth besteht in einem Koffer und in einigen Matten, worauf sie sitzen und ausruhen; ihre ungemeine Mäßigkeit erspart ihnen sehr viele Geräthschaften. In den Städten ist das untere Stockwerk auf ebenem Grunde, beinahe ganz ohne Fundament, aus Stein gebaut, und dient als Kel-

ler oder Vorrathskammer. Das zweite Stockwerk, von Holz gebaut, enthält ihre bessere Habe, und sie fangen sogar an, Geschmack an Luxus zu zeigen.

Aeußerst nüchtern, leben die Albaneser in ihren Häusern beinahe eben so einfach, wie im Feldlager. Milch, Käse, aus Schafmilch bereitet und sehr salzig, schlechte Butter, welche beinahe immer flüssig ist, sehr wenig Fleisch, schwarze Feigen, Seefische und Eier machen ihre Hauptnahrung aus. Fleisch essen sie nur geröstet, und ihre Gewohnheiten bringen es mit sich, das Schaf ganz vollständig zu braten. Rindfleisch essen sie nicht, und selbst die Christen essen kein Schweinfleisch, das unter ihnen höchst selten ist. Vom Brote machen sie sehr wenig Gebrauch; wenn sie es aber essen, so ist es ohne Sauerteig und unter der Asche gebacken. Statt desselben genießen sie dicken Brei aus Weizen- oder Buchweizen- oder Maizmehl bereitet. Unterweges sind sie noch enthaltsamer, als zu Hause. Sie nehmen nichts weiter mit, als Mehl oder Reis, einige Oliven, oder eine kleine Quantität Käse; und dieser spärliche Vorrath reicht für sie hin. Die Städtebewohner unter ihnen haben indeß die Lebensweise der Griechen angenommen und thun sich etwas mehr zu Gute. Wein, der in Epirus von vorzüglicher Güte ist, wird allgemein getrunken. Die Muselmänner enthalten sich dessen nicht mehr, als die Christen, und die Zahl der Trunkenbolde ist in beiden Klassen sich gleich. Selbst Ali Pascha, mit allem seinem erheuchelten Eifer für die Religion, verschmäht es nicht, Wein zu trinken, wiewohl er sehr mäßig ist. Das Aergerniß zu vermeiden, hat er die

Einrichtung getroffen, daß seine Aerzte ihm denselben vorschreiben müssen; und diese Vorschrift wird denn von einer Zeit zur andern wiederholt.

Die Albaneser haben eine heftige Leidenschaft für Musik; und dies ist so allgemein, daß man auf keinen Soldatenhaufen stoßen kann, der nicht eine Mandoline und einen Sänger mit sich führte. Sobald der Albaneser seine Arbeit beendigt hat, fängt er an zu spielen und zu singen; und wenn er im Lager und ohne Mundvorrath ist, so vergißt er Mangel und Beschwerden über diese Zerstreuung. Seine Verse und seine Noten macht er selbst; und wenn Metrum und Gesang ungleich und bedeutungslos sind, so geht es mit der Musik in der Regel nicht besser. Diese besteht aus einer Wiederholung einförmiger Töne, welche sie dadurch hervorbringen, daß sie aufs Gerathewohl eine holprichte Mandoline mit ihren Fingern berühren, und solche Töne mit einer rohen und heulenden Stimme begleiten. Ihre Tanzwuth ist eben so groß, wie ihre Leidenschaft für Musik; aber die Ausübung der einen ist eben so wunderlich, wie die der andern.

Die albanesischen Schäfer überhaupt, vorzüglich aber die, welche Ali Pascha's zahlreiche Heerden besorgen, verändern ihren Aufenthalt nach Maaßgabe der Jahrszeit. Die Unfruchtbarkeit der Gebirge, welche nichts als Holz und Weiden gewähren, bringt es mit sich, daß Heerden einer von den Hauptzweigen ihres Vermögens sind, und sehr viele unter ihnen haben keinen andern Reichthum. Während des Winters weiden die Heerden längs der Seeküste, in der Nachbarschaft des Golfs von

Arta, und in einigen Theilen von Akarnanien. Mit der Wiederkehr des Frühlings werden sie zurückgeführt nach dem Gebirge Tzumerka, Mertzika und dem Pindus. Im Monat Junius treibt man sie in die Ebene von Joannina, oder in die Thäler, damit sie geschoren werden: eine Operation, welche eins von den Hauptfesten ausmacht. Nach der Schur verleben den Ueberrest des Sommers auf den Höhen der eben genannten Berge, und gegen den Herbst werden sie auf die Berge Cassiope, Olichinio und den kleinen Pindus getrieben. In den Gegenden reicher Vegetation treiben die Albaneser Ackerbau, vorzüglich in dem Thale des Chelydnus, in dem von Thyamis, in der Nachbarschaft von Delvino und Joannina, und in der schönen Ebene von Arta. Hier bauen sie Weizen, Wein, Oliven und Baumfrüchte, welches alles in diesen Gegenden höchst ergiebig ist. Die Albaneser lieben die Jagd sehr leidenschaftlich, und während der kalten Jahreszeit, wenn die Feldarbeiten unterbrochen sind, ist jene beinahe ihre einzige Beschäftigung.

In der Regel sind die Albaneser von hoher Statur, von starken Muskeln und schlankem Unterleibe, welches letztere die Folge der Gewohnheit ist, einen Gürtel um den Leib zu tragen. Ihr Profil ist hübsch und um die Mitte des Gesichts ein wenig hervorspringend, welches den Gesichtswinkel beinahe zu einem rechten macht und die wirklich griechische Physiognomie zu bilden strebt. Sie haben wenig Bart, und ihr Knebelbart ist eben nicht buschig. Ihre Farbe ist frisch, ihre Physiognomie lebendig, ihre Augen ausdrucksvoll; dabei haben sie schöne

Zähne, kleine Stirnen, lange Nacken, eine breite und hohe Brust, wohlgestaltete, aber dünne Beine, und ihre Waden sind eben nicht stark. Dieser schöne Körperbau macht sie rüstig und zu guten Fußgängern. Ihr Charakter ist lebhaft und froh; zugleich aber sind sie übereilt und heftig; und dieser letztere Zug macht sie rachsüchtig und sogar blutdürstig. Feindseligkeiten dauern unter Familien fort und gehen von einer Geschlechtsfolge zur andern über.

Die Art von Feudal-Abhängigkeit, welche unter ihnen eingeführt ist und ihr Land in dem Zustande der Anarchie erhält, hat jedem Tribus erbliche Oberhäupter gegeben. Diese leben von Räuberei, und suchen sich gegenseitig das Eigenthum zu entziehen: was sonst noch zum Tribus gehört, folgt ihren Fahnen, ficht unter ihren Befehlen, und theilt und erbt ihren Haß. Tausende von Gräbern, nicht bloß in der Umgebung ihrer Dörfer und Städte, sondern auch an Oertern, welche für sie zu Schlachtfeldern geworden sind, bezeugen ihren Muth und ihre innerlichen Kriege. Sie sind im höchsten Grade habsüchtig und zum Rauben geneigt. Posten also, welche sie erhalten können, betrachten sie immer nur als Mittel zum Gelderwerb, und um ihren Zweck zu erreichen, fürchten sie weder Niederträchtigkeit noch Grausamkeit.

Die in Epirus allein anerkannten Religionen sind Muhammedanismus und griechisch-christliches Kirchenthum. Die Juden werden daselbst geduldet; römisch-katholische Christen aber giebt es nur unter den Fremden. Bei dem allen wissen sie nichts von religiösem Fanatis-

muß, und so lange sie Albaneser genannt werden, giebt Christenthum und Muhammedanismus ihnen keinen Vorwand zu Privat-Zänkereien. In Wahrheit, sie können als Indifferentisten in Beziehung auf äußeren Cultus betrachtet werden. Der größte Theil der muhammedanischen Dörfer hat keine Moschee; und die Mitglieder dieses Glaubens tragen eben so wenig Bedenken, Ostern mit den Christen zu feiern, wie diese, Theil zu nehmen an dem Rhamazan der Moslemin. Diese Gleichgültigkeit bewirkt denn, daß sie sich ohne weitere Rücksicht auf Religion unter einander verheirathen; und daher ist es nicht selten, daß türkische und griechische Oberhäupter sich durch Doppelheirathen verbinden. Alle in der Regel hassen die Türken, deren weibisches Wesen und Unfähigkeit sie verachten. „Die Osmanlis, sagen sie, taugen nur, Suppe zu essen.“

Die Albaneserinnen sind nach Verhältniß eben so stark gebaut und von eben so fester Constitution, wie die Männer. Sie helfen diesen den Acker bestellen, und fürchten sich nicht, die Gefahren des Krieges zu theilen. Das strenge Klima der von ihnen bewohnten Gebirge macht, daß sie nicht so früh mannbar werden, wie die Griechinnen; doch dafür bleiben sie länger frisch und schön, als jene. Ihr Anzug, welcher ein Gemisch von dem der griechischen Weiber und der albanesischen Männer ist, besteht aus einem groben Gewebe, das sie selbst verfertigen, und bleibt sich Sommer und Winter gleich. Es verschlägt ihnen nichts, auf hartem Boden zu schlafen, und unbedenklich gehen sie baarfuß, selbst während der schlimmsten Witterung.

Die Albaneser haben gewöhnlich nur Eine Frau; sie sind eben nicht eifersüchtig auf sie, und schließen sie nicht ein. Beide Geschlechter sind einander leidenschaftlich zugethan, und nichts übertrifft ihre Liebe zu ihrem Geburtslande. Nothwendigkeit hat die Chimarioten dahin gebracht, daß sie im Königreich Neapel Dienste nehmen; doch nichts würde sie bewegen, sich noch weiter zu entfernen. Das Regiment Macedonien, welches Ferdinand der Vierte mit nach Sicilien genommen hatte, desertirte im Jahre 1808, und die Hauptleute gaben den Soldaten Geld, um ihre Rückkehr in's Vaterland zu beschleunigen. Die Sulioten, ob sie gleich in Albanien nicht mehr ein Vaterland haben, werden sich nie weiter davon entfernen, als bis Corfu. So heftig ist ihre Liebe zum Geburtslande, daß man sie nicht verhindern kann, gelegentlich eine Ausflucht nach dem Festlande zu machen, was sie häufig ohne Erlaubniß thun; und wirklich, es würde grausam seyn, sie zurück zu halten.

Jenes wandernde Geschlecht, welches in Frankreich unter der Benennung von Aegyptern oder Böhmaken, in Italien unter der von Zingari, in Deutschland unter der von Zigeunern bekannt ist, wird von den Türken Tschinguenes genannt, und ist sehr zahlreich in Albanien. Zwischen Alessio und Durazzo auf der Seeseite findet man ganze Dörfer, die nur von ihnen bewohnt werden, und in allen übrigen Theilen des Landes trifft man sie in den Städten an, wo sie die Vorstädte bewohnen. Selbst in der Stadt Permiti haben sie sich in großer Anzahl niedergelassen, und in Joannina beläuft sich ihre Zahl auf 5000. Ihr gewöhnliches Gewerbe ist Ackerbau

und Schmiedekunst. Die letztere ist beinahe ausschließend in ihren Händen; unter ihnen wählen die Türken aber auch ihre Scharfrichter. Ihre Wanderlust hat sich keinesweges verloren, und jährlich ziehen von ihnen ganze Horden aus, die sich über alle Theile Europa's verbreiten, und Glück weissagen. Nichts kommt dem Elende und dem Schmutze dieses Auswurfs bei, der durch seine gelbe Haut und die Züge seiner Physiognomie von allen Völkern, unter welchen er lebt, verschieden ist. Von ihrer Sprache ist wenig bekannt, nur daß sie einige Aehnlichkeit mit dem Slavonischen hat. Noch weniger weiß man von ihrem Ursprunge, von ihrer Religion und von ihren Oberhäuptern, deren Daseyn aus den wenigen Worten, die ihnen von einer Zeit zur andern entwischen, gefolgert wird. Da sie außerdem verachtet und von allen andern Glaubensgenossen zurückgesetzt werden: so giebt sich Niemand die Mühe, sie näher zu untersuchen und das Besondere ihrer Geschichte in's Klare zu bringen.

Die Albanesische Sprache, welche bis jetzt nicht zu denen gehört, worin man schreibt, ist durchaus verschieden von allen benachbarten Sprachen, namentlich der illyrischen, der türkischen und der griechischen. Sie enthält eine Menge von französischen und italiänischen Wörtern; und dies rechtfertiget die gemeine, in Albanien selbst verbreitete Meinung, welche ihren Ursprung jenen Ueberresten von Heeren zuschreibt, welche den lateinischen Imperatoren von Constantinopel und dem König Roger von Apulien zugehörten, als er in die Gebirge entfloh. Sie haben in ihrer Mundart sogar Buchstaben, welche nicht im griechischen Alphabet gefunden werden, wie c und b.

Gemisch von den Albanesern.

Der Charakter und die Sitten der Epiroten, Thessalier und übrigen Griechen, welche die südlichen Theile dieser Provinzen bewohnen, sind noch immer die ihrer Vorfahren. Die Epiroten sind noch jetzt so tapfer, wie sie zur Zeit des Pyrrhus waren, und die Vermischung des größten Theils derselben mit den Albanesern hat keinen Einfluß auf diese Eigenschaft gehabt. Die Thessalier sind noch immer gute Reiter. Die Böotier stehen fortdauernd in dem Rufe, nicht sehr erleuchtet zu seyn. Die Athener sind noch stets so unruhig, veränderlich und ränkesüchtig, wie sie früher waren; und die Ernennung eines Archonten, der, als Civil-Obrigkeit genommen, nichts weiter ist, als ein Sklav unter der Zuchtruthe eines türkischen Bey, macht noch eben so viel Geräusch oder Lärm, wie in jenen Zeiten, wo Athen die griechischen Gewässer beherrschte. Die Rechte der Gastfreundschaft sind unter ihnen noch immer dieselben, und diese Tugend wird so allgemein geübt, selbst in den Gebirgen von Albanien, daß ein fremder Reisender sogar unter dem Dache eines Räuberhauptmanns ruhig schlafen kann. Denn ist er einmal von ihnen auf- und angenommen, so wird er nicht bloß geachtet, sondern er kann im Fall der Noth auch auf Schutz und Hülfe rechnen.

Die Gebräuche, welche uns Homer beschrieben hat, werden indeß mehr in den Gebirgen und in solchen Stämmen, welche ihre Unabhängigkeit ganz oder zum Theil bewahrt haben, als in den Städten und in den Handelscantonen, beobachtet. Zum Beispiel: wenn ein Reisender in Chimara in irgend einem Dorfe anlangt, wo er, sei

es unter welchem Titel er wolle, Anspruch auf Gastfreundschaft machen darf: so sieht er sich, nach dem ersten Empfange von seinem Gastfreunde, sogleich von allen Häuptern des Gemeinwesens umgeben. Ist das Wetter schön, so wird er aufgefordert, auf dem öffentlichen Platze zu erscheinen; und hier fragen ihn die Greise, welche noch immer zuerst reden, nach seinen Reisen, nach den Begebenheiten, welche in andern Ländern Statt gefunden haben, und sprechen mit ihm über ihren eigenen Verkehr und von dem, was sich bei ihnen zugetragen. Hier werden denn auch die ersten Pflichten der Gastfreundschaft an ihm ausgeübt: man reicht ihm Wein und Früchte. Ist es nun Zeit zum Essen, so wird er in die Wohnung seines Gastfreundes zurückgebracht, und mit ihm setzen sich die vornehmsten Personen um eine Tafel, deren größter Schmuck ein gebratnes Schaf ist; und das ungesäuerte Brot, das man ihm vorlegt, ist von der Frau vom Hause selbst gebacken worden. Was hier von den unabhängigen Griechen erzählt wird, hat der Verfasser zu Drimades in dem Hause des Thomas Vretto, Vetters des Grafen Sika, und in hundert anderen Oertern der von ihm durchreiseten Cantons erfahren, wobei er noch bemerken muß, daß er niemals andere Führer hatte, als die Bewohner des Landes.

Die griechischen Frauen werden von ihren Männern eben nicht streng gehalten, und sie würden noch freier seyn, wenn die Furcht vor den Türken nicht Vorsicht geböte. Dieselbe Furcht bestimmt sie, ihre Töchter sorgfältig zu verbergen; denn sie sind in der Regel ausnehmend schön, vorzüglich in Epirus. Ein Fremder indeß, der

durch sein Betragen das Vertrauen der Griechen gewonnen hat, und in ihre vertrauten Zirkel eingeführt ist, trifft darin auf Frauen, welche freien Antheil an der Unterhaltung und selbst an den Spielen nehmen, welche die Griechen nur allzu sehr lieben. Gleichwohl ist der Theil des Hauses, worin die Weiber ihr Wesen treiben und häuslichen Angelegenheiten obliegen, von dem, wo der Mann wohnt, getrennt, und heißt noch immer Gunaikaion. Die Bedrückungen, welche die Griechen von den Türken zu leiden haben, wenn die letzteren Reichthum bei ihnen vermuthen, haben die Weiber bewogen, eine sonderbare Gewohnheit anzunehmen, welche zugleich ihre Liebe für den Putz und die Zurückhaltung ausdrückt, zu der sie sich verpflichtet fühlen. Was ich anführen werde, ist besonders in Joannina üblich. Hier gehen die Frauen immer in einem weiten schwarzen Mantel von grobem Zeuge aus und wenn sie zu einer Partie eingeladen sind, so trägt eine weibliche Begleiterin ihren Putz und ihre Juwelen. Sind sie nun im Hause des Freundes angelangt, so treten sie in eins von den Zimmern des Gunaikaions, um sich anzuziehen, und erscheinen alsdann in einem glänzenden Staat und mit Juwelen bedeckt in dem Versammlungssaal. Auf den Straßen gehen sie unverhüllten Gesichts, und sind keiner Gefahr ausgesetzt: die Strenge der türkischen Sitten bringt es mit sich, daß jeder, der ein Frauenzimmer zu beschimpfen wagen könnte, aufs Härteste würde bestraft werden.

Die Griechen sind noch immer, was sie ehemals waren: lebhaft, heiter, witzig, voll Scharfsinns und ausgerüstet mit einer großen Geschicklichkeit für die Künste

und Wissenschaften. Indeß, die Sklaverei, worin sie leben, und der einfältige Despotismus der Türken hat bewirkt, daß ihr Verstand und ihre Erfindungsgabe ausgeartet sind, und sich in Betrug und Schelmerei verwandelt haben. Die beständige Furcht, worin sie schweben, hat ihnen eine gefährliche Verstellung zur Gewohnheit gemacht; und dies ist nicht das erste Beispiel einer solchen Veränderung des National Charakters, hervorgebracht durch fremden Despotismus. Darum wird dieser auf den ionischen Inseln und in den unabhängigen Cantons nicht angetroffen. Die Unterdrückung der Türken hat die Griechen unter andern verhindert, europäische Manufacturen bei sich empor zu bringen, obgleich viele sich darauf verstehen, und sie auf das Vollkommenste nachahmen. „Was würde es mir nützen — sagte ein Grieche von Joannina zu mir — wenn ich eine gute Tuch-Manufactur anlegen wollte? Ich würde die ersten Auslagen haben, und wenn das Werk in Gange wäre und der Vortheil folgen sollte, so würden die Türken alles wegnehmen."

Ihr alter Aberglaube hat sie nicht verlassen; und indem sie die Ideen des Christenthums mit denen des Polytheismus vermengt haben, sind nur die Gegenstände ihrer Verehrung verändert worden. Die vornehmsten Tempel Griechenlands, durch Kirchen und Kapellen ersetzt, sind noch immer Oerter für die Andacht und die Pilgerfahrt. Der Epirote, der Jonier, so wie der Akarnanier, welche einst ihre Opfer in dem berühmten Tempel von Leucadia darbrachten, haben diese Gewohnheit noch immer nicht vergessen; und kein Monop-

lon*) fährt vor diesem Vorgebirge vorbei, ohne dem Neptun eine Gazeta**) zu opfern, welche von den Schiffsleuten in's Meer geworfen wird. Die Molosser und Dolopen pilgern noch immer nach dem dodonischen Hain, um — die Panagia Parthenos, d. h. die heilige Jungfrau, anzubeten. Die Mören oder Schicksalsschwestern führen noch immer den Vorsitz über das Leben des Menschen; und nie wird ein Kind zum Taufstein getragen, ehe und bevor jenen ein reiches Geschenk angeboten und von ihnen angenommen worden. Es ist der Papa oder Priester, der das Kind in Empfang nimmt und bei dem Opfer gegenwärtig gewesen ist, welcher darüber entscheidet, ob dieses angenommen worden; wobei sich ganz von selbst versteht, daß das Geschenk an ihn abgegeben ist. Der Kakodämon oder der böse Geist ist ihnen noch eben so fürchterlich, wie je; und nichts betrübt sie mehr, als Glückwünsche und Lobsprüche, die ihren Kindern gemacht werden: denn sie fürchten, daß dadurch die Eifersucht und der Groll des bösen Geistes angefacht werden möchte. Da sie von der Last des Sklavenjochs danieder gehalten werden, so hat der gute Genius seinen Einfluß verloren, und sie haben nur die Macht des bösen zu fürchten. Die griechische Sprache, durch ganz Griechenland und selbst auf den sieben Inseln verderbt, hat sich noch am besten in Epirus erhalten, wo sie jedoch auch mit Hülfs-

*) Unter Monoxylon versteht der Grieche einen Kahn, der aus einem Baumstamm gehauen worden.

**) Eine kleine venetianische Münze, die bei der ersten Entstehung der Zeitungen der Preis derselben war, und von der diese ihre Benennung führen.

wörtern und ausländischen Wörtern und Redensarten überladen ist. Auch die Aussprache ist dort zierlicher, und die Sprache selbst gleicht der griechischen Schriftsprache, welche beinahe von allen Priestern gesprochen und in den Schulen gelehrt wird.

Die Moreaner, Bewohner einer gebirgigen Gegend, und in großer Anzahl Abkömmlinge der Achajer, Messenier und Spartaner, haben etwas von dem edlen Stolze und dem unabhängigen Geiste ihrer Vorfahren beibehalten. Dieses Land ist der türkischen Herrschaft am wenigsten unterworfen, und immer bereit, seine verlorne Freiheit wieder zu erobern. Vorzüglich sind die Mainotten furchtbare und unversöhnliche Feinde der Türken durch den Stolz, welchen sie nähren, die ihnen von den Spartanern, ihren Vorfahren, vererbte Freiheit bis auf den heutigen Tag bewahrt zu haben. Umschlossen von den beinahe unzugänglichen Felsen des Berges Taygetus oder Pente Dactylon, und noch besser vertheidigt durch ihren unbezwinglichen Muth, lassen sie sich in die den Eurotas und das Meer begränzenden Thäler herab, um daselbst das Land anzubauen, und nur selten machen die Osmanlis ihnen die Ernte streitig, weil jene sogleich mit den Waffen in der Hand auf ihre Feinde eindringen.

Ihre Regierung, ganz republikanisch, läßt gleichwohl ein Gemisch von Aristokratie und patriarchalischer Regierungsform zu. Ihre verschiedenen Cantons haben Häupter, die sie im Kriege anführen, und denen sie mit aller Strenge spartanischer Mannszucht gehorchen. Das Ansehn dieser Häupter hört indeß von dem Augenblick an auf, wo man sie für unfähig

zum Befehlen erkennt. Die Civil-Regierung ist ganz demokratisch, und öffentliche Angelegenheiten werden zwischen den Führern und den Aeltesten des Volks besprochen. Alles, was an Freiheit und Gleichheit erinnert, erfüllt sie mit Begeisterung. Die Hymnen der französischen Revolution, in's Griechische übersetzt, sind für die Mainotten Gesänge der Vaterlandsliebe und des Sieges. Das Mainotten-Land wird von 1000 Mann vertheidigt, welche, gleich der heiligen Schaar der alten Thebaner, immer vollständig seyn müssen. Dieses Corps, immer in Thätigkeit und sehr häufig in Kampf, freilagert bei Tag und bei Nacht, beobachtet die Bewegungen der Türken, greift diejenigen an, welche sich den Gränzen nähern, und wehrt jeden Ueberfall ab. Ein junger Spartaner, der einmal in diese heilige Schaar aufgenommen ist, verläßt sie nur, um in's Grab zu steigen. Gleichwohl trifft man keinen bejahrten Mann in diesen Reihen. „Unsere alten Soldaten — sagen sie — schlafen unter den Tropäen ihrer Siege." Der Tag, wo ein junger Mainot in diese Schaar aufgenommen wird, ist ein Tag des Glücks für die Seinigen; und selbst seine Mutter freut sich, einem Sohne das Leben gegeben zu haben, welcher würdig befunden ist, in die Zahl der Vaterlandsvertheidiger aufgenommen zu werden. Dieses ruhmwürdige Schlachtopfer, der Beschützung und Sicherheit seiner Mitbürger geweiht, wird in Triumph ins Lager geführt, wo seine Verwandten ihm für immer Lebewohl sagen. Eine Mainottin würde die Feigherzigkeit ihres Sohnes eben so wenig überleben, wie eine Spartanerin des Alterthums. „Doch, sagen sie, dies Unglück ist eben so selten, als

die

die Erscheinung einer weißen Krähe." Die Wachsamkeit und der hohe Muth dieser ruhmwürdigen Cohorte haben zu allen Zeiten verhindert, daß das Mainotten-Land von den Türken überfallen ist. Da sie nicht fliehen können, so gewährt ihr Widerstand ihren Landsleuten Zeit, sich zu bewaffnen und zu sammeln; und wenn sie auf diese Weise gemeinschaftlich wirken, so vertreiben sie ohne große Mühe einen Feind, dessen bloßer Name furchtbar ist, und verheeren alsdann die benachbarten Besitzungen der Türken mit Feuer und Schwert. Als im Jahre 1770 die Albaneser sich, gleich einem Waldstrom, über Morea verbreiteten und diese Halbinsel mit Asche und Mord erfüllten, da blieben sie am Fuße des Taygetus stehen, und wagten es nicht, in die Pässe desselben einzudringen. Auch der Kapudan-Pascha, der sie wieder vertrieb, stand von einem so gefährlichen Unternehmen ab. Die Südspitze des Mainotten-Landes, welche den Canton Kolokythia bildet, und wo man noch Ueberbleibsel von dem alten Psamatis, Komares, Bularias und Mesapiotes antrifft, wird von den Kakovunioten bewohnt, welche, wilder als die übrigen Mainotten, hauptsächlich Seeraub treiben.

Die Arkadier, ziemlich unabhängig in ihren Gebirgen, sind noch immer dem Hirtenleben zugethan, und befinden sich in dem Zustande der Ruhe. Eine große Zahl von Albanesern, Ueberreste der Expedition von 1770, haben sich zu ihnen geschlagen und dieselbe Lebensart angenommen. Der Lala-Stamm allein hat sich auf's Rauben gelegt. Der Distrikt von Achaja ist ganz zerstört und sehr dünn bevölkert, so wie der nördliche See-District

von Elis. Messenien ist besser bevölkert und ziemlich fruchtbar. Die Bewohner der nördlichen Theile von Messenien und Triphylia, welche den Canton von Arka bilden, treiben gleichfalls Räuberei.

Morea war troz dem langen Kriege, den Türken und Venetianer auf dieser Halbinsel führten, vor dem russischen Feldzuge von 1770 in einem weit blühenderen Zustande, als gegenwärtig. Nie wurde aber auch ein Feldzug schlechter eingeleitet. Graf Orlow, welcher an der Spitze desselben stand, beging Fehler über Fehler; und nachdem er durch unbesonnene Verheißungen die Einwohner in die Angelegenheit seines Hofes verwickelt hatte, sah er sich genöthigt, sie der türkischen Rache Preis zu geben. Als General hatte er das unverzeihliche Versehen begangen, weder die Hülfe noch die Unthätigkeit der Albaneser zu erkaufen, und auch keinen Bürgerkrieg unter ihnen zu entzünden, der ihre Aufmerksamkeit beschäftigen konnte. Nächstdem hätte er Morea im Norden, d. h. bei Patras und auf dem Isthmus von Korinth, angreifen sollen, um sich zum Gebieter über die Pässe zu machen, und so den Albanesern das Eindringen zu verwehren. Die drei Castelle von Patras und die Dardanellen von Lepanto waren damals, wie noch jezt, einer Befestigung sehr wenig fähig, und würden sich auf die ersten Kanonenschüsse ergeben haben. Allerdings war es nöthig, Kanonen zu gebrauchen, da die russische Flotte nur ein einziges Bombenschiff hatte, deren Mörser am Bord eines Transportschiffs waren, welches erst gegen das Ende des Feldzugs heran kam. Um diese Zeit würden den gleichwohl einige kleine bewaffnete Schiffe in dem

Golf von Lepanto hingereicht haben, eine Landung zu verhindern. Indem man sich des Isthmus von Korinth bemächtigt, kommt man in den Besitz der beiden Engpässe, durch welche man allein nach Morea vordringen kann, und wo hundert Mann ein ganzes Heer aufzuhalten vermögen. Der erste Paß ist der von Sussa-Kewi und Kakiskala; der zweite ist der oberhalb Miniez, wo jetzt ein Wachthaus angebracht ist, und wo die Albaneser, als sie die von ihnen zerstörte Halbinsel verließen, von den gegen sie ausgesendeten Truppen des Kapudan-Pascha ermordet wurden*). In jenem Falle würden türkische Truppen nicht im Stande gewesen seyn, von Thessalien oder Albanien aus vorzudringen, und die Insurrection der Halbinsel Morea würde gelungen und ihre Eroberung bewirkt worden seyn. Diese unglückliche Expedition kostete der Halbinsel 300,000 Seelen, welche für die Bevölkerung verloren gingen. In der Stadt Tripolitza allein wurden nach dem von den Arnauten

*) Was hier bloß angedeutet ist, dürfte eine Erläuterung nöthig machen. Hier ist sie.

Der russische General wollte die Einwohner von Morea von dem türkischen Joche befreien. Zu diesem Endzweck mußte er die Albaneser auf irgend eine Weise gewinnen. Da er dies unterließ, so eilten sie, scheinbar zum Vortheil der Pforte, der wahren Absicht nach, um zu rauben und zu plündern, herbei. Dergleichen Erscheinungen sind in der Türkei nicht selten; denn sie stützen sich auf den Mohamedanismus. Die Albaneser nun richteten auf der Halbinsel fürchterliche Zerstörungen an, denen die Pforte gelassen zusah, so lange die Russen in der Nähe waren. Nach dem Abzuge der letztern kam es darauf an, den Albanesern eine unermeßliche Beute abzunehmen. Dies geschah durch die Expedition des Kapudan-Pascha.

Anmerk. des Herausgebers.

verbreiteten Gemetzel 3000 Personen öffentlich hingerichtet. Diese traurigen Folgen haben die Moreaner sehr gegen die Russen eingenommen; und wenn das russische Kabinet in den Jahren 1805 und 1806, wo der Besitz der sieben Inseln alles erleichterte, eine Revolution hätte zu Stande bringen wollen: so würden die Einwohner sehr wenig auf die Einflisterungen der russischen Agenten gegeben haben.

Ueber Land und Stadt in bürgerlicher und politischer Beziehung.

Will man den Unterschied zwischen Land und Stadt in bürgerlicher und politischer Beziehung auffassen: so ist vor allen Dingen nöthig, vorher auszumitteln, wodurch sich ländliche und städtische Betriebsamkeit von einander unterscheiden; denn hieraus wird sich zuletzt alles ergeben, was die Verschiedenheit sowohl in dem Besitz als in dem Charakter der Land- und der Stadtbewohner constituirt.

Was Dem, der ländliche Arbeit mit Aufmerksamkeit und Nachdenken beobachtet hat, sich zunächst als Formel für dieselbe aufdrängt, ist die sprichwörtliche Redensart: daß zum Laufen nicht immer Schnellseyn erfordert werde. Nicht, daß es bei ihr nicht auch auf Benutzung der Zeit ankäme; von diesem Grundgesetz ist sie eben so wenig befreit, als die städtische Arbeit. Allein das wichtige Verhältniß der Zeit zur Kraft stellt sich bei ihr anders. Der Landmann darf nichts übereilen, wenn er sich nicht wesentlich schaden will; und hieraus folget schon ganz von selbst, daß er mit Umsicht und Ueberlegung zu Werke gehen muß, um so wenig als möglich auf den bloßen Zufall ankommen zu lassen. Den Naturgesetzen unterworfen, kann er sich immer nur dadurch zum Herrn derselben machen, daß er die Nothwendigkeit dieser Unterwerfung anerkennt, und nichts will, was ihr

entgegen ist. Seine nächsten Gebieter sind die Jahres-zeiten: nach ihren Vorschriften muß er sein ganzes Thun und Treiben einrichten, weil, wenn er sich davon lossa-gen wollte, alle seine Bemühungen vergeblich seyn wür-den. Einen zweiten Gebieter findet er in dem Grund und Boden, den er bearbeitet; denn, was er auch thun mag, die hervorbringende Kraft desselben zu vermehren, so findet der Erfolg seiner Bemühungen immer seine Gränze in der ursprünglichen Beschaffenheit des Bodens, vereint mit den Einflüssen der Witterung, des Klima's u. s. w. Seine Werkzeuge sind entweder lebendige oder todte. Was jene betrifft, so muß er strenge Rücksicht nehmen auf alles, was ihre individuelle Beschaffenheit mit sich bringt; denn sonst würde er sich am meisten selbst schaden durch Verminderung seines Capitals. Seine Pferde, seine Ochsen, und was er sonst noch zu seinem Betrieb gebraucht, müssen also ein Gegenstand unabläss-ger Sorgfalt für sie seyn; und wenn die Vorschrift: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, für Andere sehr wenig sagt, so folgt sie für ihn aus einer richtigen Beurtheilung seines eigenen Vortheils. Sehr leicht er-kennt er dabei, daß seine Ungeduld höchst unnütz ist: die Zeit der Ernte muß abgewartet werden, weil keine mensch-liche Kraft zu ihrer Beschleunigung beitragen kann. Ueberhaupt lebt er weniger in dem gegenwärtigen Au-genblick, als in der Zeit. Er muß die Gegenwart mit der Zukunft verbinden, wenn er säet, wenn er pflanzt, wenn er Anlagen macht, die der Zeitigung bedürfen, wo-fern sie Vortheil bringen sollen. So oft er einen Baum pflanzt, ist er in dem Falle, mit la Fontaine's Greise

zu sagen: „meine Urenkel werden mir diesen Schatten verdanken." Unabhängiger von seinem Nachbar, ist er weniger der Gefahr ausgesetzt, ein Feind desselben zu werden. Ländliche Arbeiten durchkreuzen sich nicht; sie gehen friedlich neben einander, und ihr Friede wächst in eben dem Maße, worin die Räume, in denen sie sich bewegen, größer werden. Der Brotneid, in Städten so wirksam, verliert seinen Stachel auf dem Lande. Nicht, daß er hier ganz wegfiele; allein, da der Erfolg, so fern er vom Schicksal abhängt, im Großen für alle derselbe ist, so können die Vortheile, die der Eine vor dem Andern genießt, nur auf die Rechnung größeren Fleißes und größerer Umsicht gesetzt werden; und hierin liegt etwas Versöhnendes, so fern dabei der Gedanke vorwaltet, daß mit demselben Grade von Anstrengung man eben so weit gekommen seyn würde. Auf der anderen Seite wird das Wohlseyn des Landmanns nicht durch die Verluste vermehrt, die sein Nachbar leidet; und die unmittelbare Folge davon ist, daß er seine Entdeckungen und Erfindungen gern mittheilt, um sie so allgemein als möglich zu machen. Der Ackerbau verträgt sich nicht mit Geheimnissen, und eben dadurch wird er zur Grundlage eines umfassenderen Wohlwollens und einer allgemeineren Menschenliebe, als andere Verrichtungen mit sich bringen.

Wie wesentlich verschieden ist in allen diesen Beziehungen die städtische Arbeit von der ländlichen.

Städte definirt man nicht besser, als wenn man sie umbaute Märkte nennt. Dies ist der Punkt, von welchem alles bei ihnen ausgegangen ist; dies der Charakter, den sie zu allen Zeiten beibehalten haben. Bestimmt,

die rohen Stoffe, welche der Landbau hervorbringt, zu verarbeiten, werden sie zu Sammelplätzen einer großen Mannichfaltigkeit von Verrichtungen, die in neuerer Zeit durch getheilte Arbeit bezeichnet worden ist. Was auch jeder Einzelne treiben mag: immer ist es von einer solchen Beschaffenheit, daß er dabei nur einen mittelbaren Nutzen bezwecken kann. In höchster Sittlichkeit gedacht, muß der Städter immer sagen: Unum me donavit, mihi omnes; denn was Er leistet, kann nur auf das Bedürfniß der Gesellschaft berechnet seyn, während diese ihn durch ihre ganze Kraft aufrecht erhalten muß. Der Vermittler aller städtischen Betriebsamkeit ist daher nothwendig das Geld, d. h. jene allgemeine Waare, von welcher jeder Einzelne sich so viel anzueignen strebt, als nöthig ist, sein Bedürfniß zu befriedigen. Städte ohne Geld können gar nicht gedacht werden; in der That eben so wenig, als ein Thierkörper ohne Blut und Blutumlauf. Das allgemeine Streben geht nun dahin, sich von diesem Lebens-Princip so viel anzueignen, als immer möglich ist; und daß es dabei nicht an einem Ueberbieten im Talente — dies Wort in seiner allgemeinsten Bedeutung genommen — fehlen werde, versteht sich schon von selbst. Man mag daher die städtischen Verrichtungen auflösen, wie man wolle: das Resultat ist, daß sie ihren Charakter in dem Verhältnisse haben, worein sich die Zeit zur Kraft stellt. Zeit auf Kosten der Kraft zu gewinnen, dies ist, äußerst wenige Fälle, die das Gegentheil gestatten, ausgenommen, die gemeinschaftliche Aufgabe bei allen städtischen Arbeiten; und diese Aufgabe wird am meisten durch die Concurrenz herbeigeführt. Das

Ideal städtischer Betriebsamkeit, wie mannichfaltig auch ihr Gegenstand seyn möge, ist also: 1) größtes Product der Arbeit innerhalb einer gegebenen Zeit; 2) dieses Product in wünschenswerther Vollkommenheit, damit es sich überall empfehle; 3) dasselbe Product in der auffallendsten Wohlfeilheit, um Abnehmer oder Käufer zu finden. Die Folge von dem allen ist, daß in der städtischen Betriebsamkeit das Raffinement entscheidet; ich bediene mich dieses ausländischen Worts aus keinem anderen Grunde, als weil die deutsche Sprache nicht ein gleichsinniges aufzuweisen hat, wenn gleich die Deutschen durch den Anwuchs ihrer Hauptstädte auf dem Wege sind, das, was sie Verfeinerung nennen, dem französischen Raffinement näher zu bringen. Wer also als Stadtbewohner keinen Antheil an dem Raffinement nehmen kann, der schließt sich selbst von der Concurrenz aus, und verurtheilt sich eben dadurch zur Mittelmäßigkeit und Armuth. Steht der Mensch auf dem Lande in engerer Berührung mit den Dingen, so steht er in den Städten in engerer Berührung mit den Menschen; und wenn dort die Aufgabe seines Lebens ist, über die Dinge zu siegen, so ist sie hier, über diejenigen zu triumphiren, die er sich als seine Nebenbuhler denkt, oder die es wirklich sind. Diesen so viele und so große Vortheile abzugewinnen, als immer möglich, darf er sich keine Mühe verdrießen lassen; und selbst, wenn ihm dies in einem hohen Grade gelungen seyn sollte, ist er noch immer nicht zur Vernachlässigung seines Gewerbes berechtigt, weil es sonst leicht geschehen könnte, daß der Stärkere über ihn käme. Hieraus erklärt sich ganz von selbst der größere Men-

schenverbrauch in den Städten. Sie sind der Central-Punkt gesellschaftlicher Leidenschaften, wenn das Land der Wohnsitz gesellschaftlicher Affectionen ist, in welchen man sich nie übernimmt und eben deswegen mehr genießt. So weit reicht die Macht der Leidenschaft in den Städten, daß, bei gleichen Verrichtungen, selbst Familienbande zerreißen, und der Vater im Sohne, der Bruder im Bruder seinen Nebenbuhler findet. Was darin Verdammliches ist, kann hier nicht in Erwägung gezogen werden; genug, daß der natürliche Beruf der Städte nicht in der Befolgung der goldnen Mittelstraße besteht, wohl aber darin, daß sie, nach allem, was die Erfahrung von ihnen zeigt, das Höchste in der Tugend, wie im Laster, darzustellen bestimmt sind. Entwickeln muß sich in ihnen jede schlummernde Kraft; und da dies nicht geschehen kann, ohne, wenigstens beziehungsweise, zu einem Maximum zu führen: so darf man wohl sagen, daß die Städte, vorzüglich aber die Hauptstädte, diejenigen Punkte sind, von welchen alle Vervollkommnung der Gesellschaft im Großen ausgeht. Ohne sie würde das Land nicht werden, was es werden kann; denn es würde ihm an Aufmunterung dazu fehlen. Sie sind es also vorzüglich, welche die Oede und Einsamkeit verscheuchen, die dem Lande an und für sich eigen ist; und sie sind es, welche die Beziehungen festhalten, in welchen und durch welche Land und Städte zu einem Ganzen werden, das sich gegenseitig trägt und hält.

Wir haben bisher den Unterschied entwickelt, welchen die Art der Arbeit oder der Kraftentwickelung zwischen Land und Stadt feststellt; dies reicht aber für unseren

Zweck noch nicht hin. Soll diesem genügt werden, so müssen wir noch einen zweiten Unterschied geltend machen, welcher durch die Art des Besitzes oder des Eigenthums entstehet. Wir werden also zeigen müssen, wie das Land seinen bleibenden Charakter durch die liegende, die Stadt den ihrigen durch die fahrende Habe erhält, und was daraus für die Sinnes- und Denkungsart sowohl der Landbewohner als der Städter hervorgeht. Hiernächst wird es leicht seyn, zu bestimmen, wie die Gesetzgebung beide behandeln müsse.

Man hat seit etwa einem halben Jahrhunderte angefangen, das Unbewegliche beweglich zu machen; und es muß sogleich eingestanden werden, daß man es in dieser Kunst hier und da sehr weit gebracht hat durch Einrichtungen, welche einen großen Credit bezwecken. Wie die Sache endigen werde, steht noch dahin. Indeß ist nicht viel Gutes davon zu erwarten, weil, so oft man sich auf etwas Naturwidriges einläßt, die Strafe der Verirrung auf dem Fuße zu folgen pflegt. Einen Thaler mag man theilen, so viel man will; dies kann sehr nützlich und nothwendig seyn, wenn die Umstände dafür sprechen. Aber Liegschaften, unbewegliches Eigenthum, soll man — vorausgesetzt, daß die mit demselben getroffenen Einrichtungen nicht durchaus fehlerhaft sind, oder auch im Verlaufe der Zeit geworden sind — ungetheilt lassen, weil daraus eine Zersplitterung entsteht, wodurch die Gesellschaft nach und nach zu Grunde gerichtet wird. Ein Landgut hat nur in so fern einen Werth, als es die Mittel darbietet, ein Hauswesen mit seinen von der Vernunft gerechtfertigten Bedürfnissen aufrecht zu erhal-

ken; und da wenige Morgen Landes dazu nicht hinreichen, so sind Anstalten erforderlich, nach welchen der ländliche Besitz auf eine ganz andere Weise vererbt wird, als der städtische. Die, welche für eine unbegränzte Theilung sind, verstoßen gegen die Natur jenes Besitzes; sie verstoßen aber noch weit mehr gegen die Natur der Gesellschaft. Jene verwirft sie, weil das ackerbauliche Geschäft nur unter der Bedingung fortgesetzt werden kann, daß es nicht an einer diesem Geschäft angemessenen Scholle fehle; diese verwirft sie nicht minder, weil sie auf einer großen Mannichfaltigkeit von Verrichtungen beruht, welche in eben dem Maße verschwindet, worin alle Thatkraft sich dem Ackerbau zuwendet, und außer dem physischen Leben nichts Höheres bezweckt. Haben Sie, welche auf eine ungemessene Theilung des Grundes und Bodens ausgehen, wohl jemals bedacht, in welchem Verhältnisse die großen Städte zu den größeren Landgütern stehen, und daß jene also ohne diese ganz unmöglich seyn würden? Ich fühle mich geneigt, nicht bloß den Grundsatz einer fortgehenden Theilung, sondern auch den der freien Veräußerung liegender Gründe zu verwerfen, nach welchem man annimmt, daß sie den rechten Herrn so lange suchen, bis dieser gefunden ist. In meiner Ansicht ist das unbewegliche Eigenthum ausschließend dazu vorhanden, die Idee eines Geschlechts zu verwirklichen, dies Wort in demjenigen Sinne genommen, nach welchem es eine Reihe von Generationen bezeichnet, worin sich irgend ein ursprünglicher Charakter bewahrt. In den Städten, als den Central-Punkten des beweglichen Reichthums ist dies nicht wohl möglich; die Zersetzung,

in welcher sie begriffen sind, leidet es nicht. Auf dem Lande hingegen ist es sehr wohl möglich, weil hier die Zersetzung geringer ist. Zugegeben demnach, daß die Gesellschaft ohne die Idee von Geschlechtern nicht fortdauern kann: — wie sehr kommt man ihr dadurch zu Hülfe, daß man das unbewegliche Eigenthum nach anderen Gesetzen forterben läßt, als das Bewegliche! Hierdurch allein gewinnt man einen starken Stamm, dessen Zweige sich nach allen Seiten hin verbreiten, und dem Auge des Beobachters die höchste Mannichfaltigkeit der Erscheinungen gewähren. Kleinheit und Größe des unbeweglichen Eigenthums sollte hierbei gar keinen Unterschied machen; denn, wenn einmal die Natur dieses Eigenthums die Vererbung zu gleichen Theilen ausschließt, und dies der Gesellschaft im höchsten Grade nützlich ist: so kann man den Wirkungen, die daraus hervorgehen, unbedingt vertrauen. Es kommt noch ein Umstand besonderer Art hinzu, dessen wir in diesem Zusammenhange gedenken müssen. Großes Eigenthum wirkt auf dem Lande ganz anders, als in der Stadt. Hier kann jemand ein Millionär seyn, ohne auf die Denkungs- und Handlungsweise seiner Mitbürger den mindesten Einfluß zu haben. Nicht so dort. Ein großer Gutsbesitzer ist für alle kleineren, die ihn umgeben, eine Autorität, zu welcher sie in allen den Fällen ihre Zuflucht nehmen, wo sie des Raths bedürfen; und wollte man es genauer untersuchen, so würde sich finden, daß ein großer Theil der polizeilichen Anstalten, deren es für die Städte bedarf, für das Land bloß dadurch überflüssig wird, daß große Eigenthümer in der Nähe sind, deren sittliches Urtheil unendlich mehr

entscheidet, als alle, von einer noch so wachsamen Gendarmerie und ihren Vorgesetzten ausgehende Gewalt. Es würde hieraus folgen, daß man es nie darauf anlegen sollte, diese den Landbewohnern nothwendigen Autoritäts-Punkte zu entfernen, ja, daß man vielmehr alle Ursache habe, sie zu erhalten; wobei sich ganz von selbst versteht, daß alle Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnisse wegfallen müssen, weil mit ihnen der rein sittliche Einfluß durchaus nicht bestehen kann. Wie man aber auch hierüber urtheilen möge: immer steht so viel fest, daß unbewegliches Eigenthum ganz anderen Gesetzen folgt, als bewegliches, und daß jeder Versuch, beide Arten des Eigenthums denselben Gesetzen zu unterwerfen, nichts anders als große Nachtheile zu Wege bringen kann.

Um dies noch einleuchtender zu machen, müssen wir uns nach den Städten hinwenden.

Die Städte haben zu allen Zeiten den Grundsatz aufgestellt, daß das Eigenthum zu gleichen Theilen unter die natürlichen und rechtmäßigen Erben des verstorbenen Besitzers getheilt werden müsse. Haben sie daran Unrecht gethan? Ich glaube es nicht; doch nur unter der Voraussetzung, daß sie wirklich sind, was sie seyn wollen, nämlich Central-Punkte des beweglichen Reichthums; denn, wenn sie auf Ackerbau gegründet seyn sollten, so würden sie den Gesetzen des unbeweglichen Eigenthums folgen müssen. Durch jenen Grundsatz sind, wenn man es genauer untersucht, die Städte reich und mächtig geworden; und das bloß deswegen, weil er zu ihrem Wesen gehörte. Entstanden aus ihrem Gegensatze, dem

Lande; entstanden (um es noch genauer anzugeben) aus der Unmöglichkeit, worin sich das Land befand, eine unbegränzte Theilung gestatten zu können, mußten sie den beweglichen Reichthum zur Grundlage ihres Daseyns und ihrer Blüthe machen; und da diese Art des Reichthums sich mit einer Theilung in's Unendliche verträgt, so konnten sie dieselbe nicht von sich weisen. In Wahrheit, worauf beruhet das Wesen des beweglichen Reichthums? Darauf, wie es mir scheint, daß er für alle Diejenigen vorhanden ist, die sich seiner durch Kauf, Vertrag und andere gesetzliche Mittel bemächtigen wollen. Eigenthum ist er nur so lange, als sein Besitzer es für vortheilhaft hält, ihn dazu zu machen; allein dies kann immer nur auf sehr kurze Zeit geschehen, weil der bewegliche Reichthum, wie schon seine Benennung sagt, von einer Hand in die andere gehen soll, um das Bedürfniß aller Derjenigen zu befriedigen, die ein Interesse haben können, sich ihn in größeren oder kleineren Theilen anzueignen. Auf diese Weise arbeitet der Städter, wie schon oben bemerkt worden ist, nur mittelbar für sich, und das Geld ist für ihn der Repräsentant aller Habe. Im Gelde nun liegt die Möglichkeit einer gleichmäßigen Theilung des beweglichen Reichthums. Diese Art von Theilung aber wird nicht wenig unterstützt von der Gelegenheit, welche der Aufenthalt in großen Städten darbietet, sie zur Grundlage eines großen Erwerbes zu machen. Wie viele Städter fangen sehr klein an, und endigen sehr groß! Dies kann dem Landmanne, als solchem, nie begegnen. Für ihn kommt es nicht sowohl auf das Erwerben, als auf das Erhalten an. Für den Städter kehrt

sich die Sache um; denn wenn er sich auf bloßes Erhalten beschränken wollte, so würde er sich in den meisten Fällen zur Armuth verurtheilen müssen. Ein noch so kleines Kapital so anlegen, daß es seinen Besitzer durch die Zinsen, welche es bringt, in möglichst-kurzer Zeit zu einem reichen Manne macht: dies ist die allgemeine Aufgabe für den Städter; und bei ihrer Lösung kommt es in der Regel auf nichts weiter an, als auf eine glückliche Benutzung der Thorheiten, des Unverstandes, hauptsächlich aber der Verlegenheiten Anderer. Was Pabst Pius der Zweite von dem Adel sagte, nämlich, daß er selten einen achtungswerthen Ursprung habe, das läßt sich auch von der Entstehung großer Reichthümer sagen. In den meisten Fällen werden sie schnell und ohne alle Anstrengung erworben, und das Einzige, was ihrer Vermehrung eine Grenze setzt, ist die Concurrenz. Dies einsehend, hat man, um der Auflösung der Gesellschaft durch die Anhäufung der beweglichen Reichthümer in den Händen einiger Wenigen vorzubeugen, kein besseres Mittel gekannt, als die Concurrenz auch dadurch zu sichern, daß man auf eine gleiche Theilung gedrungen hat. In der That, hätte man auf bewegliches Eigenthum Majorate und Fidei-Commisse gründen wollen, so würde dies, vorzüglich in einem vollkommneren Zustande der Gesellschaft, nicht unmöglich gewesen seyn; allein man hätte sich alsdann gefallen lassen müssen, daß alle bürgerliche Freiheit sich in persönliche Abhängigkeit von den Wenigen aufgelöset hätte, denen solche Einrichtungen zu Statten gekommen wären; und es bedarf keiner Auseinandersetzung, bis zu welchem Grade die Städte darüber zu Grunde ge-

gegangen seyn würden *). Die Beschränkung der Majorate und Fidei-Commisse auf den unbeweglichen Reichthum ist also keinesweges so sehr die Sache der Willkühr, als es auf den ersten Anblick wohl scheinen möchte: denn erstlich vertragen sich diese Einrichtungen weit besser mit dem unbeweglichen Reichthum, als mit dem beweglichen; und zweitens, sofern großer Gutsbesitz dadurch allein gesichert werden kann, sind sie die erste und letzte Bedingung alles stärkeren Lebens in der Gesellschaft, nicht daß sie dasselbe verursachten, sondern daß sie es veranlassen, als Einrichtungen, aus welchen ein Ueberschuß von Kräften hervorgeht, der in ihnen selbst nie lebendig werden kann, und daher in die Städte ziehen muß, wo sie hinwiederum ihm den Stoff zur Thätigkeit liefern.

Also — Land und Stadt, wesentlich verschieden durch Beschäftigungen und Arbeiter, sind nicht minder verschieden durch Besitz und Eigenthum; und diese Verschiedenheit ist so groß, daß alle Bemühungen, sie aufzuheben oder auszugleichen, immer vergeblich seyn würden. Mag man doch, wie es von einer Zeit zur andern geschehen ist, den Versuch machen, die Eigenthümlichkeiten des Landes in die Städte, oder auch, umgekehrt, die Eigenthümlichkeiten der Städte auf das Land zu verpflanzen: weit wird man damit niemals kommen; denn beide, wie nothwendig sie sich auch seyn mögen, werden sich immer wieder von einander sondern, und je

*) Dies ist unstreitig der Grund, weshalb man in verschiedenen Staaten der neueren Zeit einer Anhäufung beweglichen Vermögens durch Fidei-Commisse in der Gesetzgebung entgegen gewirkt hat.

mehr sie sich gegenseitig bedingen, desto mehr werden sie sich in ihrem besonderen Seyn zu erhalten streben. Wir wollen hierdurch nicht sagen, daß von den Verrichtungen, auf welche die Städte angewiesen sind, nicht die eine und die andere auf das Land übergehen könne; dies ist immer geschehen, und zum Theil für die größere Bequemlichkeit des Landes sogar nothwendig. Allein die Sache hat ihre Gränze, und diese findet sich von dem Augenblick an, wo eine Verschmelzung im Großen Statt finden soll. Der alte Sachsenstaat schloß die Städte aus. Was folgte daraus? Wie ist diese Frage beantwortet worden; wer sie aber gehörig beantworten wollte, der würde sich damit befassen müssen, ein sehr eintöniges und einförmiges Leben darzustellen, das durch alle Jahrhunderte dasselbe geblieben.

Unsere Beschäftigungen bestimmen unseren Charakter in physischer und moralischer Hinsicht; dies ist so erwiesen, daß es in der Regel des bloßen Anblicks bedarf, um auf der Stelle zu entscheiden, zu welcher Klasse der Gesellschaft Jemand gehört. Niemand läßt sich einfallen, die Gewandtheit eines Tanzmeisters oder eines Seiltänzers in Demjenigen voraus zu setzen, der den Pflug treibt, oder den Spaten und die Holzaxt führt; wiederum würde es eine nicht geringere Abgeschmacktheit seyn, annehmen zu wollen, daß die nachhaltige Körperkraft des Landmanns in irgend einem Städter seyn könne. Was wir Unbehülflichkeit nennen, ist so relativ, daß man mit der größten Sicherheit behaupten kann, die Unbehülflichkeit beziehe sich immer nur auf das, was man nicht eingelernt hat. In Beziehung auf sein Geschäft ist der Landmann nicht unbehülflich; und wenn er es in Bezie-

hung auf jedes andere seyn sollte, so würde er nur das Looß aller übrigen theilen. Dabei möchte man sagen: in dem Landmanne bewahre sich die menschliche Anlage zu den verschiedenartigsten Verrichtungen in ihrer Allgemeinheit; denn genöthigt, wie er ist, sich auf allerlei zu verstehen, bildet er sich nie so einseitig aus, wie der Städter, der in der Regel seine ganze Kraft auf einen einzelnen Gegenstand beschränken muß, wenn er einen Werth für die Gesellschaft erhalten will. Gleiches läßt sich von dem Geiste des Landmanns bemerken, der sich immer nur dann zu seinem Nachtheil zeigt, wenn er der unendlichen Mannichfaltigkeit von Geistern, welche die Stadt darbietet, gewachsen seyn soll. In und mit der Natur lebend, hat der Landbewohner nur allzu viel Veranlassung zum Nachdenken; und wer ihn genauer beobachtet, findet bald, daß diese Veranlassungen nicht unbenutzt geblieben sind. Nicht daß sie zu gar feinen Abstractionen geführt hätten; diese sind nur das Werk der Muße und der besonderen Beschäftigung mit Einzelheiten. Der Verstand des Landmanns faßt und bearbeitet die Erscheinungen nur im Großen, und genöthigt, den Naturgesetzen zu folgen, erhebt er sich immer nur zu der Ansicht, welche von der Achtung für diese Naturgesetze begränzt wird. Hierauf beruhet sein gesunder Verstand: eine Eigenschaft, welche der Städter selten zu schätzen weiß, weil sein fragmentarisches Leben sich in den wenigsten Fällen mit der Erwerbung derselben verträgt; eine Eigenschaft übrigens, die für den glücklichen Erfolg bei weitem mehr entscheidet, als zugespitzter Witz und sogenannte Lichtfunken. Wollen wir von dem Verstande

des Landmanns in sein Gemüth herabsteigen, so werden wir dieselbe Einfachheit darin wiederfinden. Für heftige Leidenschaften durch eine regelmäßig wiederkehrende Arbeit, so wie durch die besondere Beschaffenheit derselben, unzugänglich gemacht, lebt er nur in Affectionen, und zwar gerade in solchen, die den Menschen am meisten adeln. Er wird das Vaterland immer mehr und immer reiner lieben, als der Städter, der, im Kampf mit einem künstlichen Leben, so viel Veranlassung hat, die bestehende Ordnung der Dinge zu tadeln, und eine bessere herbei zu wünschen. Auch darin wird er sich von diesem unterscheiden, daß er religiöser — dies Wort im edelsten Sinne genommen — ist. Der ganze Unterricht, den er von der Natur selbst erhält, führt ihn dahin; und wenn er dem Aberglauben Raum giebt, so geschieht es zuletzt nur aus Achtung für das Bestehende, nicht aus irgend einer Passion für die Sache selbst.

Man kann mit großer Sicherheit annehmen, daß von diesem allen sich das Gegentheil in dem Städter findet, nur daß es sich in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft verschieden modificirt. Wer in großen Städten gelebt hat, erkennt an dem körperlichen Ausdruck der einzelnen Bürger ohne Mühe die täglichen Verrichtungen eines Jeden: ein sicherer Beweis, daß jener ein Abdruck von diesen ist. Dies ist aber das Wenigste von dem, was in Betrachtung gezogen werden muß. Der Haupt-Charakter des Städters entwickelt sich, ihm selbst unbewußt, dadurch, daß er mehr mit den Menschen als mit den Dingen in Berührung steht: ein Umstand, der nur allzu viel dazu beiträgt, daß sein Geist unablässig von

Leidenschaften bewegt wird. Die Schwächen Anderer zu seinem Vortheile zu benutzen, und von dem Gemeingut so viel als immer möglich auf sich abzuleiten, um vorherrschend dazustehn; dies ist, im Großen genommen, das Bestreben aller Städter, wenn gleich die wenigsten von ihnen ihren Zweck erreichen. Je mehr sich die Interessen durchkreuzen, und je schwieriger es ist, in dem Widerstreite derselben den Sieg davon zu tragen; desto allgemeiner ist die Bereitwilligkeit, das Sittengesetz aufzuopfern, und sich mit einer bloßen Klugheitslehre zu behelfen, so, daß nur die geringe Zahl der Entsagenden darauf Anspruch machen darf, den Charakter des Menschen im Städter festzuhalten. Daher werden strenge Sittenrichter große Städte immer mit den Augen des Tacitus betrachten, welcher in Rom nur den Ort sah, quo cuncta undique atrocia et pudenda confluunt celebranturque. Wir sind geneigt, darin nichts mehr und nichts weniger zu sehen, als was das künstliche Leben einer, auf einen engen Raum beschränkten großen Menschenmasse mit sich bringt, welche eben so wenig mit einander, als ohne einander leben können, und deshalb unter strengerer Aufsicht gehalten werden müssen. Große Laster werden vielleicht durch eben so große Tugenden aufgewogen; aber was man am wenigsten von den Bewohnern großer Städte fordern darf, ist jene Enthaltung von zwei Aeußersten, welche durch Mittelmäßigkeit bezeichnet wird: eine Eigenschaft, die ihrem Wesen widerstrebt, nach welchem sie Träger für alle Arten von Virtuosität seyn sollen. Nicht ohne Grund legt man übrigens einen hohen Werth auf volkreiche Städte;

denn was in der Denkungsart ihrer Bewohner auch fehler- oder tadelhaft seyn möge, das gleicht sich zuletzt durch die Repressiv-Kraft der öffentlichen Macht aus, während man ihnen im Uebrigen nicht streitig machen kann, daß sie allein die Welt in Zusammenhang bringen. Vermöge eines ungeheuren Umfanges von Bedürfnissen genöthigt, Alles auf sich zu beziehen, können die Bewohner großer Städte nicht sehr zum Patriotismus hinneigen; und eben deswegen wird die Selbstsucht immer mehr oder weniger den Grundzug ihres Charakters bilden. Doch auch mit dieser Selbstsucht dienen sie dem Vaterlande, so fern man nur die Kunst versteht, ihren Vortheil in den allgemeinen Vortheil zu verweben; und so hat die Erfahrung bisher noch immer bewiesen, daß sie der Aufopferung fähig waren, wenn man sie auf dem angemessenen Wege zu gewinnen verstand. Sollen wir sie auch in ihrer Religion berühren? In dieser Beziehung findet man sie, wenigstens im Großen, immer in einem von den beiden Aeußersten befangen, die in dieser Hinsicht möglich sind. Der wohlhabendere Theil, nichts weiter anerkennend, als die Macht der in ihm dargestellten Gesellschaft, neigt sich zum Unglauben, und sieht in allem Kirchlichen nur Schauspiel; der minder wohlhabende Theil hingegen, noch weit mehr aber der ärmere, verlassen von einer Hülfe, die er nicht vergüten kann, neigt sich zum Aberglauben, und sucht in Winkelandachten, was die Kirche ihm nicht gewährt. Es braucht jetzt nur noch bemerkt zu werden, daß es hier wiederum die Entsagenden sind, welche in großen Städten für religiös gelten können.

*　　　　*　　　　*

Wir haben bisher, so weit unsere Einsicht und Erfahrung reicht, den Unterschied nachgewiesen, welcher zwischen Land und Stadt hergebracht ist.

Jetzt sei es uns erlaubt, aufmerksam zu machen auf das, was für die Behandlung beider aus diesem Unterschiede folgt, wobei sich ganz von selbst versteht, daß wir die Mittelstufe, welche die meisten Provinzial-Städte darbieten, ganz aus der Acht lassen.

Am Tage liegt, daß das Landeigenthum von der Gesetzgebung ganz anders behandelt werden muß, als das Stadteigenthum, sofern jenem die Unbeweglichkeit, diesem die Beweglichkeit inhärirt. Denn soll Landeigenthum eben so getheilt werden, wie Stadteigenthum, so gewinnt man dadurch, nach unserer Ueberzeugung, nichts weiter, als die Wahrscheinlichkeit, das Land in eben dem Maße zu Grunde zu richten, in welchem der Wohlstand der Städte durch gleiche Theilung gefördert wird. Dies geht sehr natürlich zu. In der Stadt kann man, um den gemeinen Ausdruck beizubehalten, mit Nichts anfangen und als Millionär endigen. Fälle dieser Art sind nur allzu oft da gewesen, und sie erklären sich aus dem Wesen einer großen Stadt, die, wenn sie einmal vorhanden ist, tausend Gelegenheiten darbietet, deren sich ein thätiger Verstand nur zu bemächtigen braucht, um in kurzer Zeit etwas Außerordentliches zu leisten. Nicht so auf dem Lande. Hier kommt man mit Nichts zu Nichts; und je mehr dies die Regel ist, desto mehr muß durch die Gesetzgebung selbst dafür gesorgt werden, daß von vorn herein etwas da sei, was zur ländlichen Arbeit aufmuntere. Also (weil man nicht von vorn anfängt) ungleiche Theilung des elterlichen

Vermögens! Was in dieser Hinsicht bereits herge- bracht ist, darf schon um deswillen nicht umgestoßen werden, weil es — die Vermuthung für sich hat, daß es das Werk einer langen Ueberlegung und einer genauen Bekanntschaft mit den Erfolgen des ackerbaulichen Ge- werbes sei. Bei diesem Gewerbe müssen die Gewinne zu allen Zeiten sehr mäßig gewesen seyn; dies beweiset das Beispiel des älteren Cato, der, nachdem er eine län- gere Zeit Gutsbesitzer gewesen war, als guter Rechner seine Grundstücke verkaufte, und mit dem daraus gelöse- ten Gelde in der Stadt Geldgeschäfte trieb. In Wahr- heit, es ist gar nicht anzunehmen, daß Jemand, der Ackerbau treibt, nach kleinem Anfange, wenn nicht beson- dere Glücksfälle, z. B. reiche Erbschaften, für ihn eintre- ten, groß endigen werde; und weil man diese Voraus- setzung nicht machen darf, muß bei dem ersten Zuschnitt alles so eingerichtet werden, daß es bei weitem mehr auf Erhaltung des Vorhandenen als auf Vermehrung desselben ankomme. Dies ist um so nothwendiger, weil der Ackerbau zu denjenigen Verrichtungen gehört, für welche man geboren seyn muß, wenn sie mit Erfolg getrieben werden sollen. Der Städter kann Geld haben, und der Versuchung unterliegen, Gutsbesitzer zu werden, weil er die mit dem ländlichen Besitz verbundenen Beschwer- den wenig kennt; allein weder das Eine noch das An- dere macht ihn zu einem Landmann, weil er, um dies zu werden, allen seinen Gewohnheiten entsagen, und gleichsam von neuem geboren werden muß. Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß Landeigenthum in größerer Masse von den Städtern werde erworben werden: nichts

deſto weniger aber muß man dafür ſorgen, daß es in der Familie des erſten Beſitzer bleibe; und da es hierzu kein beſſeres Mittel giebt, als daß man es zu einem Majorat erhebe, ſo muß das, was bisher ein Vorzug größerer Landgüter war, auch den kleineren zu Theil werden, wenn ſie hinreichen, eine Familie reichlich durch ihren perſönlichen Fleiß zu ernähren.

Von den größeren Landgütern rede ich hier nur in einer Beziehung, die mir vor allen übrigen wichtig ſcheint.

Die, welche alles gleich machen wollen, indem ſie ſich von der wachſenden Bevölkerung, der Himmel mag wiſſen, welche Vortheile verſprechen, vergeſſen, wenn von größerem Gutsbeſitz die Rede iſt, daß man ihn, wo nicht als die Pflanzſtätte, doch wenigſtens als die erſte und letzte Bedingung derjenigen Erſcheinungen betrachten muß, die wir große Städte nennen. Ganz unſtreitig könnte manches Landgut nicht bloß eine doppelte, ſondern auch eine ſechs- bis achtfache Bevölkerung ernähren, wenn es danach getheilt wäre; allein wo würden alsdann die Städte bleiben, die ihren Nahrungsſtoff von ſolchen Landgütern beziehen? Man kann nicht einmal mit Wahrheit ſagen, daß nicht jedes große Landgut die ſeinem Umfange und ſeiner Fruchtbarkeit angemeſſene Bevölkerung habe; es hat dieſelbe nur nicht an Ort und Stelle, ſondern vielleicht in der nächſten Stadt, ganz gewiß aber in der Hauptſtadt und in den übrigen großen Städten. Dieſe müſſen als die Ableger aller größeren Landgüter betrachtet werden, weil ihre Entſtehung und Fortdauer ohne die letzteren ganz unbegreiflich ſeyn würde. Was will man alſo, wenn man, wie es gegenwärtig der Fall

ist, auf immer größere Theilung des Grundes und Bodens besteht? Allerdings werden die großen Städte in eben dem Maße verdrängt werden, worin diese Theilung gelingt; allein die Frage ist, was würde man dadurch gewinnen? Und da ich bei diesem Verfahren nichts weiter absehe, als eine Zurückführung der Gesellschaft auf die allereinfachsten Verrichtungen, d. h. auf einen Zustand, worin sie sich gewissermaßen selbst aufheben würde: so kann ich nicht umhin, mich gegen eine solche Theilung aufs Bündigste zu erklären. Es hat damit zwar eben nicht Noth; denn das, was ihr entgegenwirkt, ist übermächtiger Art. Allein sollte es nicht endlich Zeit seyn, die Vorurtheile fahren zu lassen, die man in Ansehung größerer Güter und der ihnen eigenthümlichen Einrichtungen unterhält? Wenn die Majorats-Besitz in sich schließen, so ist dies nur um so besser; denn alles, was ihre Theilung verhindert, sichert die Fortdauer der Städte und die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen, welche diesen eigen ist.

Hiermit soll ganz und gar nicht gesagt seyn, daß kleine Güter nicht auch für die Gesellschaft einen großen Werth haben; sie mögen fortbestehen, wie sie bisher bestanden haben. Nur Eins wollen wir der Beherzigung empfehlen. Man theilt, um einen immer größeren Ueberschuß an Menschenkräften, und durch diesen die Aussicht auf das allmählige Verschwinden der größeren Landgüter zu gewinnen. Nun aber haben fehlerhafte Maßregeln immer die Wirkung hervorgebracht, daß das Gegentheil von dem geschehen ist, was man beabsichtigte. Es könnte also in dem vorliegenden Falle wohl geschehen, daß durch

eine fortgehende Theilung die kleineren Güter allmählig verschwänden, und zu Bestandtheilen der größeren würden. Dies ist um so wahrscheinlicher, da, noch Attractions-Gesetzen, die kleineren Massen überall von den größeren angezogen werden. Hierdurch würde zwar die Bevölkerung nicht absolut leiden; allein es würde daraus ein Gesellschaftszustand entspringen, der demjenigen ähnlich wäre, welcher England vor allen übrigen Ländern Europa's auszeichnet. Das Eigenthümliche dieses Gesellschaftszustandes besteht recht eigentlich in dem zunehmenden Verschwinden des kleineren Landeigenthums, und in dem zunehmenden Anwuchs der größeren Landgüter, von welchen einzelne es zu einem erstaunlichen Umfange gebracht haben. Die natürliche Folge davon aber ist — eine Hauptstadt von mehr als einer Million Einwohnern und eine Ueberladung der übrigen Manufactur- und Handels-Städte mit Menschenkräften, welche vergeblich nach Beschäftigung streben. So wenig nun ein solcher Gesellschaftszustand wünschenswerth ist, so sehr muß man darauf dringen, daß er nicht die Folge einer Gesetzgebung werde, die, indem sie das Grundeigenthum eben so behandelt, wie das bewegliche, weil sie sich gegen den Unterschied von beiden verblendet, zunächst den kleinen Grundbesitz verdrängt.

Die Folgen fehlerhafter Einrichtungen stellen sich sehr allmählig ein, und werden in der Regel nicht eher fühlbar, als bis sie eine gewisse Stärke gewonnen haben; alsdann aber ist ihnen in der Regel auch nicht mehr abzuhelfen, und darum ist es gut, daß es nicht an Leuten fehlt, die, weil sie wissen, wie gesellschaftliche Erschei-

nungen sich erzeugen, vor dem Eintritt derselben warnen. Da ich mich nun zu diesen Leuten rechne, so sei es mir erlaubt, das, was ich über den in Rede stehenden Gegenstand gedacht habe, noch ausführlicher zu entwickeln.

Ich fange mit dem Bekenntniß an, daß das Aufhören aller Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit so sehr zu meinen Grundsätzen paßt, daß ich Diejenigen, die sich in neuerer Zeit das Verdienst erworben haben, diese Ueberreste eines alten, wesentlich auf dem Mangel eines allgemeinen Tauschmittels beruhenden Gesellschaftszustandes verschwinden zu machen, für die größten Wohlthäter der Gesellschaft halte. Allein die neue Schöpfung muß, so viel mir davon einleuchtet, ihre Gränze in der Zurückgabe des Eigenthums und der persönlichen Freiheit an Diejenigen finden, welche bisher davon ausgeschlossen waren. Soll sie noch weiter reichen, so hebt eine große Gefahr an, welche wesentlich darin besteht, daß man unter die Landbewohner dieselbe Zersetzung bringt, welche bisher nur den Bewohnern großer Städte eigen, und für diese, im Großen genommen, sehr unschädlich war. Patriarchalische Verhältnisse sagen dem Lande eben so zu, als sie den Städten zuwider sind; patriarchalische Verhältnisse auf dem Lande aber sind nur in so fern möglich, als die Erbfolge-Gesetze eine Entziehung von Geschlechtern gestatten, von denen jedes seine eigene Geschichte hat. Mag der Städter sich immerhin hiervon keinen so deutlichen Begriff machen können, daß ihm die Nothwendigkeit eines von dem seinigen durchaus verschiedenen Gesellschaftszustandes auf dem Lande einleuchtete: diese Nothwendigkeit ist deshalb nicht minder erwiesen.

führt dieselben Theilungsgesetze, welche in großen Städten hergebracht sind, auf dem Lande ein, und ihr werdet euch bald genöthigt sehen, das Land eben so zu behandeln, wie die großen Städte: die ländliche Arbeit, der Aufmunterung ermangelnd, welche in dem angemessenen Umfange der Scholle enthalten ist, wird nach kurzer Zeit nicht mehr eine Garantie der Sittlichkeit seyn, und eine überall gegenwärtige Polizei wird hier noch weit mehr Mühe haben, das Verbrechen zu verhindern, als in den großen Städten, auf welche sich ihre zweideutige Thätigkeit bisher beschränkte. Daß das, was ich hier vorhersage, nicht aus der Luft gegriffen oder bloßer Gegenstand der Vermuthung sei, lehrt das Beispiel Frankreichs, welches, nachdem es sich selbst mit seinen gleichförmigen Eigenthumsgesetzen ein Menschenalter hindurch gemartert hat, sich gegenwärtig genöthigt sieht, zu den Grundsätzen zurückzukehren, nach welchen Land- und Stadteigenthum von der Gesetzgebung ganz verschieden behandelt werden müssen. Auf allen nur möglichen Wegen ermuntert die gegenwärtige Regierung Frankreichs zur Stiftung von Majoraten, und in der That, Frankreich kann nur in so fern zur Ruhe gelangen, als der Unterschied zwischen Land- und Stadt-Eigenthum endlich wieder anerkannt wird. Nur in dieser Anerkennung liegt der völlige Stillstand der Revolution.

Auf die Frage: wie jene Verirrung, nach welcher Unbewegliches und Bewegliches gleich behandelt werden soll, entstanden sei, giebt es nur Eine Antwort; und diese ist folgende. Da die Regierungen ihren Wohnsitz in den Hauptstädten haben, welche eigentlich nur durch sie

zu Hauptstädten werden: so drängt sich ihnen der Geist der Hauptstädte um so mehr auf, weil ein großer Theil der Beamten in diesem Geiste aufgewachsen ist, und sich von einem anderen keine Vorstellung machen kann. Die Folgen davon würden von je her nur um so schlimmer gewesen seyn, wenn der städtische Geist in Denen, die man die ersten Regierungs-Organe nennen muß, nicht ein Gegengewicht gefunden hätte. Mochte ein großer Theil jener Minister, die als Gutsbesitzer an die Spitze der Verwaltungen gestellt wurden, immerhin nicht das Verhältniß des Landes zur Stadt so durchdringen, daß für die Behandlung von beiden feste und unumstößliche Grundsätze gegolten hätten; mochte überhaupt der Zweck ihrer Anstellung nicht ganz deutlich gedacht seyn, und ein gewisses Herkommen mehr Antheil daran haben, als eine das allgemeine Beste erwägende Politik: immer entstand daraus der Vortheil, daß das Land nicht der Stadt, das allgemeine Interesse nicht dem besonderen Interesse der Hauptstadt aufgeopfert wurde. Und nichts verhinderte dies so sehr, als der eigenthümliche Geist großer Gutsbesitzer, die als die ersten Verwalter dastanden: ein Geist, der selbst dann wohlthätig wirkte, wenn er nicht mit voller Klarheit zu Werke ging. Dies aber hat sich seit etwa dreißig Jahren sehr verändert, und die Gewalt, welche die Beamtenwelt in diesem Zeitraume errungen hat, läßt befürchten, daß alle die Grundsätze, wodurch der Unterschied zwischen Land und Stadt, zwischen unbeweglichem und beweglichem Eigenthum bewahrt wurde, noch weit mehr werden verdunkelt werden, als sie es schon gegenwärtig sind. Ein Systemen-Geist,

nothwendig, sobald sich alles Verwalten auf einmal geordnetes Sachwerk gründet, droht, mit der umfassenden Gestinnung zugleich den umfassenderen Geist zu verdrängen, und die ganze Gesellschaft unterliegt diesem Systemen-Geiste um so sicherer, weil es kein Mittel giebt, sich gegen denselben zu vertheidigen, so lange es nicht erlaubt ist, ihn in seiner Basis, d. h. in der Unzulänglichkeit der Grundsätze, von welchen er ausgeht, anzugreifen. Zuerst unterliegt nothwendig das Land in der Mißhandlung, welche das unbewegliche Eigenthum durch die Theilung erfährt; dann aber unterliegen auch die Städte, und zuletzt sieht man sich vergeblich nach Rettung um.

Die Absicht dieses Aufsatzes ist erreicht, wenn er dazu beigetragen hat, den so wichtigen als ewigen Unterschied zwischen Land und Stadt, so wie das, was er in Hinsicht der Gesetzgebung für beide mit sich bringt, in ein helleres Licht zu stellen. Indeß wollen wir einen Gedanken nicht unterdrücken, der uns in Ansehung ihrer Vertretung vorschwebt, und seine Anwendung dann finden wird, wenn es die Einführung einer öffentlichen Gesetzgebung gilt. Er fließt aus den vorangegangenen Bemerkungen ab.

Was die Anstellung von größeren Gutsbesitzern zu Ministern geleistet hat und zum Theil noch leistet, ist so eben angegeben worden. Nach demselben Grundsatze nun, der diese Anstellung nothwendig machte, wird bei der Zusammensetzung einer Deputirten-Kammer, unserer Ansicht zu Folge, das Land immer den Ausschlag geben müssen über die Städte. Der Grund ist, ganz einfach vorgetragen, folgender. Das Land hat weit mehr

Ursache, sich gegen die Städte zu wehren, als diese jemals haben können, sich gegen das Land zu vertheidigen. Als nothwendige Wohnsitze der Regierung in ihren Delegationen haben die Städte den unverkennbaren Vortheil, daß ihr Geist sich mehr oder weniger der Regierung aufdringt, so daß diese immer nur allzu geneigt seyn wird, den Vortheil der Städte auf Kosten des Vortheils des Landes zu umfassen. Es kommt noch dazu, daß die Städte, als Niederlagen des beweglichen Reichthums, einen unmittelbaren Einfluß ausüben, dem sich kaum widerstehn läßt. Soll nun allen den Nachtheilen, welche hieraus nicht bloß für das Land, sondern im Widerschlage auch für die ganze Gesellschaft entspringen, begegnet werden: so bleibt nichts anderes übrig, als bei dem Gesetzgebungsgeschäft den Geist des Landes vorherrschend zu machen, was einzig und allein dadurch zu bewirken ist, daß die Repräsentation des Landes zur Repräsentation der Städte in das Verhältniß von $\frac{2}{3}$ zu $\frac{1}{3}$ zu stehen kommt. Vom Lande, so scheint es uns, muß alle Opposition ausgehen, dies Wort in dem Sinne genommen, worin es die vernünftige Gegenkraft bezeichnet, welche die Erhaltung des Ganzen zu ihrem Ziele macht. Denn wollte man die Bildung dieser Gegenkraft den Städten zuwenden, so würde sie allzu bald auf einen Punkt führen, wo die Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse begönne.

Zu allen Zeiten sind Land und Stadt in ihren Forderungen sehr verschieden gewesen. Wenn jenes auf Sicherheit gedrungen hat, so ist diese für die Freiheit nur allzu leidenschaftlich eingenommen gewesen.

Die eine wie die andere Forderung beruht zuletzt auf den Bedürfnissen von Land und Stadt, nur daß man dabei nicht zweierlei aus der Acht lassen darf: einmal, daß in der Forderung des Landes mehr Billigkeit liegt, als in der der Stadt; zweitens, daß man sich auf die Forderung der letzteren nie ohne die Befürchtung einlassen kann, man werde zu viel bewilligen und dadurch dem Ganzen schaden. Es ist sogar die Frage: ob sich auf eine Gesetzgebung, wie die Natur volkreicher Städte sie erheischt, jemals eine bleibende Regierung gründen lasse? Große Erfahrungen sprechen dawider; und ohne uns auf Einzelheiten einzulassen, wollen wir zum Wenigsten das bemerken, daß die Idee einer erblichen Monarchie durchaus unverträglich mit einem bloßen Stadtwesen ist. Es würde hieraus folgen, daß die erbliche Monarchie ihre Hauptwurzeln auf dem Lande hat, und daß folglich die, welche diese Regierungsart vertheidigen, den Unterschied des Landes von der Stadt wohl in's Auge fassen müssen, wenn sie als practische Staatsmänner ihre Pflicht erfüllen wollen. Das Einzige, was sich auf eine volkreiche Stadt gründen läßt, ist ein schwankendes Municipal-Wesen, welches nur der ergänzende Theil eines Staates, nie der Staat selbst, seyn kann.

Alle diese Ideen sind einer größeren Entwickelung fähig; und wir behalten uns vor, ihnen diese Entwickelung zu geben, zufrieden, einen Gegenstand in Anregung gebracht zu haben, der von den Publicisten, so weit unsere Kenntniß reicht, wenig oder gar nicht erörtert worden ist, und doch vor vielen andern erörtert zu werden verdiente.

Urtheil des Fürsten von Talleyrand, französischen Pairs, über die Erneuerung der Censur *).

„Ein peinliches Gefühl ergreift mich, meine Herren, indem ich diesen Rednerstuhl betrete: es ist das Gefühl der vollkommnen Ueberflüssigkeit dessen, was ich vortragen werde, und was ich gleichwohl vorzutragen für meine Pflicht halte.“

„Vermöge eines beklagenswerthen Geschicks, dessen Ursachen ich an diesem Orte nicht aufsuchen mag, sind die Fragen, welche man, dem Scheine nach, unserer Erörterung unterwirft, entschieden, unwiderruflich entschieden. Wir untersuchen, als ob unsere Untersuchungen zu etwas gut wären; der Wirklichkeit nach aber sind wir nur Werkzeuge einer gebietenden Nothwendigkeit. Man bringt uns Gesetze, Budgets, während unsere natürlichen Gegner sich bereits auf den Heerstraßen befinden, und ihre Abwesenheit für uns zu einer Art von Befehl wird. Vermöge der Stellung, worin man die Pair-Kammer bringt, wird diese, nach kurzer Zeit, ein Regirungshof, ein wahres Schattenbild verfassungsmäßiger Hierarchie seyn. Daraus folgt, daß die, welche durchaus darauf bestehen, daß es in Frankreich eine wahre Pair-Kammer gebe, weil sie dieselbe für nothwendig halten,

*) Wir theilen diese in jeder Beziehung wichtige Rede mit, weil die öffentlichen Blätter es, bis auf wenige, unterlassen haben.
Anmerk. d. Herausg.

sich in die Zukunft flüchten müssen; denn sie sehen, daß die Kammer von der Gegenwart ausgeschlossen ist. Verurtheilt zu dem Unvermögen, gegenwärtigen Uebeln abzuhelfen, behalten sie nur das Recht, Propheten zu werden, was sich ohne Mühe lächerlich machen läßt, oder Rathschläge zu ertheilen, die der Leichtsinn verschmäht und die Schwäche von sich stößt."

„Ich wende diese Betrachtungen auf das Gesetz an, das Ihnen, meine Herrn, anheim gestellt ist. Ist es das Werk des Ministeriums? Keineswegs. Denn auf der Einen Seite ist es in seiner Dauer weit mehr begränzt, als das ursprüngliche Gesetz, worüber ich freilich weit entfernt bin mich zu beklagen; auf der andern umfaßt es mit seinen Klammern die Litteratur, die Wissenschaften und die Künste, welche bisher dem Einwirkungen der Censur entronnen waren, wozu ich wahrlich nicht geneigt bin mir Glück zu wünschen. Ist es gewiß, daß diese verschiedenen Modificationen der Mehrheit dieser Kammer genehm sind? Vielleicht ganz und gar nicht; und doch, was können wir thun? Steht es in unserer Macht, die Verbesserungen der allmächtigen Deputirten-Kammer der Kritik zu unterwerfen? Nein, meine Herrn; und ich bemerke dies, nicht um eine Anklage gegen die Kammer der Deputirten zu erheben, welche von ihren verfassungsmäßigen Rechten verfassungsmäßigen Gebrauch gemacht hat, sondern nur, um mich darüber zu beklagen, daß die Pairs-Kammer durch verspätete Anheimstellungen aller ihrer Rechte beraubt wird: durch Anheimstellungen, welche ihr weder Zeit zu Berathschlagungen, noch Macht zum Widerstande vergönnen."

„Ueberzeugt, wie ich es bin, daß das Schicksal des gegenwärtigen Gesetzes zum Voraus entschieden ist, daß eine Erörterung, wie stark sie auch seyn möge, sich vergeblich bemühen werde, eine Zurücknahme desselben zu bewirken, oder auch die Wirkungen desselben zu mildern, trete ich hier auf, weniger um es zu bekämpfen, als um seine Wiedererscheinung zu verhindern, wann es seine gesetzliche Periode durchlaufen haben wird. Ich rede zum Besten der künftigen Sitzung, nicht zum Vortheil der gegenwärtigen. Nicht für heute möchte ich Sie, meine Herren, überzeugen; alles, was ich wünsche, ist, die Geister für eine freiere und gründlichere Erörterung in einer besseren Zukunft vorzubereiten."

„Auf die Politik angewendet, ist die Preßfreiheit, wie man sehr richtig bemerkt hat, nichts weiter, als die Freiheit der Tagblätter."

„Wir alle wollen eine Repräsentativ-Regierung, und zwar die, welche der König uns gegeben hat."

„Ohne Preßfreiheit giebt es keine Repräsentativ-Regierung. Sie ist eins ihrer wesentlichen Werkzeuge; sie ist ihr Hauptwerkzeug. Jede Regierung hat die ihrigen, und wir erinnern uns nicht genug daran, daß die, welche für die eine und die andere Regierung gut sind, für eine dritte oft abscheulich werden. Von Mitgliedern dieser Kammer, die in der gegenwärtigen Sitzung oder auch in einer früheren über diesen Gegenstand geredet haben, ist handgreiflich dargethan worden, daß es ohne Preßfreiheit keine Repräsentativ-Regierung giebt. Ich werde Ihnen also nicht wiederholen, was sie alle gehört oder gelesen haben, und was sehr oft ein Gegenstand Ihres Nachdenkens gewesen seyn muß."

„Allein es giebt zwei Gesichtspunkte, aus welchen die Frage, wie ich glaube, nicht sattsam betrachtet ist; ich bringe sie auf zwei Sätze zurück."

„1) Die Preßfreiheit ist ein Bedürfniß der Zeit."

„2) Eine Regierung setzt sich Gefahren aus, wenn sie hartnäckig und allzu lange verweigert, was die Zeit als nothwendig angekündigt hat."

„Der menschliche Geist ist nie ganz stätig. Eine Entdeckung von gestern ist für ihn nur ein Mittel mehr, um zu neuen Entdeckungen zu gelangen. Wahr ist indeß, daß er in Krisen vorschreitet; denn es giebt Epochen, wo er ganz besonders von dem Bedürfniß, hervorzubringen und zu gebähren, gequält wird, während er zu anderen Zeiten, zufrieden mit seinen Eroberungen, sich auszuruhen, und mehr mit der Anordnung, als mit der Vermehrung seiner Schätze zu beschäftigen scheint. Das 17te Jahrhundert war eine von diesen glücklichen Epochen. Der menschliche Geist, erstaunt von den unermeßlichen Reichthümern, in deren Besitz die Buchdruckerei ihn gesetzt hatte, blieb voll Verwunderung stehen, um dies prächtige Erbtheil zu genießen. Ganz den Genüssen der Wissenschaften und Künste hingegeben, setzte er seinen Ruhm und sein Glück in Erzeugung von Meisterwerken."

„Alle große Geister aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. arbeiteten wetteifernd an die Verschönerung einer gesellschaftlichen Ordnung, jenseits welcher sie nichts sahen, nichts wünschten, und die ihnen eben so lange vorhalten zu müssen schien, als der Ruhm des großen Königs, der sie mit Achtung und Begeisterung erfüllte. Doch als die fruchtbare Mine des Alterthums erschöpft war, da sah die Thätigkeit des menschlichen Geistes sich

gleichsam genöthigt, anderweitig nachzusuchen, und Neues fand er nur in speculativen Studien, welche die ganze Zukunft umfassen, und deren Gränzen unbekannt sind. So war die Stimmung, als das achtzehnte Jahrhundert eintrat, welches seinem Vorgänger so wenig gleichen sollte. Auf die poetischen Lehren des Telemach folgten die Theorieen des Geistes der Gesetze, und Port-Royal wurde durch die Encyclopädie ersetzt."

„Ich bitte Sie, meine Herren, zu bemerken, daß ich weder table noch lobe; ich erzähle bloß."

„Indem wir an die Uebel zurückdenken, womit Frankreich während der Umwälzung überschüttet wurde, müssen wir gleichwohl nicht ungerecht werden gegen die überlegenen Geister, die sie herbeigeführt haben; und wir dürfen am wenigsten vergessen, daß, wenn sie sich in ihren Schriften nicht immer vor dem Irrthum bewahrt haben, wir ihnen auch die Enthüllung einiger großen Wahrheiten verdanken. Vergessen wir hauptsächlich nicht, daß wir sie nicht verantwortlich machen dürfen für die unüberlegte Eile, womit beinahe ganz Frankreich sich in die Laufbahn stürzte, die sie nur angedeutet hatten. Man hat bloße Ansichten angewendet aufs Leben, und immer wird man sagen müssen: Wehe dem, der in seinem thörigten Stolz über das Bedürfniß der Zeit hinausgeht; ihn erwartet der Abgrund oder irgend eine Umwälzung! Doch, wenn man nur das thut, was die Zeit gebietet, so ist man sicher vor jeder Verirrung."

„Wollen Sie nun wissen, meine Herren, was im Jahre 1789 das wahre Bedürfniß der Zeit war? Oeffnen sie die Schriften der verschiedenen Ordnungen.

Was damals der überlegte Wunsch aufgeklärter Männer war, das nenne ich Bedürfniß. Die constituirende Versammlung war nur der Ausleger, als sie die Freiheit der Gottesverehrungen, die Gleichheit vor dem Gesetze, die persönliche Freiheit, das Recht der Jurisdiction, Keiner kann seinem natürlichen Richter entzogen werden, und die Preßfreiheit proclamirte."

„Sie war nicht im Einverständniß mit der Zeit, als sie eine einzige Kammer einführte, als sie die königliche Sanction aufhob, als sie die Gewissen folterte u. s. w. Und dennoch, unbeschadet aller dieser Irrthümer, von denen ich nur wenige angeführt habe, erkennt die Nachwelt, die für sie begonnen hat, ihr den Ruhm zu, den Grund zu unserem neuen Staatsrecht gelegt zu haben; und der erhabene Urheber der Charte, dieser König, welcher Frankreichs eben so würdig ist, als Frankreich seiner, hat in seinem schönen Werke die einzigen großen Grundsätze aufbewahrt, welche die Zeit der constituirenden Versammlung an die Hand gegeben hatte."

„Nehmen wir als gewiß an, daß das, was alle aufgeklärte Männer eines Landes für gut und nützlich erklärt haben — und zwar ohne Abänderung, und während einer Reihe von Jahren, die ganz verschieden ausgefüllt wurden — daß, sag' ich, Dies Bedürfniß der Zeit ist. So, meine Herren, verhält es sich mit der Preßfreiheit. Ich wende mich an alle Diejenigen unter Ihnen, welche meine besonderen Zeitgenossen sind: war sie nicht der Gegenstand des Wunsches für alle die Vortrefflichen, die wir in unserer Jugend gekannt haben? der Malesherbes, der d'Estigny, der Trudaine,

welche wahrlich nicht hinter den Staatsmännern zurückstanden, welche wir seitdem gekannt haben. Der Platz, den die eben Genannten in unserer Erinnerung einnehmen, beweiset, daß die Preßfreiheit jeden rechtmäßigen Ruf befestigt; und wo ist der Schade, wenn sie den angemaßten zertrümmert?"

„Nachdem ich bewiesen habe, daß die Preßfreiheit in Frankreich das Ergebniß des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft ist, muß ich meinen zweiten Satz festsetzen: daß eine Regierung sich Gefahren aussetzt, wenn sie hartnäckig verweigert, was die Zeit zum Bedürfniß gestempelt hat."

„Die ruhigsten Gesellschaften, die eben deswegen die glücklichsten seyn sollten, tragen in ihrem Schooße immer eine gewisse Anzahl von Menschen, welche die Reichthümer, die sie nicht besitzen, und die Wichtigkeit, die ihnen nicht zukommt, unter Begünstigung der Verkehrtheit, erobern möchten. Ist es nun wohlgethan, in die Hände dieser Feinde der gesellschaftlichen Ordnung, Beweggründe zum Mißvergnügen zu legen, ohne welche ihre Verderbtheit immer ohnmächtig bleiben würde? Warum in ihrem Munde die Forderung lassen, daß ein gegebenes Versprechen erfüllt werde? Sie können es immer nur mißbrauchen, und in diesem Falle ist es nicht, wie in so vielen anderen Fällen, ein schimärisches Gut, was sie fordern."

„In ihrem fortschreitenden Gange ist die Gesellschaft bestimmt, neue Bedürfnisse kennen zu lernen; und ich begreife, daß Regierungen sich nicht mit der Anerkennung und Befriedigung dieser Bedürfnisse übereilen dür-

fen. Haben sie aber einmal anerkannt — dann wird das Zurücknehmen dessen, was man gegeben hat, oder (was dasselbe sagt) das unablässige Hinausschieben, zu einer Verwegenheit, von der ich mehr, als jeder Andere, wünsche, daß sie nicht bereuet werden möge von Denen, die einen so bequemen und so unseligen Gedanken gefaßt haben. In unsern Tagen ist es nicht leicht, auf lange Zeit zu täuschen. Es giebt Jemand, der mehr Verstand hat, als Voltaire, mehr Verstand, als Bonaparte, mehr Verstand, als jeder Director, als jeder gewesene, gegenwärtige und zukünftige Minister: das ist die Welt. Sich in einen Kampf einlassen, bei welchem Alle interessirt sind, und in diesem Kampfe beharren, ist ein Fehler; und heutiges Tages sind alle politischen Fehler gefährlich."

„Ist die Presse frei, und kann Jeder wissen, daß seine Angelegenheiten jetzt oder dermaleinst werden vertheidigt werden: so erwartet man von der Zeit eine mehr oder minder verspätete Gerechtigkeit. Die Hoffnung stärkt, und das mit Recht; denn diese Hoffnung kann nicht lange getäuscht werden. Ist dagegen die Presse unfrei, kann keine Stimme sich erheben: so fordern die Mißvergnügten von der Regierung bald entweder zu viel Nachgiebigkeit oder zu wenig Unterdrückung."

„Doch dies dürfte mich zu weit führen. Ich endige. Zum Vortheil des Königs und Frankreichs fordere ich ein Repressiv-Gesetz, und stimme gegen die Censur."

Mancherlei.

Als Peter von Amiens, dem Patriarchen von Jerusalem zu Gefallen, im westlichen Europa einen Kreuzzug gegen die seldschuckischen Türken zu Stande bringen wollte, da mußte er es sich herzlich sauer werden lassen. Vor allen Dingen war ihm die Erlaubniß des Pabstes nöthig. Mit dieser ausgerüstet, durchwanderte der Fanatiker auf seinem mageren Esel Italien, Frankreich und einen Theil von Deutschland. Wo er nun auch erscheinen mochte, da schilderte er unter Seufzern und Thränen die Noth der Kirche von Jerusalem, und erhitzte die Einbildungskraft seiner Zuhörer durch Bilder der rührendsten Art. Almosen, die ihm gespendet wurden, vertheilte er auf der Stelle unter die Bedürftigen, weil diese es waren, durch welche er seinen Zweck allein erreichen konnte. Er predigte in jeder Kirche; er drang in den Palast des Reichen, wie in die Hütte des Armen; sein unerschöpfliches Thema waren die Leiden der Eingebornen und Pilger von Palästina, und wo ihm der Glaube nicht zu Hülfe kam, da rief er Christus und die Gottesmutter als Zeugen der Wahrheit an.

Wie sehr haben sich seit dem elften Jahrhundert die Zeiten verändert! Wie ist alles leichter und bequemer geworden!

Um gegenwärtig einen Kreuzzug gegen die Osmanlis zu Stande zu bringen, hat man nicht nöthig, die Arbeitsstube zu verlassen. Man schreibt ein Auferstehungs-

Programm, worin die Empörung der Griechen gegen die Türken in allen Kategorien gerechtfertigt wird, verbreitet dasselbe durch den Buchhandel, veranstaltet nach einiger Zeit eine neue Auflage, und verbindet damit die Anzeige, daß man bereit sei, die Geldbeiträge großmüthiger Türkenfeinde in Empfang zu nehmen, um damit die kampflustige Jugend zu unterstützen, welche, im innigsten Vereine mit den Hetäristen, den türkischen Säbel zu zerbrechen entschlossen ist. Mehr braucht es nicht, um im 19. Jahrhunderte als Peter von Amiens zu figuriren.

Wer aber hätte noch vor wenigen Jahren glauben mögen, daß es dahin kommen würde?

Wir wollen den Erfolg dieses auffallenden Unternehmens dahin gestellt seyn lassen, und bei uns selbst voraussetzen, der gesunde Sinn der Deutschen werde das sicherste Gegenmittel für so viel Unverstand und Thorheit seyn. Bei dem Allen können wir nicht umhin, aufmerksam darauf zu machen: 1) daß ein Universitäts-Lehrer es ist, der diesen Kreuzzug predigt; 2) daß ein Schleier über den Satz geworfen wird: „seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, weil sie von Gott verordnet ist"; 3) daß, indem man die Empörung der Griechen rechtfertigt, nothwendig der Empörungsgeist überhaupt gerechtfertiget wird; 4) daß diese Sprache nicht an die herangewachsene Jugend gerichtet werden kann, ohne sie in jeder Hinsicht von der Bahn der Pflichten abzuleiten; 5) daß, wer dies thut, ohne von einer höheren Autorität dazu beauftragt zu seyn, sich der höchsten Anmaßung schuldig macht, indem er nicht nur über den Vortheil der Gesellschaft im Allgemeinen, sondern auch über den der einzelnen Familien entscheiden will.

Kann selbst der Freiherr von Gagern so viel Anmaßung gut heißen?

Was sich sonst noch anführen ließe, um die Bemühungen des neuen Peters von Amiens in das gebührende Licht zu stellen, soll hier mit Stillschweigen übergangen werden, weil wir im nächsten Hefte den wahren Stand der Dinge in der europäischen Türkei auseinander zu setzen Gelegenheit zu finden hoffen. Nur das wollen wir noch bemerken, daß es eben kein Beweis von Humanität ist, wenn man junge, eben so unerfahrne wie ungeübte Waghälse beredet, für ein entferntes Land zu kämpfen, mit dessen Sprache und Sitten sie unbekannt sind, und wo sie immer nur das Schicksal verlorner Kinder haben können. Trauriges Loos der deutschen Jugend, wenn sie angeleitet wird, mit den Griechen zu sympathisiren, damit es für sie selbst kein Vaterland gebe! Nach und nach werden die Patagonier an die Stelle der Griechen treten.

NB. Ich ertheile hierdurch dem freisinnigen Redacteur der Neckar-Zeitung die Erlaubniß, auch diesen Artikel nach seiner Weise zu zerhacken, und dann, um ihn genießbarer zu machen, mit seinem groben Salze zu bestreuen. Zugleich soll ihm gestattet seyn, meinen Namen auf der von ihm angelegten Obscuranten-Liste, wenn er es für gut befindet, sechsmal zu unterstreichen. Nur eins ist uns in Beziehung auf diesen tapfern Mann unbegreiflich; das nämlich, daß er nicht schon längst die Feder weggeworfen, und zum Schwerte gegriffen hat, um sich an die edlen Mainotten und Kakowugnis anzuschließen.

*   *   *

Vor dem Ausbruche der Revolution hatte Frankreich, bei einem Territorial-Umfange von 45.463⅕ französischer Quadratmeilen, eine Bevölkerung von 24 Millionen Einwohnern.

Nach Beendigung der Revolution zählte man im Jahre 1817 auf demselben Flächenraume eine Bevölkerung von nicht weniger als 28, 814, 000 Bewohnern.

Wie ungegründet ist daher der Vorwurf, den man so oft dieser Revolution gemacht hat, daß sie, gleich dem Saturne, ihre eigenen Kinder verschlungen. Ein Land, das in einem Zeitraum von 27 Jahren seine Bevölkerung um 4,814,000 Seelen vermehrt, kann — so möchte man glauben — keine Unfälle erlitten, keine heftige Anstrengungen gemacht haben. Gleichwohl ist nichts gewisser, als daß Frankreich, den ganzen so eben angegebenen Zeitraum hindurch, nicht von dem Amboß gekommen ist. Woher nun jener Ueberschuß in der Bevölkerung?

Unstreitig haben mehrere Ursachen dazu beigetragen. Obenan steht die durch die Revolution bewirkte Theilung des Grundes und Bodens. Nächstdem wollen wir dem Grafen Destütt de Tracy glauben, daß der verminderte Luxus die Bevölkerung verstärkt habe. Was man aber am Wenigsten aus der Acht lassen sollte, sobald es sich um die Erklärung dieser Erscheinung handelt, ist die Aufhebung der Klöster. Funfzigtausend Mönche und eben so viel Nonnen, von ihren Gelübden befreit und der arbeitenden Klasse auf irgend eine Weise zurückgegeben, müssen in der Bevölkerung einen wesentlichen Unterschied bewirken. Hierbei ist Negatives und Positives in Anschlag zu bringen; ich meine die Ehen, welche ver-

hindert, und die, welche befördert werden, je nachdem das Cölibat fortdauert oder aufgehoben wird. Je größer ein Land ist, desto mehr schaden klösterliche Einrichtungen. Funfzigtausend gesunde Mönche verursachen nicht bloß einen Ausfall von eben so viel Ehen, sondern verderben auch den Geist aller wirklich vorhandenen durch die Unkeuschheit, deren erste Urheber sie sind.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß ein Institut, wie das Klosterwesen, in Europa so lange hat bestehen können. Faßt man es in der Gesetzgebung auf, die ihm zum Grunde lag: so war es doch keine geringe Absurdität, daß dieselbe Person, welche erst im fünf und zwanzigsten Jahre über ihr Vermögen verfügen durfte, schon in einem Alter von funfzehn Jahren über ihre Freiheit zu verfügen berechtigt war. Nie hätte die bürgerliche Gesetzgebung dergleichen gestatten sollen. Allein das Wahre von der Sache ist, daß sie der priesterlichen List und dem Stolze der vornehmsten Klasse nicht gewachsen war. Jene mußte, um ihre Herrschaftszwecke zu erreichen, die Mündigkeit in Beziehung auf den zu wählenden Stand an ein zarteres Alter knüpfen; denn sie begriff, daß nur auf diesem Wege Gewohnungen entstehen könnten, die der Hierarchie vortheilhaft wären. Dieser unterstützte die priesterliche List, weil er mehr für die Erhaltung einer Caste, als für die der Gesellschaft, besorgt war, und nicht zu rechnen verstand. „Was sollten wir wohl mit unseren Töchtern, und was mit unseren nachgebornen Söhnen anfangen, wenn es keine Klöster, keine Abteien gäbe?" So lautete es in allen katholischen Ländern. Die einfachste Antwort auf diesen

Einwurf war: die Töchter werden nähen, spinnen, das Hauswesen besorgen, und sich verheirathen; die Söhne werden den Acker bestellen, Fabriken anlegen, Handel treiben, und Hausväter werden. Doch darauf ging man nicht ein. „Für so Etwas, sagte die Frau von Stande, sind meine Kinder nicht gemacht.“ Und dabei blieb es; denn ganz vergeblich würde man bemerkt haben, daß dem Staate (der geordneten Gesellschaft) sehr wenig daran gelegen ist, ob Jemand den Acker bestellt oder den Marschalls-Stab führt, vorausgesetzt nur, daß er nicht müßig ist, und nicht im Cölibate lebt. Nur der Fortschritt der Zeiten hat einen so freisinnigen Gedanken rechtfertigen können, und wird ihn immer mehr rechtfertigen. Von Mönchsklöstern wird bald nicht mehr die Rede seyn, und selbst die Nonnenklöster werden sich mit der Zeit auf die Gebrechlichen und Häßlichen ihres Geschlechts beschränken; denn man wird immer mehr zu der Erkenntniß kommen, einmal, daß die Zinsen des zur Ausstattung eines Nonnenklosters angelegten Grund-Capitals weit besser zu Verheirathungen angelegt werden, zweitens, daß kein Territorium so bevölkert ist, daß man auf Mittel wider die Ehe Bedacht zu nehmen Ursache hätte.

Nur noch Eine Bemerkung!

Man hat behauptet, der Untergang des katholischen Kirchenthums müsse nach wenigen Jahrhunderten erfolgen. Ob dies der Fall seyn werde, lassen wir dahin gestellt. Nur so viel scheint uns erwiesen, daß dieses Kirchenthum in mehreren Fällen seinen Vortheil verkennt. Wenn es z. B. die Bekehrung der Ungläubigen aufgäbe, und durch die Aufhebung des Cölibats die Zahl

seiner Bekenner auf ganz natürlichem Wege vermehrte: würde es dabei nicht auffallend gewinnen? — Oder liegt es etwa in seinem Wesen, dem Naturgesetz überall entgegen zu wirken?

Die Geschichte des Cölibats (wenn ein geistreicher Mann je auf den Gedanken gerathen sollte, diese Geschichte zu schreiben) könnte sehr anziehend werden, wenn man mit den Bemühungen des Imperators Octavius um die Aufrechthaltung des Instituts der Vestalinnen begönne. Bekanntlich nöthigte der Eigensinn des römischen Adels, seinen Töchtern nach dem Untergange der Antimonarchie den Eintritt in dieses Institut zu versagen, den Octavius Augustus, den Töchtern der Freigelassenen ein Recht beizulegen, welches bis dahin für den alten römischen Adel ausschließend gewesen war. Wie sehr änderte sich dies seit dem vierten Jahrhundert ab, bis, nach und nach, ganz Europa mit Mönchs- und Nonnenklöstern bedeckt war! Es ist aber in der That auffallend, wie sehr seit dem 15ten Jahrhundert die Richtung des menschlichen Geistes derjenigen entgegengesetzt ist, die man noch immer zur normalen erheben möchte!

Verbesserungen im August-Hefte.

Seite 479 Zeile 12, statt Dienstmannsadel, lies Dinastenadel. Der Dinastenadel ist alt, der Dienstmannsadel ist neu, und reicht nicht weit über die Zeiten der Reformation zurück. — Seite 482 Zeile 7, statt eine bloße Magistratur, lies eine große Magistratur. — Seite 485, statt die weltliche Magistratur, lies die erbliche Magistratur.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Die Türken konnten sich nicht in Kleinasien und in Thracien festsetzen, ohne die Gestalt dieser Länder von Grund aus zu verändern. Dabei hatten sie keine wesentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Ein gesellschaftlicher Zustand, der seinen Charakter in einem mit übernatürlichen Lehren durch und durch geschwängerten Kirchenthum hatte, schloß alle Widerstandkraft schon dadurch von sich aus, daß er in Hinsicht seiner Erhaltung auf lauter Wunder angewiesen war. Da diese ausblieben, weil die Natur nichts zuläßt, was ihren ewigen Gesetzen widerspricht: so konnten die Griechen Asiens und Europa's immer nur erstaunen über das, was ihnen geschah, und die Versicherung ihrer Priester, daß dies eine gerechte Strafe für ihre Sünden sey, mußte den letzten Ueberrest von Muth und Entschlossenheit in ihnen ersticken.

Man kann also mit Wahrheit sagen, daß die Griechen des vierzehnten Jahrhunderts in dem, was ihre

Stärke ausmachte, ihren politischen Untergang fanden. Diese Stärke bestand für den vornehmeren Theil des Volks in theologischen Visionen, für die ärmeren Klassen in blindem Glauben. Jenem, wie diesen, fehlte alle Thatkraft; und was zuletzt nichts weiter war, als die unausbleibliche Wirkung des Despotismus, galt, auf die seltsamste Weise, für Tugend und Vortrefflichkeit.

Man erschrickt aber unwillkührlich, wenn man selbst so ausgezeichnete Geister, wie der Imperator Kantakuzenus war, von diesem Seelenfieber angesteckt sieht. Denn kaum hatte er sich nach seiner Abdankung in eine Zelle zurückgezogen, so gebrauchte er seine Feder nur zur Bekämpfung der Juden und Mahomedaner, so wie zur Vertheidigung der Lehre von dem göttlichen Lichte des Berges Thabor: einer Narrheit, welche in diesen Zeiten unerschöpflichen Stoff für gelehrte Zänkereien gab, und den Blick von allem, was die Wirklichkeit mit sich brachte, nur allzu sehr abzog. Die große Gefahr, worin das oströmische Kaiserthum um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schwebte, wird uns entschuldigen oder rechtfertigen, wenn wir einige Augenblicke bei diesem Gegenstande verweilen.

Gleich indischen Fakirn (vielleicht sogar in Nachäffung derselben) waren die morgenländischen Mönche überzeugt, daß, in gänzlicher Abgezogenheit der Fähigkeiten, sowohl der Seele als des Körpers, der Geist sich zum Anschauen und Genuß der Gottheit erheben könne; und wie man sich in den Klöstern des Berges Athos darüber ausdrückte, wird am besten mit den Worten eines Abts dargestellt, welcher im elften Jahrhundert lebte. „Bist

du, sagt dieser Asket, in deiner Zelle allein, so verschließe die Thür, und setze dich in einen Winkel; erhebe deinen Geist über alles Eitle und Vergängliche; stütze Bart und Kinn auf deine Brust; richte Augen und Gedanken nach der Mitte deines Bauches, in der Gegend des Nabels, und suche zuerst die Stelle des Herzens, den Sitz der Seele. Anfangs wird alles dunkel und trostlos seyn; dauerst du aber Tag und Nacht aus, so wirst du eine unaussprechliche Freude empfinden, und kaum wird deine Seele den Sitz des Herzens entdeckt haben, so wird sie in ein mystisches und ätherisches Licht gehüllt seyn."

Dieser Ausspruch eines Phantasten, diese Ausgeburt eines leeren Magens und eines vertrockneten Gehirns, war seit Jahrhunderten die Grundlage für die Lehre von dem göttlichen Lichte des Berges Thabor geworden: einem Lichte, worin die Quietisten das reine und vollkommene Wesen der Gottheit anzuschauen glaubten. So lange nun diese Lehre sich nur unter den Einsiedlern des Berges Athos fortpflanzte, schlossen sich keine Fragen an dieselbe an. Man untersuchte weder, wie das göttliche Wesen eine materielle Substanz seyn, noch wie eine immaterielle Substanz mit körperlichen Augen wahrgenommen werden könne; es ging mit dieser Lehre, wie mit allen Lehren, deren erster Charakter das Uebernatürliche ist: jeder machte daraus, was er konnte, und der Mangel an richtigen Einsichten rechtfertigte jede Täuschung, die man sich selbst schuf. Doch während der Regierung des jüngeren Andronikus besuchte ein kalabresischer Mönch, Namens Barlaam, die Klöster des Berges Athos, und von diesem Augenblick an war der in-

nere Friede derselben gestört, und die Welt mit einem neuen Gegenstand des Haders erfüllt. Barlaam, der griechischen und lateinischen Sprache gleich mächtig, in philosophischen und theologischen Streitigkeiten wohlgeübt, und von ungemeiner Gewandtheit des Geistes, hatte kaum das Geheimniß der Vereinigung mit Gott durch starres Hinblicken auf den Nabel von einem Quietisten erfahren, als er die Mönche des Berges Athos der Ketzerei und Gotteslästerung beschuldigte. Sein Angriff bewog die gelehrteren unter ihnen, die einfache Andacht ihrer Brüder entweder zu verschleiern oder aufzugeben. Dies geschah durch eine Unterscheidung, welche Gregorius Palamas auf die Bahn brachte; sie betraf das Wesen und die Wirkung Gottes. Jenes wohnte, nach ihm, unzugänglich in der Mitte eines unerschaffenen und ewigen Lichtes; und diese beseligende Anschauung der Heiligen war in der Verklärung Christi auf dem Berge Thabor den Jüngern offenbart worden. Bei dem Allen konnte diese Unterscheidung nicht dem Vorwurfe des Polytheismus entrinnen; die Ewigkeit des Lichtes auf dem Berge Thabor wurde muthig geleugnet, und Barlaam beschuldigte die Hesychasten — so nannte man diese Secte — fortdauernd, daß sie an zwei ewige Substanzen glaubten: an einen sichtbaren und an einen unsichtbaren Gott. Ein Wunder würde es gewesen seyn, wenn die Mönche von Athos darüber nicht zu seinen Feinden geworden wären. Von ihnen bedrohet, ging Barlaam nach Constantinopel zurück, wo seine gefälligen Sitten ihn bei dem Groß-Domesticus und bei dem Imperator in Gunst brachten. Hof und Hauptstadt waren nur allzu bald

in den theologischen Streit verwickelt; ein Concilium zu Constantinopel sollte entscheiden. Es fand im Jahre 1341 Statt; und da die Hesychasten auf demselben den Sieg davon trugen, so hielt Barlaam es für klug, sich nach Italien zurückzuziehen. Kantakuzenus, welcher in dem so eben erwähnten Concilium den Vorsitz führte, wurde bei dieser Gelegenheit für die zu einem Glaubens-Artikel erhobene Lehre von dem unerschaffenen Lichte des Berges Thabor gewonnen, und vertheidigte hinterher diese Abgeschmacktheit mit allen Waffen des Scharfsinns und des Witzes, ohne zu ahnen, daß, wenn man einmal die rechte Bahn verloren hat, Ein Irrthum sich aus dem anderen entspinnt, bis sich endlich die gesunde Beurtheilung in das Asyl des Unglaubens flüchtet. Genug davon!

In gewissen Gegenden der Erde ist immer dieselbe Denkungs- und Empfindungsweise einheimisch gewesen, ohne daß sich davon irgend ein hinreichender Grund angeben läßt. Wenn die Türken in den vier letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung jeden unmittelbaren Beistand fremder Mächte zurückgewiesen haben: so ist den Griechen, bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, beinahe dasselbe begegnet. Wie sehr sie auch von einer Zeit zur andern die Hülfe der Abendländer bedurften: die Lateiner — so wurden diese Abendländer von ihnen genannt — blieben ihnen immer gleich verhaßt, und zwar in einem so hohen Grade, daß sie lieber ihre Freiheit einbüßen, als dieselbe durch fremden Beistand retten wollten. Anders dachte freilich die Regierung über diesen Punkt; allein sie mußte der öffentlichen Meinung Raum geben, so oft die Gefahr entweder nicht dringend,

oder sobald sie glücklich beseitigt war. Kirchliche Antipathie gegen den Westen von Europa war unstreitig das Haupt-Element dieser entschiedenen Feindschaft, und sonach würde die arge Beschränktheit der griechischen Priester zuletzt verantwortlich gemacht werden müssen für den Untergang des oströmischen Reichs. Doch hier tritt wiederum der allgemeine Geist der Theokratie als entschuldigend ein: ein Geist, der alles, was von ihm ausgeht, nur dadurch leisten kann, daß er einen abergläubischen Stolz nährt, und jede größere und freiere Lebensansicht im Keime erstickt. Mit ungemeiner Richtigkeit ist also bemerkt worden, daß man, während der vier letzten Jahrhunderte des oströmischen Reichs, den freundschaftlichen oder feindseligen Hinblick der griechischen Regierung auf den Pabst und die Abendländer als den Messer ihrer Verlegenheit oder ihres Wohlseyns, als die Scala des Steigens oder des Verfalls barbarischer Dynastieen, betrachten könne. Was sich bei der ersten Erscheinung der seldschukischen Türken in Klein-Asien am Schlusse des eilften Jahrhunderts zeigte, das wiederholte sich bei der Erscheinung der Mogulen in der ersten Hälfte des dreizehnten; und was der erste Paläologe that, um das Wohlwollen der römischen Päbste zu gewinnen, dasselbe that auch der jüngere Andronikus. Keinem oströmischen Imperator — man kann es mit der größten Sicherheit sagen — war es jemals Ernst mit der Aufopferung des griechischen Kirchenthums; die Vorspiegelung derselben war nur der Köder, wodurch sie einfältige oder ehrgeizige Päbste für sich zu gewinnen hofften. Diese, wohl wissend, woran sie mit den Imperatoren waren, außer-

dem aber mit ihren eigenen Angelegenheiten vollauf beschäftigt, ließen sich die Noth der Griechen sehr wenig zu Herzen gehen; und seit ihrer Versetzung nach Avignon verschwand vollends jede Aussicht auf den Beistand der Abendländer. Die Kriege zwischen England und Frankreich, die Anarchie in Italien und Deutschland, kurz, der ganze gesellschaftliche Zustand des westlichen Europa während des vierzehnten Jahrhunderts, leistete den Türken nur allzu viel Vorschub in ihren Entwürfen gegen das oströmische Reich; und indem wir Andronikus den Jüngeren den Beistand Benedicts des Zwölften ansprechen sehen, gerathen wir in die Versuchung, über die Unbekanntschaft der Griechen mit den west-europäischen Verhältnissen, und über die Feinheit, womit sie in ihren Unterhandlungen zu Werke gingen, gleich sehr zu erstaunen.

Diese Unterhandlung war demselben Barlaam übertragen, dessen wir oben gedacht haben. Nach seiner Ankunft in Avignon vor den heiligen Vater gelassen, redete er Benedict den Zwölften auf folgende Weise an: „Allerheiligster Vater! Der Kaiser, der mich sendet, wünscht die Vereinigung der beiden Kirchen gewiß nicht minder lebhaft, als ihr. Allein in einer so zarten Sache muß er seine eigene Würde und die Vorurtheile seiner Unterthanen gleich sehr berücksichtigen. Es giebt nur zwei Mittel, die Vereinigung zu Stande zu bringen: Gewalt und Ueberredung. Was die Gewalt betrifft, so ist ihre Unzulänglichkeit erprobt; denn die Lateiner haben das griechische Reich unterjocht, ohne das Mindeste über die Gesinnung der Griechen zu vermögen. Ueberredung

wirkt langsam, aber sicher und bleibend. Eine Deputation von dreißig bis vierzig unserer berühmtesten Gottesgelehrten würde wahrscheinlich mit denen des Vaticans in der Liebe zur Wahrheit und in der Einheit des Glaubens übereinstimmen: allein was würde nach ihrer Zurückkunft der Nutzen, was der Lohn dieser Uebereinstimmung seyn? Die Verachtung ihrer Amtsbrüder, die Vorurtheile eines blinden und hartnäckigen Volkes. Gleichwohl ist dieses Volk geneigt, die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche unsere Glaubens-Artikel festgestellt haben, zu achten; und wenn es die Beschlüsse des Conciliums zu Lyon verwirft, so geschieht es nur, weil unsere Kirchen auf dieser willkührlichen Zusammenkunft weder gehört noch vertreten wurden. Für einen so heilsamen Zweck würde es ersprießlich, ja selbst nothwendig seyn, einen gut gewählten Legaten nach Griechenland zu senden, der sich mit den Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem bespräche, um, mit ihrer Hülfe, eine freie und allgemeine Synode vorzubereiten. Der Kaiser bietet die Hand dazu. Doch in diesem Augenblicke ist das Reich von den Türken angefallen und in Gefahr gesetzt; sie haben vier von den größten Städten Anatoliens erobert. Die christlichen Einwohner wünschen zwar, zu ihrem alten Gehorsam und zu ihrer Religion zurückzukehren; allein die Macht und die Einkünfte des Kaisers reichen nicht hin zu ihrer Befreiung, und der römische Legat muß begleitet seyn von einem Frankenheere, das die Ungläubigen verjagt, und den Weg zum heiligen Grabe eröffnet."

So sprach Barlaam in der Voraussetzung, daß ein Pabst des vierzehnten Jahrhunderts zu leisten vermöge, was seine Vorgänger im elften und zwölften geleistet hatten. Doch es zeigte sich auf der Stelle, daß seine Rede keinen Eindruck machte; und wenn Benedict der Zwölfte davon ganz unberührt blieb, so lag der Grund seiner Gleichgültigkeit weniger in seinen persönlichen Eigenschaften, als in seiner Lage, welche es mit sich brachte, daß er, als ein Gefangener des Königs von Frankreich, seine politische Schwäche hinter Aufgeblasenheit und Hochmuth verbergen mußte. Es ist im Leben allzu oft der Fall, daß der Lahme, um den rechten Weg zu finden, sich an den Blinden wendet; und Aehnliches war in dieser Gesandtschaft geschehen. Nach dem Tode des jüngeren Andronikus sah Kantakuzenus, wie wir oben bemerkt haben, sich genöthigt, die Türken in seine Angelegenheiten zu verflechten. Er entschuldigte sich deßhalb förmlich bei dem avignoner Hofe, und erhielt tröstliche Zusagen von Clemens dem Sechsten; doch auf beiden Seiten war Betrug oder Selbsttäuschung im Spiele, und die allgemeine Kirchenversammlung, von welcher man sich versprach, daß sie alle Scheidewände zwischen dem Osten und dem Westen zerstören würde, kam nie zu Stande, wie dringend auch die Lage der Griechen von Einem Jahr zum andern werden mochte.

Nach dem Tode Orchans und seines Sohnes Soliman kam Amurath der Erste zur Regierung; und während der 29jährigen Dauer seiner Verwaltung (von 1360 bis 1389) gerieth die ganze Provinz Romanien oder Thracien, vom Hellespont bis zum Hämus, in die

Gewalt der Türken. Adrianopel bildete von jetzt an den Mittelpunkt ihrer Eroberungen auf griechischem Grund und Boden, und Constantinopel, zu Wasser und zu Lande von ihnen eingeschlossen, verlor alle Widerstandskraft in einem so hohen Grade, daß man sich kaum darüber wundern darf, wenn man den Imperator Johann Paläologus mit seinen Söhnen wie unterthänige Vasallen im Gefolge und im Lager des otomanischen Fürsten erblickt. Schon hatten die Kriege mit den slavonischen Völkern zwischen der Donau und dem adriatischen Meere ihren Anfang genommen. Die Servier, die Bosnier, die Albaneser, in ihren Wohnsitzen angegriffen, leisteten bei weitem nicht die Gegenwehr, die man sich von ihrem kriegerischen Geiste zu versprechen Ursache hatte; und worin auch ihre Bereitwilligkeit zur Unterwerfung gegründet seyn mochte — denn über diesen Punkt schweigt die Geschichte — : so wurden sie vermöge ihrer ungeschwächten Körperkraft sehr bald die festeste und zuverlässigste Stütze des otomanischen Reiches. Durch seinen Vezier an das Gesetz erinnert, welches dem Kalifen den fünften Theil der Beute und der Gefangenen zuerkennt, faßte Amurath den Entschluß, seiner Macht eine neue Grundlage zu geben, indem er viele Tausende von Europäern in dem Islam und in dem Gebrauche türkischer Waffen unterrichten ließ. Die neue Miliz wurde von einem Derwisch eingesegnet und benannt. Sich an ihre Spitze stellend, schwang er den Aermel seines Priesterrocks über den Kopf des zunächststehenden Söldners, und sagte: „Mögen sie Janitscharen (Yengitscheri, neue Soldaten) heißen! möge ihr Antlitz immer glänzend, ihr

Arm immer siegreich, ihr Schwert immer scharf seyn, und ihre Lanze immer über den Häuptern ihrer Feinde schweben!" So verhielt es sich mit dem Ursprunge dieser Truppen, welche nicht selten das Schrecken der Völker, noch weit öfter das Schrecken der Sultane gewesen sind. Ihre Tapferkeit ist sich nicht gleich geblieben, ihre Mannszucht hat abgenommen, und die Regellosigkeit ihres Angriffs und ihrer Vertheidigung bringt es mit sich, daß sie der neueren Taktik nicht gewachsen sind; aber bei ihrem Entstehen war ihre Ueberlegenheit um so größer, weil keiner von den christlichen Staaten ein geregeltes Fußvolk in beständiger Uebung und in fortgehendem Solde hielt. Mit dem Eifer von Neubekehrten fochten die Janitscharen gegen ihre abgöttischen Landsleute, und in der Schlacht von Cossova wurde der Freiheitssinn der sklavonischen Stämme für einen langen Zeitraum gebrochen. In dieser Schlacht erhielt Amurath von der Hand eines verzweifelnden Serviers die Wunde, welche seinem Leben ein Ende machte.

Amurath war so mild und so freigeisterisch, als je ein Türke es gewesen ist. In seinem Sohn und Nachfolger Bajazeth offenbarten sich die entgegengesetzten Eigenschaften. Sein Charakter ist durch den Beinamen „der Blitz" (Ilderim) von den Geschichtschreibern bezeichnet worden. In den ersten vierzehn Jahren seiner Regierung bewegte er sich unablässig von Prusa nach Adrianopel, und von der Donau nach dem Euphrat; immer an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Verbreitung des Gesetzes war nur der Vorwand seiner kriegerischen Unternehmungen; denn mit unpartheiischer Hab-

suchte griff er christliche und mahomedanische Fürsten in Europa und Asien an. Wie es Spieler giebt, welche ihr Glück täglich auf die Probe bringen müssen, wenn sie sich wohl befinden sollen, eben so hat es zu allen Zeiten Eroberer gegeben, die den höchsten Lebensgenuß in kriegerischen Unternehmungen fanden, ohne im Mindesten der Leiden zu achten, deren Urheber sie waren: privilegirte Egoisten, ohne Mitleid, wie ohne Scham. Bajazeth — gehörte zu ihnen. Er machte den Anfang seiner Regierung damit, daß er seinen Bruder Jakub Tschelebi mit einer Sehne erdrosseln, und den gefangenen Despoten Lazarus in Stücken hauen ließ. Eratowa mit seinen Silbergruben, und Widdin an der Donau waren die ersten Früchte seiner Siege über die Servier. Hierdurch aufgemuntert, theilte er seine Zeit so ein, daß er in jedem Jahr sich in Asien und Europa unter seinen Nachbarn einen Feind aussuchte, den er überwand. Niemandes Freund zu seyn, zählte er unter seine heiligsten Pflichten; und von dem ägyptischen Kalifen zum Sultan erhoben, fand er seine Bestimmung darin, alle Türken unter seinem Scepter zu vereinigen. Während einer von seinen Paschas in Macedonien, Thessalien und Albanien für ihn Eroberungen machte, nahm er in Kleinasien die Länder an sich, welche Sarchan und Aidin beherrscht hatten; und, hiermit nicht zufrieden, beraubte er seinen eigenen Schwager, den Fürsten von Scherman, und schickte ihn in die Gefangenschaft nach Ipsalu in Thracien, von wo dieser nach Persien entfloh. Da seine Unterbefehlshaber gegen den Fürsten Stephan von der Moldau unglücklich waren, so eilte er selbst dahin; doch

auch Er wurde von Stephan geschlagen, und konnte sich nur dadurch rächen, daß er den Fürsten von Karamanien, der ihm inzwischen in's Land gefallen war, schlug, gefangen nahm und hinrichten ließ. Dem Sultan Akhedbin, Beherrscher von Pontus und Armenien, nahm er Amasia, Kobad, Hamid und andere Plätze ab; und nachdem der Fürst Esfendiar von Castamoni bezwungen war, drang er selbst über den Euphrat vor. Den Tod des mamelukischen Sultans von Aegypten benutzend, nahm er Siwas und Kaisariah in Kappadocien, Malatige am Euphrat, nebst vielen anderen Plätzen, und wo turkomanische Emire sich dem otomanischen System nicht fügen wollten, da verjagte er sie. Diese wurden seine heftigsten Feinde, und ruheten nicht eher, als bis sie den mächtigen Beherrscher der Mogulen für sich gewonnen hatten.

Einen Feind dieser Art gewähren zu lassen, war allzu gefährlich. Die Fürsten Europa's schienen endlich, wie von selbst, aus einem schweren Schlummer zu erwachen. Bajazeth war durch die Thermopylen nach Livadien vorgedrungen, und stand im Begriff, sich der Halbinsel Morea zu bemächtigen, als der gedrängtiste oströmische Imperator, Manuel Paläologus, ein Sohn Johanns, den König Sigismund von Ungarn für seine Sache gewann, welche freilich die Sache aller westeuropäischen Fürsten zu werden anfing. Es war indeß nicht leicht, dem kühnen Eroberer eine Gränze zu setzen; denn woher die Mittel dazu nehmen in einer Zeit, wo der Kampf mit dem Gelde durch ganz Europa ging? Was lange unmöglich schien, gelang durch die Großmuth des Herzogs von Burgund, der seine Schätze nicht verschonte,

um seinem Prinzen Johann einen Namen zu machen. Viele edle Franzosen und Niederländer schlossen sich freiwillig an ihren jungen Fürsten an; und als das ganze Heer in Ungarn versammelt war, mochte es sich beinahe auf 100,000 Mann belaufen. Mit diesen fiel Sigismund im Jahre 1396 in Bulgarien ein, wo er sogleich Nikopolis belagerte. Bajazeth, welcher um eben diese Zeit mit der Belagerung von Constantinopel beschäftigt war, eilte sogleich den Seinigen zu Hülfe. Die Christen waren so voll von Selbstvertrauen, daß sie sich rühmten, den Himmel, wenn er einstürzen sollte, mit ihren Lanzen aufhalten zu wollen. Was sie hierbei allein vergaßen, war, daß sie es mit einem geübten Feldherrn zu thun hatten, der nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu heben war. Ob Bajazeth die Verbündeten täuschte oder nicht, kann uns gleichgültig seyn, wenn in den Verbündeten selbst Eifersucht und Hochmuth vorherrschten. Alles, was sich über die Schlacht von Nikopolis mit Wahrheit sagen läßt, ist, daß sie durch die Uebereilung der französischen Ritter verloren ging, welche den Kampf zu einer Zeit begannen, wo man ihnen nicht zu Hülfe kommen konnte. Der größte Theil des Heeres also fand seinen Untergang in der Donau. Mit Mühe rettete sich Sigismund über das schwarze Meer nach Constantinopel, von wo er über Venedig nach seinen Staaten zurückging. Der Graf von Nevers, Sohn des Herzogs von Burgund, und sehr viele französische Ritter geriethen in Gefangenschaft. Viele von ihnen wurden auf der Stelle niedergemacht; es war die ärmere Klasse, die kein Lösegeld zu geben vermochte. Die Vornehmeren, d. h.

den Prinzen von Burgund, den nachherigen Marschall Boucicaut, Philipp von Artois, Guy von Tremouille, Engerrant de Coucy, Johann de la Marche, Heinrich von Bar u. s. w. ließ Bajazeth nach Thracien in enge Verwahrung bringen, damit sie sich durch große Summen auslösen möchten. Artois und Coucy starben im Gefängniß; die übrigen zu befreien, bedurfte es eines großen Aufwandes von Tapeten, Scharlach, feinen holländischen Tüchern, schöner Leinwand und weißen Falken: Dinge, die dem Sultan von allen Seiten her zum Geschenk gemacht wurden. Ehe die Befreiung erfolgte, wurden sie nach Prusa gebracht, wo sie Gelegenheit hatten, mit der Pracht des otomanischen Hofes bekannt zu werden. Was ihnen billig am meisten auffiel, waren Bajazeths 7000 Falkeniere und 7000 Jäger mit Hunden; so groß war in diesen Zeiten der Aufwand, womit große Fürsten ihre Jagdlust büßten. Zwei Flämminger, des Türkischen kundig, legten die letzte Hand an den Auslösungsvergleich. Nie wider Bajazeth zu dienen, war eine selbstgewählte Bedingung der Kriegsgefangenen; doch als Bajazeth sie vernahm, war seine Antwort: „dergleichen verlange ich nicht.“ Er wandte sich hierauf zu dem Erben von Burgund, und sagte, ganz im Geiste eines Türken: „ich verachte deine Eide, wie deine Waffen. Du bist noch jung, und dürftest wünschen, die Schmach deiner ersten Waffenprobe auszutilgen. Sammle deine Macht, verkündige dein Vorhaben, und sei versichert, daß Bajazeth dir immer freudig entgegen kommen wird.“ So endigte sich dieser Krieg. Das Einzige, worüber man sich wundern möchte, ist, daß Bajazeth den Sieg

bei Nikopolis nicht zur Eroberung Ungarns benutzte. Ein Anfall vom Podagra soll ihn daran verhindert haben; und wenn dem wirklich so war, so darf man wohl sagen, daß eine gelähmte Fiber sehr viel Elend abgewendet hat. Unstreitig aber lag die Ursache von Bajazeths Mäßigung in dem Zustande seiner asiatischen Eroberungen, welche allzu wenig gesichert waren, um ihm volle Freiheit zu gestatten.

Der oströmische Imperator war am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts zu einem bloßen Schatten-Imperator herabgesunken: die ganze Römerwelt beschränkte sich um diese Zeit auf einen Winkel Thraciens zwischen der Propontis und dem schwarzen Meere, und das Einzige, woran man das Reich des Augustus und Tiberius noch wiedererkennen konnte, bestand darin, daß es noch nicht aufgehört hatte, mehr Länge als Breite zu haben, wiewohl beides auf wenige Meilen verkleinert war. Constantinopel stand jetzt eben so da, wie Rom in seinen ersten Jahrhunderten: eine volkreiche Stadt ohne angemessenen Gebietsumfang, gänzlich vereinzelt, und mit allen Gebrechen großer Städte auf sich selbst zurückgebracht. Indem man dies gehörig auffaßt, wundert man sich weniger über die Erscheinungen, welche mit einem solchen Gesellschaftszustande unauflöslich verbunden sind. Ein Imperator ohne Reich paßte nicht für denselben; und je größer der Druck war, der von ihm ausging, desto mehr war er dem Gegendruck ausgesetzt. Gewöhnlich glauben die Menschen, wenn ihre Verhältnisse von Grund aus verdorben sind, sich noch durch Personen-Wechsel retten zu können; allein der Erfolg verfehlt in solchen Fällen

len nie, das Gegentheil zu beweisen. Johann Paläologus und Amurath wurden gleichzeitig der Gegenstand einer Verschwörung, an deren Spitze ihre ältesten Söhne, Andronikus und Saujes, standen. Als diese Verschwörung entdeckt war, ließ Amurath seinen Sohn blenden, und Johann Paläologus erhielt den Befehl, es eben so zu machen, und — er gehorchte, weil er mußte. Ausgeschlossen von der Erbfolge, wurde Andronikus in den Thurm von Anema eingekerkert, um daselbst den Ueberrest seines Lebens zu verträumen; und dasselbe Schicksal hatte sein Sohn, der die Sünden seines Vaters büßen sollte. Doch die Operation, wodurch beide des Gesichts hatten beraubt werden sollen, war so schlecht vollzogen worden, daß der Vater die Sehkraft des einen Auges gerettet hatte, und daß sein Sohn nur blinzte. Als dies bekannt geworden war, reichte die nächste Veranlassung zum Mißvergnügen hin, den Imperator und seinen zweiten Sohn Manuel vom Thron zu stürzen, und die gefangenen Prinzen auf denselben zu erheben. Jene traten in dem Thurm von Anema an die Stelle von diesen. Allein nach zwei Jahren lag des Andronikus Unfähigkeit zu regieren eben so am Tage, wie die seines Vaters; und indem die Schlauheit eines Mönchs den letzteren aus seinem Kerker befreite, entstand ein Bürgerkrieg, der sich damit endigte, daß man den elenden Ueberrest des oströmischen Reiches noch einmal theilte: so sehr wurde in diesen Zeiten die Natur der Dinge verkannt! Johann und sein Sohn Manuel behielten die Hauptstadt; die beiden geblendeten Prinzen schlugen ihren Wohnsitz zu Rhodosto und Selybria auf. Manuel diente in Ba-

jazeths Heere mit hundert edlen Griechen, als sein Vater seinen Geist in den Armen einer trapezuntischen Prinzessin aufgab, die für seinen Sohn bestimmt war. Zeitig von diesem Todesfall unterrichtet, entfernte sich Manuel aus dem Lager Bajazeths, und langte glücklich in Constantinopel an; doch nur, um unmittelbar nach seiner Ankunft mit seinem geblendeten Neffen, Johann von Selybria, in einen Bürgerkrieg verwickelt zu werden, welcher acht Jahre dauerte. Johann machte das Recht der Erstgeburt geltend; Manuel vertheidigte sich durch den Theilungsvertrag.

Unter diesen Umständen forderte Bajazeth Constantinopel, das freilich nicht länger für sich bestehen konnte, unter harten Bedrohungen. Es war nicht leicht, dieser Forderung zu widerstehen; und sie würde erfüllt worden seyn, hätten Bajazeths Gesandten nicht den geheimen Befehl gehabt, sich mit einem Vertrage zu begnügen. Da es nur auf eine Prellerei angesehen war, so unterzeichnete Manuel eben so unterthänig, als dankbar. Bajazeth bewilligte einen Waffenstillstand von zehn Jahren, verlangte aber dafür eine jährliche Subsidie von 30,000 Goldkronen, öffentliche Uebung des Islam in den Ringmauern von Constantinopel mit einer eigenen Moschee, und Anstellung eines Cadi. Alles wurde zugestanden; aber es sei nun, daß das Versprochene nicht gehalten wurde, oder daß Bajazeth, von seinem Unternehmungsgeiste getrieben, den abgeschlossenen Vertrag bereuete: genug, daß es im Jahre 1402 zum Bruch kam, und daß Constantinopel erobert werden sollte. Unter so bringenden Umständen flehete Manuel den Beistand des Königs

von Frankreich an, und, wie elend auch der Zustand dieses Königreichs unter Karl dem Sechsten seyn mochte: jener erhielt eine Hülfe von 2000 Mann unter Anführung des Marschalls Boucicault. Mit vier Kriegsschiffen überwältigte Boucicault die siebzehn türkischen Galeeren, welche die Durchfahrt bewachten, landete in Constantinopel, und nöthigte Bajazeth, die Sperrung der Hauptstadt aufzuheben. Noch mehr: verschiedene Plätze wurden durch die Tapferkeit der Franzosen wiedererobert, ohne daß die Türken es zu verhindern vermochten. Inzwischen häuften sich diese wieder in der Umgegend, und der unerschrockne Marschall, dem ungleichen Kampfe nicht länger gewachsen, beredete den Imperator Manuel, die Krone einstweilen seinem geblendeten Bruder zu überlassen, und mit ihm nach Frankreich zu gehen. Freudig wurde dieser Vorschlag angenommen. Der Fürst von Selybria, in die Hauptstadt eingeführt, bestieg den Thron, der ihm nach dem Rechte der Erstgeburt zukam; doch, so elend war der Zustand von Constantinopel, daß das Loos des Verbannten dem des Herrschers vorzuziehen war. Bajazeth, anstatt mit dem eingetretenen Wechsel zufrieden zu seyn, forderte von seinem Vasallen die Hauptstadt, wie er sie von Manuel gefordert hatte; und Constantinopel, welches in seiner Vereinzelung noch ein halbes Jahrhundert bestand, würde ganz unfehlbar die Beute des wilden Eroberers geworden seyn, wäre es nicht noch einmal durch eine Diversion gerettet worden, die Niemand vorhergesehen hatte. So fern dies ein Verdienst war, erwarb es sich ein Mann, der allzu viel Aehn-

lichkeit mit Bajazeth hatte, um nicht dessen erster und gefährlichster Feind zu seyn.

Dies war Timur, gewöhnlich Tamerlan genannt: ein edler Mogule, vom Geschlecht der Berlaß. In dem fruchtbaren Lande Kasch, südlich von Samarkand, geboren, stammte er von Vorfahren ab, welche bei Dschingisthans Nachkommen hohe Würden bekleidet, und über einen Toman von 10,000 Pferden erblichen Oberbefehl geführt hatten. Seine Jugend fiel in die Periode von Verwilderung, wo Dschingisthans Erben in Dschagatai gestorben waren, und der Kampf um die Herrschaft noch fortdauerte. Seit seinem zwölften Jahre Krieger, stand er im fünf und zwanzigsten bereits als der Befreier seines Vaterlandes da. Doch er wurde verlassen; und nachdem er sieben Tage auf den Hügeln von Samarkand vergeblich gewartet hatte, sah er sich genöthigt, mit sechzig Pferden in die Wüste zu entfliehen. Von nacheilenden Kalmücken verfolgt, hatte er das Glück, seine Feinde zu besiegen; und da diese, der Zahl nach, die stärkeren waren, so hieß es bald: „Timur sei ein wundervoller Mann, und Glück und göttliche Gnade stehen ihm zur Seite.“ Er blieb in den Steppen, bis er sich hinlänglich verstärkt hatte, zog alsdann gegen die Kalmücken zu Felde, und vertrieb sie aus dem Lande Kasch; und nachdem er über alle seine Gegner gesiegt hatte, machte er sich zum Beherrscher von Dschagatai. Sobald er nun an der Spitze der sämmtlichen Horden stand, und auf einem Kuruiltai als rechtmäßig anerkannt war, faßte er den Entschluß, in Dschingisthans Fußstapfen zu treten. Er machte den Anfang mit der Eroberung von Chova-

resmien und Kandahar; und als diese vollendet war, fehlte es ihm nicht an Mitteln, noch größere Entwürfe durchzuführen: Entwürfe, bei welchen ihm, in seiner Unkunde, die Eroberung der Welt vorschwebte. Die größten Unternehmungen gehen nothwendig von Barbaren aus; und wenn ihnen sehr viel gelingt, so rührt dies nur davon her, daß sie am wenigsten wissen, wie weit man gehen darf.

Timur, der zur Secte des Ali gehörte, fand in ihren Ueberlieferungen die Berechtigung zu allem, was er zu unternehmen für gut befand. Zuerst richtete er den Blick auf Iran oder Persien, wo der Widerstand kaum in Betrachtung zu kommen verdiente; denn seit dem Hintritt Abu Saids, des letzten Abkömmlings vom großen Holacu, hatten sich vom Oxus bis zum Tigris die Emire unabhängig gemacht, und Gerechtigkeit und Friede war seitdem von Persien gewichen. Nun hätten zwar diese kleinen Tyrannen dem Eroberer vereinten Widerstand leisten können; allein sie zogen es vor, sich einzeln zu vertheidigen, und darüber fiel einer nach dem andern. Ibrahim, Fürst von Schirwan, küßte den Fußschemel des Thrones; und als die Geschenke, wodurch er den Frieden erkauft hatte, gemustert wurden, zählte er sich den Sklaven bei, die zu diesen Geschenken gehörten. Timur lächelte bei dieser Erklärung, und gewährte die Bitte des Emirs. Anders fiel das Schicksal Schah Mansurs, des Fürsten von Fars oder dem eigentlichen Persien. Obgleich nicht der mächtigste Feind Timurs, wurde er doch am gefährlichsten. Unter den Mauern von Schiraz durchbrach er, an der Spitze von drei bis vier tau-

fend Mann den Mittelpunkt der Mogulen, den Timur in Person anführte; nicht mehr als funfzehn Mann blieben um seine Fahne versammelt, und er selbst erhielt zwei gewichtige Streiche über seinen Helm. Doch ohne zu wanken, stand Timur wie ein Fels; und als seine Mogulen sich wieder gesammelt, und ihm Mansurs Kopf zu Füßen gelegt hatten, bewies er seine Achtung für einen so tapferen Feind dadurch, daß er dessen männliche Nachkommenschaft ausrotten ließ. Von Schiraz bewegten sich seine Truppen nach dem persischen Meerbusen; und der Reichthum und die Schwäche von Ormuz wurde in einem jährlichen Tribut von 600,000 Gold-Dinaren zur Schau getragen. Bagdad war freilich nicht mehr die Stadt des Friedens, der Wohnsitz der Kalifen; doch konnte es von dem ehrgeizigen Nachfolger Holacu's nicht übersehen werden. Das ganze Land zwischen dem Tigris und Euphrat, von den Quellen dieser beiden Flüsse an, wurde seiner Botmäßigkeit unterworfen; er betrat Edessa, und züchtigte die Turkomanen, weil sie eine Caravane von Mekka beraubt hatten. Nur die Christen in den armenischen Gebirgen widerstanden dem Schwerte Timurs, und drei Jahr hindurch erwarb er sich das Verdienst des heiligen Krieges, in welchem der Fürst von Tiflis sein Freund und sein Bekehrter wurde.

Die Kalmücken zu züchtigen, war er schon früher über den Sihon gegangen, und die Unterwerfung der Osttatarn war in den Jahren 1389 und 90 die Folge dieses Unternehmens gewesen. Im Jahre 1391 schlug er den Khan von Kaptschak, und drang bis an die Wolga. Er ging hierauf über Samarkand nach Persien;

und nachdem er sich mehrere Jahre in Ober-Asien herum getrieben hatte, nöthigte ihn ein zweiter Aufstand des Khans von Kaptschak, noch einmal über Tiflis und Derbent in dessen Land einzufallen, um ihn zu züchtigen. Er rückte auf diesem Zuge bis an den Dnieper, zerstörte Moskau, und kehrte darauf an den Don zurück, wo er die Abgeordneten der Kaufleute aus Aegypten, Italien und Spanien empfing. Zerstörender, als jeder andere, war dieser Zug: Tana oder Asoph, Astrachan und Sarai fielen in Asche, und das Land wurde entvölkert und ausgeplündert. Es läßt sich schwerlich sagen, auf wie viel Zeit es durch Timurs Barbarei von der Civilisation zurückgehalten wurde.

Indien beschäftigte ihn zwei Jahre hindurch. Als er diesen Feldzug zuerst in Vorschlag brachte, waren seine Fürsten und Emire höchst niedergeschlagen: sie fürchteten Flüsse, Berge, Wüsten, vor allen aber die Elephanten. Timur's Ansehn trug leicht den Sieg davon, und er konnte um so muthiger zu Werke gehen, weil sein Enkel Pir Mohammed bereits in den Panjab eingedrungen war, und ihm die Schwäche und Anarchie des indischen Reichs, so wie die Unzufriedenheit der Statthalter mit ihrem Sultan Mahmud, verrathen hatte. In drei großen Abtheilungen betrat das mogulische Heer die Straßen nach Indien. Zwischen dem Gihon und dem Indus ging es über eine von den Gebirgsketten, welche von den arabischen Schriftstellern die steinernen Gürtel der Erde genannt werden. Die Räuber des Hochlandes wurden vertilgt; aber ein großer Theil des Heeres kam im Schnee um, und Timur selbst gerieth mehr als Einmal in Ge-

fahr. Bei Attok ging er, wie Alexander, über den Indus. In der Gegend von Delhi schlug er, in Vereinigung mit seinem Enkel, das indische Heer, und zog als Sieger in die Hauptstadt ein. Um seine Krieger in dem Blute der Götzendiener oder Gentoos zu reinigen, ging er über den Ganges, lieferte mehrere Schlachten zu Wasser und zu Lande, und drang vor bis zu jenem Felsen, über welchen sich der mächtige Strom ergießt, dessen Quelle in den tibetanischen Gebirgen ist. Zufrieden mit dem Besitz des Punjab und der Unterwerfung des indischen Sultans, Mahmud, unter seine Oberhoheit, ging er nach Samarkand zurück. Ihn trieb der Entschluß, den türkischen Sultan Bajazeth zu demüthigen, über welchen von allen Seiten her die bittersten Klagen geführt wurden.

Timur hatte ein Alter von 63 Jahren zurückgelegt, als er diesen Entschluß faßte; das blutige Handwerk, das er seit seinem zwölften Jahre getrieben hatte, war für ihn zu einem Bedürfniß geworden, dem er sich nicht versagen mochte. Er kündigte einen siebenjährigen Feldzug nach West-Asien an, indem er denjenigen von seinen Kriegern, welche den Feldzug nach Indien mitgemacht hatten, die Wahl ließ, ihrem Fürsten zu folgen, oder daheim zu bleiben, dagegen aber alle Truppen Persiens aufforderte, in Ispahan die Ankunft der kaiserlichen Fahne zu erwarten. Die Ursachen des Krieges lagen zunächst in den Eroberungen Timurs und Bajazeths, die sich am Euphrat durchkreuzten. Den Vorwand gaben die Beschwerden der von Bajazeth vertriebenen, und ihrer Herrschaften beraubten Fürsten des östlichen Kleinasiens. Timur nahm sich ihrer an; doch die Sprache, welche er

führte, war nicht die eines sanften und unpartheiischen Vermittlers, sondern eines stolzen Eroberers, der mit Verachtung auf Seinesgleichen herabsieht. Bajazeth, hierdurch beleidigt, erwiederte mit Vorwürfen von Treulosigkeit und Verrätherei, und machte den Säbel seiner Janitscharen geltend. „Ich werde, fügte er hinzu, die Fürsten, die ihre Zuflucht zu mir genommen haben (denn Bajazeth befand sich in demselben Falle, wie Timur) beschützen, und du kannst sie in meinem Zelte finden. Die Städte Arzingan und Erzerum gehören mir; und wenn der Tribut nicht regelmäßig bezahlt wird, so werd' ich die Rückstände unter den Mauern von Tauris und Sultania fordern. Fliehe ich vor dir, so mögen meine Weiber dreimal von meinem Bette geschieden werden; und hast du nicht den Muth, dich mit mir im Felde zu messen, so mögen deine dreimal von Fremdlingen geschändeten Weiber in deine Arme zurückkehren." Man sieht, daß beide Monarchen in der Höflichkeit nicht weiter gekommen waren, als die Helden Homers; und um das Beleidigende der Antwort Bajazeths in seiner ganzen Stärke zu empfinden, muß man sich erinnern, daß jede Verletzung der Sitten des Harems unter den türkischen Völkern eine unverzeihliche Beleidigung ist*).

Der Krieg war jetzt unvermeidlich geworden. Inzwischen waren die Entfernungen, worin beide Fürsten

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Bajazeth von den Orientalen in den Verhandlungen immer der Kaiser von Rum genannt wird: eine Benennung, welche sehr deutlich zeigt, was aus Benennungen wird, sobald sie ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben.

lebten, allzu groß, als daß sie sogleich hätten auf einander stoßen können. Bajazeth war noch damit beschäftigt, Constantinopel zu ängstigen, als Timur in die streitigen Länder am oberen Euphrat einfiel, Siwas zerstörte, und sich alsdann plötzlich gegen Syrien wendete, um den Sultan der Mameluken anzugreifen. Dies war Farudsch, Barkoks Sohn, von welchem sich annehmen ließ, daß er geneigt seyn würde, die von seinem Vater erlittenen Kränkungen an Timur zu rächen. Haleb und Damaskus wurden von dem mogulischen Oberfürsten in Asche gelegt; aber hierbei ließ er es bewenden, und indem er sich wieder bis nach Georgien hinaufzog, richtete er sich gegen Bajazeth, der unterdessen seine ganze Macht versammelt hatte.

Was die orientalischen Schriftsteller über die Stärke beiderseitiger Heere bemerken, würde für bloße Hyperbel gelten können, wenn es nicht in dem Wesen der Barbarei läge, den Mangel an feldherrlichem Talent durch Truppenzahl ersetzen zu wollen. Wenn also Bajazeths Heer auf 400,000, Timurs auf 800,000 Mann angegeben wird: so mag sich gegen diese Angabe mit Recht einwenden lassen, daß sie übertrieben sei; nur daß sich nicht leugnen läßt, daß beide Monarchen ungeheure Kräfte in Bewegung gesetzt hatten. In Bajazeths Heere waren 40,000 Janitscharen, 30,000 Mann schwerer Reiterei, außer den Spahis, und jene Kaptschaker, die vor Timur geflohen waren, die Hauptbestandtheile. Mit dieser unübersehbaren, und eben deswegen schwer zu leitenden Masse ging Bajazeth seinem Feinde bis Siwas entgegen, auf dessen Trümmer er seine Fahnen pflanzte. Timur

brach von dem Araxes auf, zog Anfangs zur Rechten Bajazeths herab, schwenkte sodann über den Euphrat zur Linken ein, nahm Kaisariah in Kappadocien, und belagerte Angora in Galatien. Voll Ungeduld hatte Bajazeth auf Timurs Ankunft gewartet, und als er endlich erfuhr, daß Angora belagert werde, eilte er auf den Flügeln der Scham und des Unwillens der bedrängten Stadt zu Hülfe. Beide Heerführer waren gleich ungeduldig, ihren Streit zur Entscheidung zu bringen.

Diese erfolgte den 28sten Juli 1402 in der Ebene bei Angora. Bajazeth unterlag, und der ausgezeichnete Sieg, den Timur davon trug, war die blutige Frucht einer dreißigjährigen Uebung der Mogulen sowohl als ihres kaltblütigen Führers. Die Hauptstärke der Mogulen bestand in ihren Wurfspießen und in der raschen Entwickelung ihrer Reiterei. Ihr Angriff blieb immer derselbe: die vordere Linie, welche ihn machte, war durch einen starken Nachtrab gedeckt; das Auge des Feldherrn bewachte das Schlachtfeld, und auf seinen Befehl bewegten sich der rechte und linke Flügel in einer geraden oder schiefen Richtung. Der Ausgang der Schlacht bei Angora zu sichern, wurde das Mitteltreffen an den Seiten und im Rücken von den tapfersten Abtheilungen unterstützt, und Timurs Söhne und Enkel waren die Führer dieser Abtheilungen. Der Bezwinger der Hindus zeigte zwar eine Linie von Elephanten, allein sie blieb unbenutzt. Eben so das griechische Feuer, welches den Mogulen, wie den Türken, bekannt war. Hätte Bajazeth Kanonen gebraucht, so würde er ohne allen Zweifel den Ausschlag über seinen Gegner gewonnen haben. Mehrere Umstände

beschleunigten seine Niederlage: sein Sohn Soliman entwich vom Schlachtfelde, um sich der väterlichen Schätze zu bemächtigen; empört von seiner Strenge und seinem Geize, thaten die Türken nicht ihre Pflicht; und viele von den neubezwungenen Asiaten, so wie auch viele Tataren, gingen förmlich zu dem Feinde über, den sie ihren gnädigen Herrn nannten. Als die schwere Reiterei und die Janitscharen, von Hitze und Durst gequält, sich umzingelt sahen: da kam es darauf an, den Sultan zu retten. Er litt von der Gicht an Händen und Füßen, als man ihn auf einen Schnellläufer setzte; vergeblich: denn der Titular-Khan von Dschagatai erreichte ihn nur allzu bald, und machte ihn zum Gefangenen.

So endigte Bajazeths Herrschaft nach einer Dauer von ungefähr zwölf Jahren, welche unter lauter Vergrößerungs-Entwürfen verflossen waren. Ganz Anatolien unterwarf sich auf der Stelle dem mogulischen Eroberer, der seine Fahnen auf Kiotahia aufpflanzte, und die Werkzeuge des Raubes und der Zerstörung nach allen Seiten hin verbreitete. Mirzan Mohammed Sultan, der älteste und geliebteste von Timurs Enkeln, wurde zwar ohne Zeitverlust nach Prusa gesendet, um sich der Schätze Bajazeths zu bemächtigen; allein Soliman war ihm bereits zuvorgekommen, und mit den Reichthümern seines Vaters nach Adrianopel entwichen. Ganz Prusa war bei der Ankunft der Mogulen von seinen Bewohnern verlassen worden. Die Räuber nahmen an sich, was sie in dem Palast und in der Stadt fanden, brachten ihre Beute in Sicherheit, und zündeten hierauf Prusa an. Ihr Zug führte sie nach Nicäa; diese noch immer bedeu-

tende Stadt wurde erobert und geplündert, und Timurs Enkel sah sich nur durch die Wellen der Propontis gehemmt. Mit gleichem Erfolge breiteten sich die Mirzas und Emire in dem übrigen Kleinasien aus. Nur Smyrna, von Rhodischen Rittern vertheidigt, wagte es, den Aufforderungen Timurs zu widerstehen; doch es wurde erstürmt, und alles, was athmete, mußte über die Klinge springen. Philadelphia allein hielt sich auch dies Mal, vielleicht nur, weil es, wie Trapezunt, Tribut zu entrichten versprach. Ueber alle Beschreibung hinaus gingen die Zerstörungen der Mogulen, und überall erneuerte sich auch in Klein-Asien für Timur sein Lieblingsanblick: Pyramiden von aufgeschichteten Köpfen, deren Gesichter nach auswärts gekehrt waren.

Timurs Verfahren gegen Bajazeth ist seit vier Jahrhunderten nicht aus dem Gedächtniß der Menschen gewichen; und wenn irgend etwas das Verhältniß von zwei Eroberern bezeichnet, so ist es dies Verfahren. Als dem Imperator der Mogulen angezeigt wurde, daß der Fürst der Othomanen vor dem Eingange seines Zeltes harre, trat er ihm leutselig entgegen, hieß ihm, sich neben ihm niederzulassen, und mischte wahres oder erheucheltes Mitleid in gerechte Vorwürfe. „Durch deine Schuld, sagte er, ist der Beschluß des Schicksals vollstreckt worden, und du empfindest jetzt die Dornen des von dir selbst gepflanzten Baumes. Des Streiters für den Glauben zu schonen, war mein eifrigster Wunsch; ich trachtete sogar nach der Ehre, ihm Beistand zu leisten. Doch du verschmähtest meine Freundschaft; du trotztest meinen Drohungen; du zwangst mich, dein Königreich mit mei-

nem unüberwindlichen Heere zu überziehen. Jetzt fleh'st du den Erfolg. Hättest du gesiegt — ich weiß, welches Schicksal mich und die Meinigen getroffen haben würde. Allein ich will nicht Böses mit Bösem vergelten. Dein Leben und deine Ehre sind nicht länger in Gefahr, und durch meine Milde gegen dich will ich Gott meine Dankbarkeit beweisen." Der Gefangene ließ Reue blicken, nahm ein Ehrengewand an, das Timur ihm schenkte, und bat um das Leben seines Sohnes Musa, der sich unter den Gefangenen befand. Diese Bitte wurde ihm auf der Stelle gewährt, und als der Harem von Prusa, den man auf der Flucht ergriffen hatte, im Lager angelangt war, fügte Timur noch die Königin Despina und ihre Tochter hinzu. Unter einem prächtigen Gezelte lebte der türkische Sultan mit den Seinigen, umgeben von einer Wache, der die höchste Achtung für die Gefangenen eingeschärft war. Der Mogule ermangelte zwar nicht, seinen Besiegten zu dem Feste einzuladen, wodurch er den Ausgang der Schlacht bei Angora verherrlichte; doch um ihn wegen dieser Kränkung zu trösten, gab er ihm nicht nur Krone und Scepter, sondern auch das Versprechen, daß er den Thron seiner Väter wieder besteigen sollte. Nur Bajazeth traute dieser Verheißung nicht, und um sich in Freiheit zu setzen, versuchte er, durch einen unterirdischen Gang aus seinem Gezelt zu entfliehen. Entdeckt, zurückgebracht, der Untreue überwiesen, erfuhr er nun das härteste Schicksal, das einen Eroberer treffen kann: Timur ließ ihn in einen eisernen Käfich sperren, und führte ihn auf dem langen Wege von Prusa bis nach Samarkand, wo er im Triumph

aufgeführt werden sollte, zur Schau. Doch der schonungslose Mogule erreichte seinen Endzweck nicht ganz. Denn, von seiner Wuth gefoltert, starb Bajazeth im neunten Monate seiner Gefangenschaft zu Antiochien in Pisidien, plötzlich vom Schlage gerührt *).

*) Die Wahrheit dieser Erzählung ist in neueren Zeiten auf die Autorität des persischen Geschichtschreibers Sheref Eddin Ali bestritten worden; doch scheint es dazu an hinreichenden Gründen zu fehlen. In Timurs Charakter war unstreitig nichts, was eine großmüthigere Behandlung gefordert hätte. Geht man nun von diesem Punkte aus, so erhält das übereinstimmende Zeugniß der französischen, italiänischen, griechischen und arabischen Schriftsteller und Geschichtschreiber, welche von Bajazeths Einsperrung in einen eisernen Käfich reden, um so stärkeres Gewicht. Es kommt noch zweierlei hinzu: einmal, daß mehrere von diesen Schriftstellern und Geschichtschreibern (zum Beispiel der Geheimschreiber des Marschalls Boucicault, welcher nach der Entfernung seines Herrn in Constantinopel zurückgeblieben war, und der Italiäner Poggio, ein in der Litteraturgeschichte des funfzehnten Jahrhunderts berühmter Name) von der Sache, wo nicht als Augenzeugen, doch als durch Augenzeugen Unterrichtete reden; zweitens, daß die Griechen und Araber, ohne jemals mit der westlichen Litteratur bekannt gewesen zu seyn, die Aussage der Abendländer bestätigen. So viele und so übereinstimmende Zeugnisse können nicht aufgewogen werden durch einen einzigen persischen Geschichtschreiber, welcher, als Client der Nachkommen Timurs, nur allzu viel Ursache hatte, seinen Helden zu einem Ausbund von Menschlichkeit und Großmuth zu machen. Was noch mehr für die Wahrheit der hergebrachten Erzählung spricht, ist, daß Timur, der nicht ohne alle Belesenheit war, aus der fabelhaften Geschichte Persiens wußte, daß einer von seinen Vorgängern auf gleiche Weise war behandelt worden: eine große Versuchung, dasselbe Verfahren zu erneuern! Vielleicht darf man auch hinzufügen: daß morgenländische Eroberer sich zu allen Zeiten viel zu richtig beurtheilten, um schonend gegen einander zu verfahren. Noch mehr: Eroberungs- und Zerstörungswuth können sich des Menschen so bemächtigen, daß Einsperrung das einzige Heilmittel ist.

Seit dem Siege bei Angora befand sich Asien vom Irtisch und der Wolga bis zum persischen Meerbusen, und vom Ganges bis nach Damaskus und dem Archipelagus, in Timurs Händen. Was schon öfter da gewesen war, hatte sich also zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erneuert; und nimmt man die Erzählung von dem Thurmbau zu Babel für einen Mythus, worin die unbezähmbare Herrschsucht asiatischer Eroberer geschildert wird: so stellte Timurs unermeßliches Reich aufs Neue diesen Thurmbau dar. Hierin aber lag die Aufforderung zu noch mehr Eroberungen; und hätte der Meeresarm, welcher die schwarze See mit dem mittelländischen Meere verbindet, sich nicht als unübersteigliche Mauer bewiesen, so würde Timur kein Bedenken getragen haben, bis in das westliche Europa zu bringen. Doch der Gebieter über so viele Tomans oder Myriaden Pferde hatte nicht eine einzige Galeere zu seiner Verfügung; und so wie die Sachen einmal lagen, mußte er sogar die Hoffnung aufgeben, daß es ihm je vergönnt seyn werde, den europäischen Boden zu betreten. Zwar hatte er schon vor der Schlacht bei Angora Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich angeknüpft *); allein die

*) Das königliche Archiv zu Paris bewahrt bis auf den heutigen Tag den Schriftwechsel zwischen Timur und Karl dem Sechsten, König von Frankreich. Er besteht aus drei Stücken: 1) aus dem ureigenen Schreiben Timurs in persischer Sprache; 2) aus der lateinischen Uebersetzung eines Briefes von Miranschah (Timurs Sohn) an alle Könige, Fürsten und Herren der Christenheit, 3) aus der Antwort Karls des Sechsten an Timur, in lateinischer Sprache. Herr Silvestre de Sacy hat im Jahre 1812 über diesen

die Uebergänge über den Bosporus und den Hellespont wurden in Constantinopel von den Christen, in Gallipolis von den Türken so glücklich bewacht, daß, wenn Timur in Europa eindringen wollte, ihm nichts anderes übrig blieb, als der Umweg um das schwarze Meer: ein Entschluß, an dessen Ausführung er unstreitig durch seine

---

Schriftwechsel eine besondere Untersuchung angestellt, deren Ergebniß in Nr. 226 des Moniteurs von dem so eben genannten Jahre mitgetheilt ist. Wir führen daraus Folgendes an. I. Ueberbringer des Schreibens Sr. mogulischen Majestät war der Erzbischof von Sultanieh, einer damals sehr blühenden Stadt, welche der Stapelort des asiatischen Handels zwischen dem caspischen Meere und dem indischen Ocean war; dieser Erzbischof hieß Johann, und gehörte zu dem Prediger-Orden, dessen Missionen sich bis in das Innere von Asien ausgebreitet hatten. II. Was Timur bei seinem Schreiben eigentlich beabsichtigte, ist nicht ganz klar; da aber in demselben durchaus nicht von der Schlacht bei Angora die Rede ist, so muß angenommen werden, daß es vor derselben abgefaßt sei, und daß Timur es nur darauf angelegt habe, sich das Wohlwollen des Königs von Frankreich zu sichern. Uebrigens ist der Styl sehr einfach, und frei von allen den Hyperbeln, womit orientalische Monarchen sich gegenseitig zu bewirthen pflegen. III. Das Schreiben Miranschah's ist nicht im Original vorhanden; unstreitig, weil der Erzbischof von Sultanieh für gut befunden hat, dieses für sich zu behalten, um es Denen vorzulegen, an die es gerichtet war. IV. Beide Schreiben sind von dem Dolmetscher, der sie ins Lateinische übersetzte, durch allerlei Zusätze erweitert worden, theils um der europäischen Hofsitte zu geben, was ihr in diesen Zeiten gebührte, theils um nachzuholen, was sich seit seiner Abreise von Sultanieh zugetragen hatte; denn bis zu seiner Ankunft in Frankreich war die Schlacht bei Angora geliefert worden. V. Timurs Schreiben in der lat. Uebersetzung ist datirt von Sebaste (Sivas) im Anfange des ersten Monats des Jahres 805 der Hedschra; in dem Original aber fehlt die Ortsbezeichnung, und das mit Recht, weil Timur und sein Sohn um die Zeit des 1. Aug. 1402 sehr weit von Sivas entfernt waren. Doch genug über diese litterarische Seltenheit.

Urkunde in der Erdbeschreibung verhindert wurde. Nicht genug aber, daß Christen und Muhammedaner für den Augenblick den europäischen Boden gemeinschaftlich vertheidigten, thaten sie auch alles, was den mogulischen Eroberer besänftigen konnte: sie sandten Geschenke, und machten sich anheischig, Tribute zu bezahlen. Soliman, der Sohn Bajazeths, bat für seinen Vater, und erhielt für seine Unterwerfung in einem rothen Patent die Belehnung mit dem Königreich Romanien, welches der türkische Säbel bereits erobert hatte. Auf gleiche Weise versprach der griechische Imperator — hier gleich viel, ob Johann oder Manuel — den bisher an den Sultan entrichteten Tribut künftig an Timur zu bezahlen, und verband mit diesem Versprechen einen förmlichen Treueid. Dies alles würde indeß nicht weit geführt haben, hätte sich der Seele Timurs nicht ein Gedanke bemächtigt, der Europa freien Athem zu schöpfen erlaubte.

Anfangs, wie man gesagt hat, entschlossen, über Syrien nach Aegypten, und von da längs der Küste nach dem atlantischen Ocean zu ziehen, und über die Meerenge von Gibraltar in Europa einzudringen, dasselbe zu unterjochen und über Rußland und die Tartarei nach Samarkand zurückzukehren, änderte Timur seinen Entschluß dahin ab, daß er die Eroberung von China unternahm. Hier war durch eine neue Umwälzung das Haus Dschingis vertrieben worden; und so fern dies eine Schmach für die Mogulen war, begünstigten die Unruhen im chinesischen Reiche das Werk der Rache. Voll von seinem großen Unternehmen, sandte Timur von Klein-Asien aus ein zahlreiches Heer von alten und

neuen Unterthanen jenseits des Sihon, um die heidnischen Kalmücken und Mungalen zu unterjochen, und Städte und Magazine in den Steppen anzulegen. Er selbst verschaffte sich eine genaue Charte von den unbekannten Gegenden zwischen dem Irtisch und der chinesischen Mauer, vollendete die Eroberung von Georgien, schlug sein Winterquartier an dem Ufer des Araxes auf, beruhigte Persien, und kehrte, nach einer Abwesenheit von vier Jahren und neun Monaten, nach Samarkand zurück. Hier ruhete er einige Monate aus; und die Vermählung von sechs Enkeln gab Veranlassung zu glänzenden Festen, an welchen der an der Welt verübte Raub zur Schau getragen wurde. Inzwischen wurden die Anstalten zu dem neuen Kriege von den Emirn mit Eifer betrieben. Zweimal hundert tausend Mann auserlesener Truppen standen in Bereitschaft, und zur Fortschaffung der Sachen war, außer fünf hundert großen Wagen, ein unermeßlicher Zug von Pferden und Kameelen angeschafft worden. Die Entfernung von Samarkand bis Peking betrug beinahe 200 Tagereisen; doch Timur, obgleich an Hand und Fuß gelähmt, und beinahe 70 Jahr alt, fühlte sich durch nichts abgeschreckt. Sein Roß besteigend, ging er mitten im Winter über den Sihon, legte 79 Parasangen zurück, und schlug sein letztes Lager bei Otrar auf. Hier war es, wo er erkrankte. Beschwerde und der Gebrauch von Eiswasser beschleunigten die Fortschritte des Fiebers, das in seinen Adern tobte. Er starb den 1. April 1405 im sechs und dreißigsten Jahre seiner Herrschaft, nachdem er Dschagatai, sein erstes Reich, mit sechs und zwanzig anderen vermehrt hatte.

Sein Tod befreiete die Welt von großen Uebeln. Daß sein Reich nach ihm zerfiel, versteht sich wohl von selbst: nur sein Athem hatte es zusammen gehalten. Unmittelbar nach seinem Tode lösete sich sein Heer auf, und die einzelnen Bestandtheile desselben kehrten in ihre Heimathen zurück. Unter seinen Söhnen entspann sich sogleich ein Streit über die Nachfolge; denn jeder von ihnen wollte lieber herrschen, als dienen. Mit einigem Ruhme behauptete sich Scharok, der jüngste von diesen Söhnen, in einem Bruchstück des Reichs; aber nach seinem Tode entstanden neue blutige Auftritte, und ehe ein Jahrhundert abgelaufen war, sahen Transoxanien und Persien sich von den Usbecks und von den Turkomanen der schwarzen und weißen Schafe verheert. Timurs Geschlecht würde erloschen seyn, wäre nicht ein Held, der im fünften Grade von ihm abstammte, auf der Flucht vor den Usbecks zum Eroberer von Hindostan geworden. Die Groß-Moguln, seine Nachfolger, gaben ihrer Herrschaft eine Ausdehnung, die von Kaschmir bis Cap Comorin, und von Candahar bis zu dem bengalischen Meerbusen reichte. Unter Aurengzeb hob der Verfall derselben an. Die Schätze von Delhi wurden zuerst die Beute persischer Räuber, und seitdem ist das Reich selbst einer Gesellschaft von christlichen Kaufleuten auf einer entlegenen Insel des nördlichen Oceans anheim gefallen. Kurz, Großbritannien ist Timurs Erbe geworden.

Nur noch Ein Wort über Timurs Verfahren.

Im geordneten Gesellschaftszustande begreift man kaum die Möglichkeit von solchen Charakteren, wie Timur war; auch können sie nur da in die Erscheinung

eintreten, wo die Auflösung der gesellschaftlichen Bande vorbereitet ist, und es nur einer Formel bedarf, um sie zu vollenden. Timurs Verfahren aber war eben so einfach, als sein Charakter; und am vollständigsten erkennt man diesen in jenem wieder. Auf seinen Feldzügen führte er dreierlei Fahnen mit sich: weiße, rothe und schwarze. Erschien er nun mit seinem Heere vor einer volkreichen Stadt, so pflanzte er zuerst die weißen Fahnen auf: sie waren ein Zeichen der Gnade und Schonung, wenn man sich auf der Stelle ergab und die Thore öffnete. Geschah dies nicht, so wurden am folgenden Tage die rothen Fahnen aufgepflanzt, welche anzeigten, daß die Vornehmsten des Gemeinwesens die Zögerung mit ihrem Blute bezahlen sollten, wenn die Ergebung erfolgte. Unterblieb nun diese trotz der Warnung, so wurden am dritten Tage die schwarzen Fahnen aufgesteckt, und auf dieses Zeichen entschieden wiederholte Stürme, bis die Mongolen im Besitz der Stadt waren, wo alsdann kein Alter und kein Geschlecht verschont wurde. Ob dies eine Erfindung Timurs war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; wohl aber weiß man, daß er mit dieser Taktik eine Unerbittlichkeit verband, welche den Umfang seiner Siege nur allzu sehr erklärt. Die Einwohner von Berytus ergaben sich erst am zweiten Tage, weil sie von dem Verfahren des Eroberers nicht unterrichtet waren. Um ihn zu besänftigen, ließen sie durch eine Gesandtschaft der schönsten Jünglinge und Jungfrauen um Gnade bitten. Weißgekleidet und mit Palmzweigen in den Händen, erschien diese Gesandtschaft vor Timurs Gezelt, und trug das Anliegen der Mitbürger vor: ein rührender Auftritt!

Doch nichts vermochte Timurs Grundsätze zu erschüttern. Kalt und ruhig vernahm er den Antrag, und als die Gesandtschaft geendigt hatte, winkte er der Leibwache. Diese, ohne einen Augenblick zu verlieren, hieb sämmtliche Jünglinge und Mädchen in Stücken. Ein Genueser, der zu Timurs Lieblingen gehörte, war dabei gegenwärtig, und, von so viehischer Wildheit empört, wagte er es, dem Mogulen-Fürsten seine Grausamkeit vorzuwerfen; doch Timur sah ihn gelassen an, und antwortete lächelnd: „du meinst also, ich sei ein Mensch? Du irrst. Ich bin nur die Geißel Gottes." — Bedarf es noch mehr, um den Mogulen-Fürsten für das zu erkennen, was er wirklich war — für einen Unmenschen? Nichts aber machte ihn mehr dazu, als — seine Religion, die, indem sie den Begriff der höchsten Unumschränktheit in sich schloß, ihn zu allem berechtigte, und jeden seiner Einfälle zum Gesetz stempelte. Zu allen Zeiten hat der Mohameismus diese Wirkung hervorgebracht; und dies ist der wahre Grund, weshalb die Civilisation des Morgenlandes nicht von der Stelle rückt und in der Ueber-treibung der Despoten immer ihr schnelles Grab findet.

Doch genug von Timur, dessen wir in diesem Zusammenhange nur deshalb so ausführlich gedacht haben, weil seine Erscheinung auf der europäischen Ostgränze dem schwachen Ueberreste des oströmischen Reiches noch eine funfzigjährige Dauer verlieh.

Als Manuel die Regierung niederlegte, um mit dem Marschall Boucicault nach Frankreich zu gehen, und an den west-europäischen Höfen Hülfe zu suchen, da war sein Wunsch, daß Kirche und Staat ihn überleben möch-

ten. Der bloße Wunsch drückte seine Verzweiflung aus. Diese wurde durch seinen Aufenthalt in Frankreich und Italien nicht vermindert; denn in beiden Ländern war man mit den eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, um sich fremden unterziehen zu können. Trostlos ging Manuel nach Modon auf Morea zurück. Hier erhielt er die erste Kunde von Bajazeths Niederlage und Gefangenschaft; und aufgeregt zu neuen Hoffnungen, verlor er keinen Augenblick, sich nach Constantinopel einzuschiffen, wo er seinen blinden Nebenbuhler sogleich vom Throne stieß und nach Lesbos in's Exil sandte. Schon glaubte er an die Möglichkeit einer Wiederherstellung des Kaiserthums, und was ihn am meisten in diesem Glauben bestärkte, war die Geschmeidigkeit der Söhne Bajazeths, von welchen Soliman, um Romanien mit irgend einem Rechtstitel zu besitzen, nicht bloß Thessalonika, sondern auch die wichtigsten Plätze längs dem Strymon, der Propontis und dem schwarzen Meere an ihn herausgab. Was Soliman hier that, war von der Klugheit vorgeschrieben, und bezweckte die Rettung dessen, was noch zu retten war, vorzüglich aber seine Sicherheit im Kampf mit seinen Brüdern.

Bajazeth hatte fünf Söhne hinterlassen: Mustapha, Isa, Soliman, Musa und Mahomed. Von dem echten Mustapha war es ungewiß, ob er nicht in der Schlacht bei Angora geblieben sei; allein nach Timurs Entfernung trat ein Mustapha auf, von welchem gesagt wurde, daß er sich unter den Griechen verborgen gehalten habe. Isa herrschte in der Nachbarschaft von Angora, Sinope und dem schwarzen Meere, und seine Gesandten wurden von

Timur mit Geschenken und schönen Verheißungen entlassen. Welche Rolle Soliman spielte, haben wir bereits gesagt. Musa wurde von Timur selbst mit dem Königreich Anatolien belehnt, und kehrte nach seines Vaters Tode von Antiochien nach Prusa zurück, doch so, daß es ihm an allen Mitteln fehlte, seine Ansprüche geltend zu machen. Mahomed war vor der Gefangenschaft seines Vaters mit der Verwaltung von Amasia, dreißig Tagereisen von Constantinopel, und mit der Vertheidigung der türkischen Gränze gegen die Christen von Trapezunt und Georgien beauftragt worden. Von allen diesen Brüdern nun wollte keiner der Unterthan des andern seyn, und so lange der Kampf unter ihnen dauerte, war an eine Wiederherstellung des türkischen Reiches nicht zu denken. Die Geschichte der nächsten zehn Jahre nach Timurs Hintritt ist daher höchst verworren. Was sich allein wahrnehmen läßt, ist Folgendes: 1) daß Mustapha, er mochte nun echt oder unecht seyn, nach mehreren Glückswechseln sein Ende an einem Galgen fand; 2) daß Isa von seinem Bruder Mahomed der Herrschaft und des Lebens beraubt wurde; 3) daß Soliman und Musa sich so lange bekämpften, bis jener auf der Flucht von Adrianopel nach der byzantinischen Hauptstadt im Bade erschlagen wurde; 4) daß Musa, nach einigen Siegen über die Ungarn und die Bewohner Morea's, nachdem er Anatolien an seinen Bruder Mahomed abgetreten hatte, das Opfer treuloser Minister wurde. Mahomed vereinigte also die sämmtlichen Trümmer des otomanischen Reichs. In acht meist friedlichen Regierungsjahren stellte er die alte Verfassung wieder her, so

fern da von Verfassung die Rede seyn kann, wo alles von dem starken oder schwachen Willen eines Einzigen abhängt, und wo die Gewalt die einzige Quelle des Rechts ist. Mohameds letzte Sorge war die Wahl zweier Vezire, welche die Jugend seines Sohnes Amurath leiten sollten. Ihre Namen waren Bajazeth und Ibrahim, und so weit ging ihre Vorsicht, daß sie, vierzig Tage hindurch, Mohameds Tod verborgen hielten, bis sein Nachfolger in dem Palast von Prusa angelangt war. Unter der Benennung Mustapha's war ein neuer Betrieger aufgetreten, der dem jungen Amurath den Thron streitig machte. Ihn schlug Ibrahim, und so war denn endlich der Brüderkrieg beendigt, und die Einheit des Reiches wieder hergestellt.

Es würde in diesen Zeiten, wo nicht leicht, doch wenigstens gefahrlos gewesen seyn, die Türken auf asiatischem Grund und Boden gefangen zu halten, und die Fortdauer der byzantinischen Herrschaft in Europa nicht bloß für den Augenblick zu sichern, sondern sogar die ganze Zukunft außer Gefahr zu setzen: es hätte zu diesem Endzweck nichts weiter bedurft, als daß eine vereinigte Flotte die Meerenge von Gallipolis bewacht hätte, um das türkische Asien von dem türkischen Europa zu trennen. Daß dies unterblieb, hatte mehrere Ursachen. Das ganze westliche Europa war nur mit dem Schisma beschäftigt, und entsagte darüber jeder Voraussicht. Dazu kamen die feindseligen Verhältnisse zwischen Frankreich und England: Verhältnisse, in welchen der allgemeine Vortheil Europa's einem Familienstreite aufgeopfert wurde. Endlich darf man nicht aus der Acht lassen,

daß der Kaufmannsgeist der Genueser sich jeder Rettung des europäischen Bodens entgegen stemmte. Zu Phocäa auf der ionischen Küste hatte sich eine genuesische Colonie niedergelassen, die sich durch ein Alaun-Monopol ungemein bereicherte, indem sie den türkischen Sultanen einen mäßigen Tribut zahlte. Dies nun war das Band zwischen den Genuesern und den Türken, und die Wirksamkeit desselben bewies sich unter entscheidenden Umständen. In dem letzten Bürgerkriege der Ottomanen ergriff der genuesische Guvernör Adorno, ein eben so kühner als ehrgeiziger Mann, die Parthei Amuraths, und ließ sich bewegen, ihn auf sieben großen Galeeren von Asien nach Europa überzusetzen. Die Flotte war mit 800 tapferen Abendländern bemannt, für die es nur eines Winks bedurfte, wenn das Schicksal des östlichen Europa für eine ganze Ewigkeit verändert werden sollte. Doch Adorno gedachte nur der Vortheile, die seinem Vaterlande für seine Gefälligkeit zu Theil werden konnten. Knieend empfing er, mitten auf der Ueberfahrt, von Amurath das Versprechen, daß der rückständige Tribut erlassen werden sollte; und als man bei Gallipolis gelandet war, unterstützten 2000 mit Lanzen und Streitäxten bewaffnete Italiäner den türkischen Sultan bei der Eroberung von Adrianopel: ein Dienst, welcher nicht lange darauf durch den Umsturz des Handels und der Colonie von Phocäa belohnt wurde.

Unter anderen Maßregeln, welche Mohamed genommen hatte, das Schicksal seiner jüngsten Söhne zu sichern, war die, wodurch er den Imperator Manuel zu ihrem Vormund und Beschützer ernannte, allerdings sehr

auffallend; denn sie verletzte National-Ehre und National-Religion in gleichem Grade. Allein wer hätte glauben mögen, daß sie einen Krieg herbeiführen, und den Fall Constantinopels beschleunigen würde? Der Divan zu Prusa that den Ausspruch, daß die Söhne des Sultans nie der Obhut und Erziehung eines christlichen Hundes anvertraut werden dürften; und so war dieser Theil von Mohameds Testament zerrissen. Zu Constantinopel war man ungewiß darüber, wie die Sache genommen werden müsse. Es fehlte nicht an Personen, welche zur Gleichgültigkeit gegen das Urtheil des Divans riethen; und Anfangs war der Imperator Manuel mit ihnen einverstanden. Doch allmählig neigte er sich zur Politik seines Sohnes Johann — und losgelassen wurde der echte oder falsche Mustapha, für dessen Aufbewahrung der byzantinische Hof bisher eine jährliche Pension von 300,000 Aspern oder 30,000 Ducaten gezogen hatte. Mustapha genehmigte bei seinem Austritte aus dem Gefängniß jede Bedingung, die man ihm vorlegte, vor allem die Zurückgabe von Gallipolis; doch kaum saß er auf dem Thron von Romanien, als er die Gesandten Manuels mit der Erklärung entließ, daß er am Tage des Gerichts lieber jeden anderen Treubruch verantworten wollte, als die Uebergabe einer muselmanischen Stadt in die Hände der Ungläubigen. Von diesem Augenblick an hatte Manuel zwei Feinde, statt des einzigen, den er beleidigt hatte. Kaum war der Krieg zwischen Amurath und Mustapha beendigt, als jener Anstalten zur Eroberung von Constantinopel traf.

Nicht weniger als 200,000 Mann versammelten

sich vor den Mauern dieser Stadt, die folglich mehr als jemals bedrohet war. Sei es auf Amuraths Anstiften, was nicht unwahrscheinlich ist, oder aus freiem Antriebe: — auf einem Maulthier erschien im Lager des Sultans Seid Bechar, ein Abkömmling des Propheten, und nicht weniger als fünf hundert Schüler befanden sich in seinem Gefolge. Der Fall von Constantinopel wurde von ihm auf das bestimmteste verkündigt; und wenn irgend etwas den Muth der Belagerer anzuregen vermochte, so war es diese Weissagung. Doch der Mangel an schwerem Geschütz rettete noch einmal die Kaiserstadt; denn den Angriffen begegnete man durch Vertheidigung und Ausfälle, und gegen die Maschinen Amuraths bediente man sich des griechischen Feuers. Noch mehr: der Aberglaube wehrte sich gegen den Aberglauben, und was der begeisterte Derwisch für die Türken leistete, dasselbe leistete die heilige Jungfrau für die Griechen, die sie in veilchenblauem Gewande auf den Wällen umherwandeln und zur Tapferkeit ermuntern sahen. Zwei Monate hatte die Belagerung gedauert, als Amurath sich zur Aufhebung derselben genöthigt sah. Ihn rief eine Empörung nach Asien zurück; sie war von dem byzantinischen Hofe angezettelt, und kostete seinem unschuldigen Bruder das Leben. Constantinopel hielt sich von jetzt an noch dreißig Jahre in seiner Abhängigkeit und Knechtschaft von den türkischen Sultanen. Während Amurath seine Janitscharen in Asien und Europa zu neuen Unternehmungen anführte, und sein Machtgebiet erweiterte, sahen die oströmischen Kaiser sich auf Constantinopel und dessen Vorstädte beschränkt; und nachdem Manuel im Jahre 1425 ins Grab

gesunken war, erkaufte sein Sohn Johann sein Daseyn durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten. Constantinopel, auf sich selbst beschränkt, mußte fallen; denn nichts läßt sich schwerer behaupten, als eine volkreiche Stadt, deren Vereinzelung jede Unruhe in sich schließt.

Noch nothwendiger wurde dieser Fall durch den Unternehmungsgeist der türkischen Sultane; einen Geist, der nicht eher zur Ruhe gelangen konnte, als bis die Formen des byzantinischen Hofes ihn erstickt hatten. Die früheren türkischen Prinzen wurden nämlich nicht im Serail unter Wollüsten, sondern im Felde und im Rathe unter körperlichen und geistigen Anstrengungen erzogen; und die natürliche Folge davon war, daß es ihnen nicht an Gewandtheit, Muth und allen den übrigen Eigenschaften fehlte, wodurch man zu einem Gegenstande der Achtung und Verehrung wird. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, weder daß die Führer der Türken seit Othman eine seltene Reihe von kriegerischen und überaus thätigen Fürsten bildeten, noch daß sie den byzantinischen Imperatoren so sehr überlegen waren. Was diese Erscheinung noch mehr erklärt, ist der Umstand, daß es für die ersten türkischen Fürsten kaum ein anderes Verdienst gab, als dasjenige, welches in anhaltenden Kriegen erworben wird; denn die Türken bildeten durch sich selbst keine Gesellschaft, sondern nur Horden, welche auf Kosten Anderer leben wollten, und dieser Eigenthümlichkeit, von welcher ihnen nur allzu viel geblieben ist, mußten ihre Fürsten nachgeben. Es waren wesentlich Raubkriege, die von ihnen geführt wurden; in solchen Kriegen aber geht alle Ueberlegenheit vom Angriff aus, und diese Ueberlegenheit

hält so lange vor, als das Bedürfniß des Eroberers fortdauert. Man könnte also behaupten, die türkischen Sultane hätten wohl daran gethan, sich nicht mit der Einnahme von Constantinopel zu übereilen. Zum wenigsten trugen sie von dem Augenblick an, wo diese Einnahme gelungen war, den ganzen Fluch, der auf Constantins des Großen Einrichtungen lastete: einen Fluch, dessen Kraft hauptsächlich darin bestand, daß er Den entnervte, welcher ein Gegenstand der allgemeinen Hochachtung seyn sollte.

Nur Ein Vorzug ist den Sultanen von Othman's Geschlecht durch alle Zeiten geblieben: der, daß fünf Jahrhunderte hindurch Niemand es gewagt hat, sie ersetzen zu wollen. In anderen muhamedanischen Staaten haben die Dynastieen gewechselt, bald die Schlauheit eines Veziers, bald die Gewalt eines Heerführers sie verdrängt. Nur im türkischen Reiche ist dies bis jetzt nie der Fall gewesen. Ein schwacher oder lasterhafter Sultan kann abgesetzt und erdrosselt werden; aber der Thron erbt fort auf die Mitglieder seines Geschlechts, und nie hat ein Rebell es gewagt, der Nachfolger seines Souveräns werden zu wollen. Worauf diese Ehrfurcht beruhet, läßt sich nicht wohl sagen. Da sie nicht vom Muhammedanismus herrührt, so muß sie in uralten Sitten gegründet seyn, welche über die Zeiten Mohameds hinausreichen. Der Ursprung der Othmanen selbst ist übrigens, wie der Ursprung aller alten Dynastieen, in Dunkelheit gehüllt. Sie haben sie, gleich den arabischen Kalifen, sich Abkömmlinge oder Nachfolger des Propheten genannt; und selbst die Verwandt-

schaft, worin sie mit den Tartarchanen aus dem Hause Dschingis zu stehen vorgeben, scheint mehr auf Schmeichelei als auf Wahrheit gegründet zu seyn.

Wir verlassen vorläufig diesen Gegenstand, um nach dem Westen von Europa zurückzukehren, und zu sehen, wie er, im Kampfe mit den Päbsten, sich Bahn bricht für einen neuen Gesellschaftszustand, und wie dieser durch Alles gefördert wird, was ihn hintertreiben soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie Ludwigs des Vierzehnten Monarchie sich in sich selbst auflösete.

Ein Auszug aus Lemontey's Essay sur l'établissement monarchique de Louis XIV.

(Beschluß.)

Sitten sind für die Staaten, was Diät für den menschlichen Körper ist: gleich der vorsichtigen Gesundheitslehre verlängern sie die Dauer mangelhafter Constitutionen. Den Greisen, welche sich die Ueberlieferung der Sitten vorbehalten, macht es Vergnügen, uns durch ein unbedachtsames Bedauern der Vergangenheit zu bemüthigen. Will man ihren Aussagen über das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten Glauben beimessen, so war das bürgerliche Leben einfach und regelmäßig, und die Erziehung männlich und religiös; der häusliche Geist gab den Ausschlag über den Geist der Gesellschaft, der Luxus hatte etwas Großartiges, wodurch er für sehr Wenige erreichbar wurde, und bereicherte das Volk, ohne ihm Neid einzuflößen; die Ordnung ruhete fest und sicher auf der freiwilligen Trennung der Stände; man achtete die Geistlichkeit aus Frömmigkeit, die Obrigkeiten aus Furcht, den Adel wegen Zurückerinnerungen, die Reichen aus Eigennutz. Zugegeben, daß in diesem Gemählde etwas Wahres ist, darf ich doch nicht verschweigen, daß bro-

drohende Schatten im Anzuge waren, um es zu entstellen. Liebhabereien, welche bei wollüstigen Nationen von dem großen Haufen zu den Vornehmen herauf steigen, pflegen bei eitlen Nationen von den Vornehmen zum Volke herabzusteigen. Ludwigs XIV. Hof, dies allgemeine Orakel und Muster, ermangelte nicht, jene beinah' alles ersetzenden Sitten anzutasten. Die eheliche Treue, welche in dieser Kette das erste Glied bildet, wurde in Molière's Stücken nur allzu sehr verhöhnt. Diese Freiheit, welche heut zu Tage sich mit dem Theater-Anstand schlecht vertragen würde, gehört den Zeiten an, wo der Marquis von Montespan von dem Verführer seiner Gattin in den Bann gethan wurde. Nichts war gefährlicher, als der ernste Anstrich und der edle Anstand in den Ausschweifungen des Königs, von welchem einer seiner Lobredner so entzückt war, daß er in dessen Beischläferinnen nur Beamten der Krone sehen wollte. Verstohlne Liederlichkeit in einem Fürsten ist ein Fehler im Menschen, und wird, als solcher, durch die Scham verleugnet; aber Prahlerei mit Galanterieen verdirbt aus der Ferne, indem sie ansteckend wird. Denn, während sich das Laster durch die volle Majestät des Throns veredelt, sinkt die königliche Würde in dieser, moralisch und politisch gleich verderblichen, Verwechselung herab, und nimmt die Farben des Lasters an. Die Aengstlichkeit, womit Ludwig der XIV. noch in einem hohen Alter seine natürlichen Kinder geehrt wissen wollte, wurde eine unerwartete Quelle des Aergernisses. Vermöge einer Art von Instinkt strömten alle auf den Stufen des Throns in Europa gebornen Bastarde in Versailles zusammen; und

sie mochten verbrecherischen oder blutschänderischen Ursprungs seyn — hier fanden sie schnelles Glück, Aemter, Würden sogar. Indem der Herzog von St. Simon eine Uebersicht von diesen glücklichen Abentheurern giebt, zählt er unter ihnen die zweideutigen Sprößlinge der Häuser England, Baiern, Savoyen, Dänemark, Sachsen, Lothringen, Mümpelgard auf, und ruft alsdann mit einem Unwillen, dessen Ausdrücke ich hier sehr mäßige, aus: „daß Versailles ihm nur ein Findelhaus zu seyn scheint *).“

Eine ernsthafte Untersuchung dessen, was damals die Sitten, d. h. die Rollen der Höflinge waren, würde uns zu weit von unserem Ziele ableiten. Ich werde darauf zurück kommen, wenn ich im Laufe dieses Werkes dahin gelange, zu erklären, was man unter Sitten der Regentschaft verstehen muß. Und dann wird der Leser darüber entscheiden, ob ich bis zur Wahrheit in dieser eintönigen Epoche vorgedrungen bin, wo die Scheinheiligkeit Gutes und Böses mit demselben Schleier bedeckte, und wo jeder, je nach dem Grade des Widerstandes, ein Frömmler aus Mode, oder auf Befehl, oder par lettre de cachet war.

Doch indem ich diese Vergleichung der eigentlich so genannten Sitten verschiebe, darf ich eine unerwartete Bemerkung, zu welcher das Studium des Hofes und der Gesellschaft unter Ludwig XIV. mich geführt hat, nicht unterdrücken. Je mehr ich die Urtheile und das Verfahren derselben betrachtet habe, desto mehr habe ich

*) S. Mémoires historiques de St. Simon, pag. 1665.

mich überzeugt, daß das moralische Princip noch nicht die Entwickelung erreicht hatte, zu welcher es in der Folge gelangte. Die Menge von Fremdlingen, welche den Medicis folgten, die Messerträger Richelieu's, die Bravos, welche Mazarin aus Italien herbetrief — alle diese Elemente, durch den Bürgerkrieg unter einander gemischt, hatten die Abstufungen des Gerechten und Rechtschaffenen beträchtlich stören müssen. Das Joch, welches ein unumschränkter Gebieter hierauf über alle Köpfe warf, und die zu einem Handwerk gewordene Anbetung seiner Person, ohne welche man zu nichts gelangen konnte, waren sehr wenig geeignet, den Gemüthern die Federkraft und die Selbstachtung zurück zu geben, welche die Tugenden erzeugen. Der Herzog und Pair, der die Ergebung des Fräuleins Fontanges unterhandelte, verlor dadurch keinesweges an seinem Ansehn *), während der Höfling, welchem unter der nachfolgenden Regierung dieselbe Gefälligkeit beigemessen wurde, einen unauslöschlichen Schandfleck davon trug. Man vernehme Fenelon in seinen Herzensergießungen an die Herzoge von Chevreuse und von Beauvilliers über den sittlichen Zustand dieser Epoche. „Die gegenwärtigen Sitten des Volkes, sagte er unter andern, bringen Jeden in die allerstärkste Versuchung, sich durch alle Arten von Niederträchtigkeiten und Verräthereien an den Mächtigsten an-

*) Der König stellte ihn zur Belohnung an die Spitze seiner Jagden, und dies gab Veranlassung zu einem lieblichen Gesange, worin gesagt wurde, que la charge de grand-veneur etait bien due à celui qui avait mis la bête dans les toiles.

zuschließen." *) Hier hätten wir also die Menschen, welche la Rochefoucauld ins Auge faßte, als er in seinem Buche, Maximen betitelt, der menschlichen Natur den Prozeß machte. Nur müssen wir uns wohl in Acht nehmen, zu glauben, das Zeitalter sei von allen Tugenden verlassen gewesen. Ohne Zweifel bewahrten obrigkeitliche Familien und einige Abkömmlinge unserer Tapferen in ihrer Zurückgezogenheit das Unterpfand der wahren Ehre. Der Hof selbst bewunderte eine sehr kleine Zahl von höchst reinen Gemüthern. Doch der Glanz ihres Rufes sagte nur allzu deutlich, daß sie der gemeinen Ansteckung entronnen wären. Auf gleiche Weise sind die der Enthaltsamkeit und Großmuth Bayards gespendeten Lobsprüche eine Satyre auf seine Zeitgenossen. In dem erbittertern Kriege, welchen wir gegenwärtig gegen Europa führen, ehren tausend Züge, vergleichbar denen dieses würdigen Ritters, alle Rangordnungen unseres Heers; aber man rühmt sie nicht: man bemerkt sie kaum, nicht als ob man gegen so schöne Tugenden gleichgültig wäre, sondern weil man sie ohne Anstrengung übt.

Im Uebrigen kommt es nicht darauf an, einzelne Menschen zu würdigen, sondern den Geist der Gesellschaft, so wie er sich durch Gebräuche und angenommene Meinungen offenbarte, kenntlich zu machen. So mißachtet man unter uns Hochspieler, und falsche Spieler werden in die Klasse der Elenden gesetzt. Doch damals führte die Profession — ich hätte beinahe gesagt, die

*) Mémoires de Fenelon, du 15. Mars 1712. Vie de Fenelon par Mr. de Bausset. Tom III. pag. 322.

Würde — eines Hochspielers zu Achtung, zu Vorzügen, zu Ehrenstellen, zu Auszeichnungen aller Art. Der König hatte sehr hohes Spiel gespielt: seine Töchter ahmten ihm nach; sein Bruder und sein Sohn übertrafen ihn noch. Dieser Wuth, welche man einem Krieger, wie Heinrich der Vierte war, verzeiht, fehlte es an Entschuldigung bei einem Monarchen, wie Ludwig XIV. Das hohe Spiel, dem Kriege nur allzu ähnlich, gab die Versuchung zur Anwendung von Gewandtheit, und man unterlag ihr ohne Schaam. Soldatische Gewissen verwechselten sehr leicht die Geheimnisse, das Glück zu verbessern, mit strategischen Ueberlistungen, die man in Hannibal, Eugen oder Montecuculi bewunderte. In Gramonts Denkwürdigkeiten finden sich in dieser Hinsicht Geständnisse von überraschender Einfalt; und wenn ich allen Quellen dieser Art nachspüren wollte, so würden die gefeiertsten Namen in großem Schmutz hervortreten. Ich beschränke mich auf Ein Citat. „Niemand, sagt Saint Simon, war mehr nach dem Geschmack des Königs, als der Herzog von C...; niemand hatte in der Welt mehr Ansehn usurpirt. Er war sehr glänzend in Allem: ein Hochspieler, der eben keinen Werth auf die Ehrlichkeit legte. Mehrere große Herrn machten es nicht besser, und man lachte darüber." Man vermuthet leicht, daß die Frauen in diesem Wettstreit der Feinheit nicht hinter den Männern zurückbleiben wollten. Den besten Maßstab giebt die Subtilität, womit sie ihre Scrupel und ihren Geldgeiz in Uebereinstimmung zu bringen suchten, als die Periode der Frömmelei gekommen war. Die Spielerinnen sprachen, wenn sie Abschied von einander

nahmen, eine Formel aus, wodurch sie sich gegenseitig das zum Geschenk machten, was in der Partie nicht rechtmäßig gewonnen war. Diese Kunst, Gott zu betrügen, welche selbst in den Zimmern der Frau von Maintenon von so vielen frömmelnden Harpien getrieben wurde, hat mir höchst bezeichnend für dieses schöne Zeitalter der Heuchelei geschienen. Die Duldsamkeit aber erstreckte sich noch weiter. Banditen, welche wir aus unseren Vorzimmern verjagen würden, genossen einer ehrenvollen Vertraulichkeit. Die Pomenars, die Charnacé, die Galari, wegen schändlicher Verbrechen, wie Diebstahl und Falschmünzerei, verfolgt, wurden, unter dem Schutze eines bekannten Namens und eines ergetzlichen Cynismus, zu den vornehmsten Gesellschaften gelassen, und von ihnen gefeiert. In dem gewöhnlichen Umlaufe der Gedanken befand sich nichts, was zart genug gewesen wäre, ehrliche Leute vor solchen Verbindungen zu warnen. Man suchte ihren Umgang, und man lachte über die witzigen Einfälle dieser Candidaten des Galgens, welche mit unverschämter Anmuth um ihren Kopf, wie um ihre Ehre, spielten.

Vielleicht hatte man nicht einmal das Recht, sich schwierig zu beweisen in einer Ordnung der Dinge, wo Glücksmittel, welche uns gehäßig scheinen würden, von den angesehensten Personen ohne Schande ergriffen wurden. Die Confiscationen, die brevets d'affaires, und die avis boten den Leuten vom Hofe eine unerschöpfliche Beute dar. Man sah nicht bloß, wie sie das Vermögen der Verurtheilten zum Nachtheil armer Familien zusammenscharrten; sie erhielten auch von dem Könige das

Erbe der Unglücklichen, welche aus Lebensüberdruß ihre Laufbahn abgekürzt hatten *). Ohne Zweifel bedauerten sie die früheren Zeiten, wo der Herrenstand das Eigenthum Derer einzog, welche plötzlich gestorben waren, indem man von ihnen annahm, daß Gott sie eben so verdammt hätte, wie Verbrecher von Menschen, und Selbstmörder von sich selbst, verdammt würden. Obgleich die Denkschriften, welche von den brevets d'affaires handeln, die wahre Beschaffenheit derselben unbestimmt gelassen haben; so darf man doch annehmen, daß sie gewissen Titelträgern die Fähigkeit gaben, an den Gewinnen der Zollpächter und an den Contracten der übrigen Finanzpächter Theil zu nehmen: wobei nichts so sehr zu bewundern ist, als daß diese, der Habsucht der Vornehmen bewilligten Herabwürdigungs-Patente kein Hinderniß waren für die Adels-Patente, welche die Eitelkeit der Leute gemeinen Standes suchte. Was die Operation betrifft, welche man les avis nannte, so ist ihr Mechanismus besser bekannt. Ein vornehmer Mann denuncirte dem Könige und seinen Ministern eine in Vergessenheit gerathene Untersuchung oder einen nicht bestraften

*) Obwohl die Meinung damals gestattete, daß man Confiscationen ohne Schamröthe annehmen konnte: so durfte man sie doch nicht durch unwürdiges Verfahren erhalten haben. Der Graf von Rusigny, der seinem vertrauten Freunde, dem ersten Präsidenten *** eine starke Summe anvertrauet hatte, verließ nicht lange darauf das Königreich um der Religion willen. Was that der Präsident? Er zeigte dem Könige an, was geschehen war, und erhielt von der Gnade des Monarchen den größten Theil der eingezogenen Summe. Indeß ist die Denkwürdigkeiten, welche diese Thatsache erzählen, versichern, daß der Ruf des Präsidenten sehr darunter gelitten habe.

Unterschleif, er mochte die Entdeckung selbst gemacht oder der Auffinder ihm durch einen Societäts-Vertrag die Theilung zugesichert haben. Uebernahm die Regierung die Anzeige auf eigene Rechnung, so belohnte sie den dienstpflichtigen Hofmann durch einen Zahlungs-Befehl, der ihre Erkenntlichkeit bewies. Bisweilen war diese Methode nur ein Vorwand des Ministers, seine Creaturen oder seine Helfershelfer zu belohnen. In den meisten Fällen wurde der denuncirte Gegenstand dem Urheber des Avises überlassen, der ihn alsdann in seinem Namen, auf seine Gefahr, und auf Civil- und Criminal-Wegen an sich nahm. Diese seltsame Art von Benutzung war damals sehr häufig und sehr einträglich; und obgleich Delation und Begehrlichkeit die unverhüllbaren Antriebe dazu abgaben, so fühlte man doch nicht die mindeste Abneigung, sich damit zu befassen. Die ersten Staatsmänner ließen sich zu diesen Finanz-Kreuzfahrten einschreiben, und selbst Prinzessinnen trugen kein Bedenken, dabei eine Rolle zu spielen. Der Bruder des Königs erwarb eine Million durch einen gegen die Kriegszahlmeister gerichteten Prozeß, die freilich einen solchen Gegner zu fürchten alle Ursache hatten. Gestehen wir uns indeß, daß eine solche Gewohnheit der Moral, die sich mit so niedrigen Rollen vertrug, eben so wenig Ehre brachte, als der Verwaltung, welche genöthigt war, so grobe Triebfedern in Bewegung zu setzen.

Das Princip dieser Erschlaffung steckte in dem Luxus und der Verschwendung, welche jeden Vermögensstand untergruben. Wird irgend ein Laster von einer mächtigen Klasse der Gesellschaft gehätschelt, so kann

man sich darauf verlassen, daß in kurzer Zeit ein Vorurtheil zu dessen Vertheidigung und Ehre spricht. Vernachlässigung wurde also ein Bestandtheil adeliger Manieren, und zerrütteter Vermögenszustand war das Insiegel eines großen Herrn. Man fand es rühmlich, verschuldet zu seyn, und angenehm, seine Gläubiger zu verhöhnen. Es wurde beinah' eben so schändlich, seine Schulden zu bezahlen, als die Steuer zu entrichten; und so wie man sich den bürgerlichen Verbindlichkeiten durch Privilegien, den kirchlichen Vorschriften durch Dispensen, und der Criminal-Justiz durch lettres de cachet entzog: eben so wich man der Civil-Justiz durch Schutzbriefe aus. Tugenden, welche aus Vorsicht und Promptheit hervorgehen, erschienen nur in dem Lichte plebejischer Pflichten; das Redliche wurde von dem Domän der Ehre gesondert, und die Sprache, dieser getreue Ausleger der Sitte, gehorchte vasallenmäßig diesem Beschlusse der Aristokratie *). Diese Abweichung war unverträglich mit dem Credit und dem guten Glauben, worauf Colbert damals unseren Handel zu gründen trachtete. Einen Todesstoß versetzte dieser große Minister der Hydra, als er im März 1673 ein Edict geben ließ, welcher die Oeffentlichkeit der Hypotheken verordnete. Hätte Herr Tur-

*) Die Benennung von honnête-homme, obgleich von der Strenge ihres natürlichen Sinnes mächtig abgewendet, wurde noch während der Kindheit Ludwigs XIV. gebraucht; allein man ließ sie bald fahren, um die von galant-homme an ihre Stelle zu bringen, weil sie etwas Freieres und Ritterlicheres ausdrückte. Eine honnette Geburt bezeichnete eine mittelmäßige, und der Ausdruck honnette Familie führte nothwendig den Nebenbegriff von bürgerlicher, nicht titelfähiger Familie mit sich.

gof ein ähnliches Gesetz in Vorschlag gebracht, so hätten Ludwigs des Sechzehnten Hofleute darunter leiden können; aber eine Art von öffentlicher Scham würde ihre Klagen zurückgehalten haben. Unter Ludwig XIV. gingen die Sachen anders her. Kühn und allgemein war das Schmähen; man bemerkte: die Selbstliebe der Großen würde durch die Aufdeckung ihres Vermögensstandes leiden; der Glanz der Familien beruhe gänzlich auf einer ehrwürdigen Dunkelheit; der Adel, wie der Thron, nähre sich von Täuschungen. Nach einem unverschämten Kampf von dreyzehn Monaten ging die Sache der Rechtschaffenheit verloren, und das Edict wurde zurückgenommen; das Geheimniß der Hypotheken blieb, was es seyn konnte: eine Waffe für die Lüge, und das Vorrecht, Leute zu bevortheilen. Diese Nachsicht für privilegirte Laster hat in unsern Verhandlungen einen für die öffentliche Wohlfahrt so nachtheiligen Zwang gebracht, daß noch jetzt die Wirkungen die Ursache überleben. Nach dem einhälligen Zeugniß ökonomisch politischer Schriftsteller hat der Credit unter Privat-Personen nirgends so enge Gränzen, wie in Frankreich, und nirgends ist das Verfahren schwieriger.

Wenn die so eben auseinander gesetzten Thatsachen nicht hinreichen, das strenge Urtheil des Erzbischofs von Cambrai über die Menschen des 17ten Jahrhunderts zu rechtfertigen: so beweisen sie doch genug, daß der vorherrschende Theil des gesellschaftlichen Körpers nicht die Fülle von Privat-Tugenden besaß, die den Fehlern einer öffentlichen Verwaltung abhilft. Dafür wird man sagen: die öffentliche Meinung, unterjocht von dem äußeren Glanze, habe wenigstens die monarchische Insti-

tution Ludwigs XIV. mit einem unbesieglichen Wall umgeben, und dieselbe durch den Glauben an ihre Unsterblichkeit befestigt. Ich würde in die Versuchung gerathen, dies einzugestehen, wenn ich nicht wüßte, wie viele Täuschungen dieser Gesichtspunkt zuläßt. In veralteten Kirchenthümern, wie in den Staaten, die sich der Tyrannei nähern, findet sich unter den Geistern ein betrieglicher Verkehr ein, welcher aus einer öffentlichen Gaukelei und einer geheimen Lehre zusammen gesetzt ist. Dies Phänomen, das sich beim Verfall der römischen Republik gezeigt hatte, brachte an dem Hofe Ludwigs XIV. seine Kennzeichen zum Theil wieder zum Vorschein. Die Verehrung der Macht war nicht immer die Frucht der Ueberzeugung; und die Ungläubigsten lebten in der größten Nähe des Throns: denn die Füße des Götzenbildes küssend, hatte man am leichtesten wahrnehmen können, daß sie von Thon wären. Der König selbst schien durch die außerordentlichen Vorkehrungen seines höheren Alters die Unruhen seiner Macht zu verrathen *). Ohne von den Starkgeistern der Gesellschaft vom Tempel, von den Trümmern von Port-Royal, und von allen den Schlacht-

*) Als Versailles fertig geworden war, wurde es im Innern von eben so vielen Spähern bewohnt, als es von außen mit Statuen umgeben war. Die Wände hatten wirklich Ohren und Augen; denn jeder Winkel, jedes Kämmerchen, jeder Gang, vorzüglich aber jeder dunkle Gang, verbarg einen oder mehrere Aufpasser, welche beauftragt waren, Tag und Nacht die Worte, die Schritte, die Geberden aller Bewohner dieses Schlosses aufzuzeichnen. Diese furchtbare Miliz stand unter den Befehlen zweier vertrauten Kammerdiener, und Ludwig XIV. gerieth in einen furchtbaren Zorn, als der Marquis von Courtanvaux es gewagt hatte, diese geheimnißvollen Argusse zu stören.

opfern dieser Regierung zu reden, weiß man, daß zwei Zirkel von geist- und einflußreichen Männern in den Uebertreibungen der königlichen Macht ihre Schwäche ausgewittert, ihren Verfall gefühlt hatten. Der eine erhielt seine Richtung von dem Herzog von Orleans, dem Präsidenten des Maisons und dem Marquis von Canaillac; der andere gruppirte sich um den Thronerben und dessen tugendhafte Erzieher. Der erste von diesen Zirkeln haßte den Monarchen, und beschäftigte sich vorzüglich mit nahe liegenden Angelegenheiten; der zweite, welcher das Vaterland vor allem liebte, und weiter in die Zukunft blickte, verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.

Ueber den Herzog von Burgund werden wir weder dem abscheulichen Gemählde, das der Graf von Cailus von ihm zurückgelassen, noch der Apotheose vertrauen, welche der Herzog von St. Simon von ihm entworfen hat. Dieser Prinz, welcher heftige Leidenschaften und eine fromme Erziehung erhalten hatte, erschöpfte abwechselnd die Uebertreibungen, zu welchen zwei so entgegengesetzte Ursachen führen können. Allein er war durch diese doppelte Verirrung zu einer vollendeten Weisheit gelangt, welche Frankreich einen gereiften Monarchen und einen Gesetzgeber verhieß, der ausgestattet wäre mit allen zur Verbesserung der Unvollkommenheiten seines Großvaters nothwendigen Eigenschaften. Schon hatte er in seiner Frömmigkeit sehr viel Aufklärung, in seiner Liebe für den Ruhm sehr viel Menschlichkeit, in seinen Kenntnissen sehr viel Bescheidenheit bewiesen. Sein Geist, den man für umfassend in seinen Einsichten, und für gemäßigt in seinen Entwürfen hielt, brachte den Menschen

weder so viel Verachtung zu, daß er ihr Wohlseyn hint-
angesetzt hätte, noch so viel Achtung, um nicht ihre Lei-
denschaften zu zügeln. Er gewährte die Hoffnung, daß
er der Freiheit, welche noch unter Trümmern zappelte,
die Hand reichen, und den Fürsten, das Volk und das
Heer durch großmüthige Einrichtungen vereinigen werde.
Mit sehr geringen Kosten würde er die Freiheit gegrün-
det haben in einem Jahrhundert, wo die Unterthanen,
noch gequetscht von der übertriebenen Thatkraft der Ge-
walt, die einfachsten Vorkehrungen eines klugen Königs
als Wohlthaten angebetet haben würden; denn der Fran-
zose, begehrlicher nach den Freiheiten, die man ihm ver-
sagt, als in dem Genuß der ihm bewilligten Freiheiten
schwelgend, zieht mäßige Bewilligungen, wenn sie in gu-
tem Glauben erfolgen, zweideutigen Verheißungen und
verfänglicher Liberalität vor. Der Herzog von Bur-
gund, voll Geradheit, Geist und reiner Gesinnung, war
unwürdiger Berechnungen durchaus unfähig. Die alte
Definition der Monarchie, nach welcher sie in einem Könige,
unterstützt von einigen Familien, bestand, erschien ihm
nur als eine Variante des Despotismus, Feudal-Vorur-
theilen angepaßt. Seinen Großvater hatte er für ruhm-
würdig gehalten, so lange er die königliche Autorität zur
Wiederherstellung der Ordnung gebrauchte; in einem an-
deren Lichte war er ihm von dem Augenblick an erschie-
nen, wo er die Ordnung zur Einführung der Knechtschaft
benutzte. Er wußte, daß die von ungescheuten Freun-
den übertriebene Gewalt an Festigkeit verliert, was sie
an Ausdehnung gewinnt, und daß jede unumschränkte
Herrschaft sich in Anarchie auflöset. Man hätte sagen

mögen, sein durchdringender Blick habe in dem Buche unserer Schicksale gelesen; denn nichts schien ihm dringender, als dem Volke seine alten Versammlungen zurück zu geben. Dabei trug er die Ueberzeugung in sich, daß die Generalstaaten nützlich und erkenntlich seyn würden, wenn edle Billigkeit ihnen ihr Leben zurückgäbe; gefährlich und rachsüchtig hingegen, wenn eine unwiderstehliche Nothwendigkeit einstens ihre Auferstehung erzwingen sollte. Hiermit wollte er besondere Stände zur Verwaltung der Provinzen, und Canton-Versammlungen zur Vertheilung der Steuern verbinden; denn er begriff nicht, daß so gleichartige Elemente der öffentlichen Wohlfahrt getrennt seyn müßten. Freie Wahlen in den drei Ordnungen erneuerten diese verschiedenen Körper, und periodische Wieberkehr sicherte ihr Leben. Dies System, worin der König die Seele, der Mittelpunkt und der Mäßiger war, bildete ein festes und regelmäßiges Ganze, band den Vortheil des Monarchen an den des gesellschaftlichen Vereins, und befestigte ein Königthum, das auf der Oberfläche schwamm, im Schooße der Nation. Da Jeder Rechte hatte, welche durch die Rechte Aller gesichert waren: so konnte eine verhängnißvolle Eifersucht nicht länger die Ordnungen des Staats in feindselige Partheien sondern. Man brauchte nicht zu befürchten, daß ein der Freiheit entwöhntes Volk auf den zufälligen Genuß eines Tropfen in eine wüthende Berauschung gerathen werde. Zugleich war man der Gefahr entronnen, zu sehen, wie auf der einen Seite der partheiische, durch eigene Gewohnheiten getäuschte Fürst in schwierigen Augenblicken Männer zu seinem Beistande aufrief, die

ihm nur den öffentlichen Haß, von welchem sie selbst verfolgt waren, darbieten konnten; und wie, auf der andern, privilegirte Stände sich an den Thron anlehnten, wie Caryatiden, welche durch ihr Gewicht ein Gebäude, das sie durch ihre Stellung zu stützen scheinen, zum Einsturze nöthigen.

Durch den frühzeitigen Tod des Herzogs von Burgund hatte die Vorsehung, welche uns fürchterliche Lehren bestimmte, den Franzosen angekündigt, daß sie die Verirrungen ihres Königs nicht verbessern wollte. Der Monarchie, von welcher der letztere nur den Palast errichtet hatte, fehlte es für immer an den Dämmen, welche jener würde aufgeworfen haben. In dem Schreibpult seines Enkels fand Ludwig die Entwürfe, über welche dieser junge Prinz gebrütet hatte, und verdrießlich warf er sie ins Feuer. Doch die Wahrheit wird nicht auf diese Weise zerstört. Es gab noch andere Denkmähler derselben. Die Seele des Dauphins lebte fort in der Erinnerung an seine edlen Gedanken. Es war ein Strom, der, aus hoher und reiner Quelle hervorrauschend, den nachfolgenden Geschlechtern die Ueberlieferung von nützlichen Reformen zugeführt und die ersten Keime eines öffentlichen Geistes ausgestreuet hat. Ich werde versuchen, die Zufälligkeiten seines Laufes genau zu zeichnen, und zu sagen, durch welche verborgene oder offene Bahnen, durch welche glückliche oder unglückliche Arbeiten, er durch zwei Regierungen hinfloß, und, ohne sich zu verlieren, in den Abgrund der Revolution fiel. Oefter als Ein Mal, werde ich, bei Beschreibung dieses Ueberganges der öffentlichen Meinung, Gelegenheit finden, zu be-

merken, daß die Volkssache ihre besten Führer und Vertheidiger in Männern gefunden hat, die, vermöge ihrer Geburt, zur Unterdrückung derselben berufen waren. Je weniger ich Ansprüche, welche der menschlichen Würde entgegen sind, verschont habe, desto mehr Lob bin ich einem Edelmuthe schuldig, der den National-Charakter ehrt. Zu einer Zeit, wo unser Boden nur Leibeigene trug, hat das Blut der Tapfern Herzen bewegt, die der Freiheit hold waren, und wahrhaft privilegirte Seelen haben gefühlt, daß man Frankreich verherrlichen konnte, ohne die Franzosen herabzuwürdigen. Vielleicht sogar hat die Tyrannei ihre verschrieensten Diener in den Emporkömmlingen dunkler Abkunft gehabt; vielleicht ist auch die Unterdrückung minder verhaßt gewesen in den Händen des Herzogs von Epernon und des Cardinals Richelieu, als in denen eines Le Dain, eines La Balue und eines Ponet.

Im siebzehnten Jahrhundert war es nicht bloß ein Schwarm von ahnenlosen Geistern, der das Feld der Wissenschaften bearbeitete. Fenelon, la Rochefoucauld, der Cardinal von Retz, St. Evremont, Senece, la Fare und die Frauen von La Fayette und von Sevigny brachten den Musen die Steuern des Adels. Gehen wir zur politischen Ordnung über, so stoßen wir gleichfalls auf tröstende Ausnahmen, sogar im Schooße dieses Hofes, wo seit 50 Jahren Der für einen Feind galt, welcher nicht kroch, und wo Jeder, der in den unbedeutendsten Einzelheiten des Lebens unabhängig seyn wollte, für einen Wirrkopf gehalten wurde. Große Gutsbesitzer, bei denen die Treue nicht Verblendung war, und die Liebe zum Lehn nicht die Liebe zum Vaterlande erstickte, wa-

ren

ren die einzigen Vertrauten des Herzogs von Burgund, und die Stifter einer Schule, deren Lehre und Schicksale uns in der Folge beschäftigen werden. Nichts trifft sie weniger, als der Vorwurf, bei Lebzeiten des Königs ein Stillschweigen beobachtet zu haben, das der Schrecken auferlegt hatte. Racine und Vauban hatten sich durch unfruchtbare Unvorsichtigkeiten geschadet; denn die unumschränkte Gewalt trägt in sich nichts, wodurch sie einer Verbesserung fähig würde. Der Gebrauch der Willkühr vermehrt unablässig das Bedürfniß derselben, und das Urtheil eines in diesen Gewohnheiten alternden Fürsten verfälscht sich von einem Tage zum anderen durch den Haß gegen die Wahrheit, und durch die Verhärtung des Stolzes. Drei zuverlässige Thatsachen beweisen, daß Ludwig, taub für das Geschrei des Elendes, und gewiegt in denselben Schimären, am Rande des Grabes anlangte. Er opferte noch starke Summen zur Vergrößerung des unnützen Marly; er traf Anstalten zu einem National-Concilium, um einen Theil der Geistlichkeit durch den anderen proscribiren zu lassen; er begünstigte eine Invasion in England durch Handgriffe, deren wahrscheinliches Ergebniß das Königreich in den Abgrund zurückstürzen mußte, aus welchem es durch ein Wunder gezogen war. Kaum darf man daran zweifeln, daß die Fortdauer dieser nicht zu verbessernden Regierung für die Monarchie eben so gefährlich würde gewesen seyn, als die Krisis, worin sie sich mit einem verdächtigen Regenten, einem fünfjährigen Könige, und einer Schuld von vier Milliarden befand.

Der Leser ist der Regierung Ludwigs XIV. in ihren

Haupt-Phasen gefolgt. Nur einen Abriß hab' ich davon geben können, weil eine vollständigere Arbeit die Verhältnisse dieses Werks überschritten haben würde, und weil es außerdem wichtige Einzelnheiten giebt, auf welche mich diese historischen Entwickelungen in der Folge zurückführen werden. Allein, warum hat dieses gepriesene Denkmahl, dieser der europäischen Welt aufgestellte Pharus, seinen Urheber nur um vier und sechzig Jahre überlebt? Ich habe in diesem Koloß die Ursachen seiner Gebrechlichkeit studiert, ich habe die unzusammenhangenden und widersprechenden Theile, die Stützen ohne Grundlage, die Zerstörungskeime in ihrer geringeren oder größeren Wirksamkeit, die Triebfedern, neu ihrer Schöpfung nach, und doch veraltet durch Mißbrauch, angegeben. Ich habe gezeigt, wie sehr man sich in Hinsicht der Zukunft auf Mittel des Betrugs verlassen habe, die wesentlich ephemer waren, und wie auf eine von dem Ruhm verblendete Jugend ein beklagenswerthes Alter folgte, welches in einer freiwilligen Betäubung Ruhe suchte. Ich habe mit derselben Aufrichtigkeit den gesunden und kraftvollen Theilen dieser Verwaltung gehuldigt: der Mannszucht im Heere, der Würde in der öffentlichen Ordnung, der Wachsamkeit der Gewalt, der Schöpfung des ersten Verwaltungs-Systems, der in den Gemüthern selbst gewurzelten Gewohnheit, zu gehorchen. Bei dem allen hat es nicht eines Jahrhunderts bedurft, um diese schlecht abgewogene Maschine zu zertrümmern, worin, bei unnützem Räderwerk und allerlei täuschenden Vorrichtungen, die Autorität, ohne Gegengewicht, sich durch ihre Uebertreibungen zerstörte. Angebliche Weise, an denen es den

Höfen niemals fehlt, erschöpften die Chikanen der Schule, um die Knechtschaft zu verkitten, und ihre falsche Geschicklichkeit streuete den Samen zu Revolutionen aus, indem sie Fesseln zu schmieden glaubte. Sie waren es, welche das Königthum auf einen vereinzelten Felsen bannten, ohne vorherzusehen, daß die Bedürftigkeit es über kurz oder lang zum Herabsteigen nöthigen, und daß alles sich auflösen werde, sobald man in Frankreich die Entdeckung mache, daß der Despotismus allenthalben, der Despot hingegen nirgends sei. Vergeblich entfaltete die Erfahrung vor ihren Augen die treffendsten Lehren. Elisabeth, Erbin der Tyrannei ihres Vaters und ihrer Schwester, hatte, wie Ludwig XIV., die Ketten Englands aus Eisen und Ruhm geflochten. Allein diese Königin, welche gleichmäßig das Idol der Politiker war — welches Erbtheil hinterließ sie ihren beiden Nachfolgern? Man kennt es: Herabwürdigung für den einen, und das Blutgerüst für den zweiten. Ludwig XIV., der so oft die Astrologen befragte, hatte keine Ahnung davon, daß es ihm leicht war, auf wenigen Blättern der Geschichte die Zukunft zu lesen.

Gern bleibt mir der Gedanke, den Glanz dieser Regierung schwächen zu wollen, welche die Franzosen das Jahrhundert Ludwigs XIV. genannt haben, ohne daß Europa es gewagt hätte, sie der Lüge zu strafen. Wir haben diesen Glanz allzu theuer bezahlt, als daß wir geneigt seyn könnten, ihn fahren zu lassen. Auch hab' ich mir nicht vorgesetzt, in diesem Versuche über die Größe zu urtheilen; nur die Festigkeit ist mein Gegenstand gewesen. Ludwig XIV. ist mir immer als die

Hauptfigur dieser großen Bühne erschienen. Hätte der Titel „Majestät" den gekrönten Häuptern noch nicht angehört, so würde die Achtung der Menschen denselben für ihn erfunden haben. Ich überrede mich, daß die Uebertreibung, woraus seine Verirrungen flossen, der Fehler einer allzu erhabenen Natur und einer Reinheit der Absichten war, welche die gemeine Klasse ehren würde. Der Geist der Zeit, der Drang der Umstände, und die Ueberlieferungen seiner Räthe hatten unstreitig ihren Antheil an seinen Verirrungen; und wenn ich dies nicht hinreichend angedeutet habe, so werfe man die Schuld auf die Abgemessenheit, die mir diese Art zu schreiben zum Gesetz gemacht hat. Doch es giebt Gunstbeweise, welche die Zeit glorreichen Laufbahnen vorbehält. Ihre Denkmäler — mögen sie nützlich oder hohlartig seyn — bleiben stehen, während die Seufzer der Generationen, die man ihnen aufopferte, nur allzu bald im Grabe verstummen. Das Andenken Ludwigs XIV. schließt gebietende Massen in sich, welche sehr viel Gram verwischen. Geneigt, vergangene Leiden zu vergessen, erhoben die Franzosen nach wenigen Jahren den Ruhm eines Fürsten dessen Hintritt sie nicht bedauert hatten. Allein die Bewunderung trat nicht eher wieder ein, als bis die Furcht verschwunden war, gerade wie sich, beim Hinsinken dieses Monarchen, die Furcht verdoppelte, als die Bewunderung aufgehört hatte: ein seltsames Loos, welches seit dem Jahre 1680 die beiden, von ihm zur Unterstützung der Monarchie verbundenen Säulen vereinzelte und wankend machte. Was aber auch geschehen seyn möge: sein Ruf bewegt sich künftig in einer Bahn, wohin die Hand

des Menschen nicht reicht. Jene Umwälzung von Glanz und Unfall, welche das Haus Oesterreich, von Karl dem Fünften an bis auf Philipp den Vierten, in vier Generationen durchlief, vollendete Ludwig XIV. in einem einzigen Leben; und diese Periode, einzig in ihrer Art, hat den Vorzug, etwas Lehrreiches und Vollendetes darzubieten. Ganz unwillführlich verweilt die Nachwelt vor dieser großen Regierung; sie steht auf den Bahnen der Geschichte wie eine Hermes-Säule mit zwei Gesichtern, von welchen das eine alles Anziehende, das andere alles Widerwärtige der unumschränkten Macht darbietet *).

*) Am meisten hat Voltaire dazu beigetragen, daß Ludwigs XIV. Lorbeer wieder ausgeschlagen ist. Seine Darstellung der Regierung dieses Monarchen ist ein Meisterstück von Anmuth und Vernunft, volksmäßig gemacht durch ein unnachahmliches Talent. Es würde vollkommen seyn, wenn es vollständig wäre. Der Verfasser lobt darin viel, und immer mit Verstand und Maß; allein man sieht wohl, daß in diesem Gemählde gewisse Theile verhüllt, und andere keinesweges ergründet sind. Um ganz gerecht zu seyn, ließ Voltaire sich allzu sehr von dem litterärischen Glanze blenden. Einen König, der Akademieen stiftete, hat er nicht anders behandelt, als die Mönche ehemals die Stifter von Kirchen und Klöstern. Indem der Griffel der Geschichte aus den Händen der Zellenbewohner in die der Akademisten gewandert ist, hat er bloß die Vorurtheile verändert. Diese Partheilichkeit, oder, wenn man lieber will, diese Erkenntlichkeit der Schriftsteller ist noch weit auffallender in dem Urtheil, das sie über Franz den Ersten gefällt haben, dessen Regierung, voll von Gewaltthaten, Verderbnissen und verdienten Unfällen, nur ein wenig minder verhaßt, aber weit unheilbringender war, als die Tyrannei Ludwigs XIV.

Urtheil des Generals Guillaume de Vaudroncourt über die Verhältnisse Rußlands und Oesterreichs zur europäischen Türkei.

Vorwort des Herausgebers.

Die Mittheilung des nachfolgenden Aufsatzes geschieht keineswegs in der Absicht, den Fall der türkischen Regierung in Europa als nahe und unvermeidlich darzustellen; wir sind vielmehr der Meinung, daß Montesquieu die Wahrheit auf seiner Seite hatte, als er vor mehr als achtzig Jahren den Ausspruch that: das türkische Reich werde bei aller Aehnlichkeit, die es mit dem oströmischen habe, noch lange fortdauern, weil die Handelsstaaten ihren Vortheil allzu gut kennen, um nicht die Vertheidigung desselben zu übernehmen, sobald irgend ein Fürst, seine Eroberungen verfolgend, die Herrschaft der Türken in Gefahr bringe. Montesquieu fügt sehr besonnen hinzu: „jene Handelsstaaten fänden ihr Glück darin, daß Gott Völkern ein Daseyn gestatte, welche ein großes Reich vergeblich besäßen."

Der Aufsatz ist vielmehr gegen Diejenigen gerichtet, welche sich eingebildet haben, und sich vielleicht noch einbilden, es könne eine Wiederherstellung des griechischen Kaiserreichs erfolgen. Ohne die Türken im Mindesten zu lieben, und ohne sich gegen das Drückende des Ver-

hältnisses, worin die Griechen zu ihnen seit beinahe vier Jahrhunderten stehen, im Mindesten zu verhärten, kann man gleichwohl behaupten, es werde den letzteren durch eigene Kraft nie gelingen, sich zu Herren Derjenigen zu machen, die sie ihre Tyrannen zu nennen angefangen haben; und wenn ein Blick auf die Charte der gesammten Türkei diese Behauptung rechtfertigt: warum alsdann den Ausspruch des nüchternen Verstandes anfeinden, bloß weil er gewissen Schwärmern oder Herzensbedürfnissen nicht entspricht?

Wir nehmen also von dem, was wir im siebenten Hefte dieser Monatsschrift über das Verhältniß der Griechen zu den Türken, und über die Unmöglichkeit eines entscheidenden Sieges der erstern über die letzteren gesagt haben, nicht nur nichts zurück, sondern wir behaupten sogar, daß, wenn über kurz oder lang die Auflösung der türkischen Herrschaft in Europa durch den Zusammentritt der in dem nachstehenden Aufsatze bezeichneten Mächte erfolgen sollte, alsdann selbst der griechische Name nicht länger irgend eine Garantie für seine Fortdauer haben würde. In Wahrheit, daß es jetzt noch Individuen giebt, welche diesen Namen führen, rührt von keinem andern Umstande her, als daß die Griechen, als Christen, sich zu den Türken, als Muhamedanern, fortdauernd in einem feindseligen Verhältnisse befunden haben, das sich von keiner Seite mit einer Verschmelzung beider Völker vertrug. Da nun dies gänzlich aufhören würde, wenn die Griechen nach einer — der Himmel mag wissen wann, erfolgten Theilung der europäischen Türkei, als Unterthanen christlicher Regierungen die Bürgerrechte er-

würden, ohne welche sie nicht länger bestehen zu können glauben: so würden sie kein anderes Schicksal haben, als das, wodurch die Gallier zu Franken, die Spanier zu Gothen u. s. w. geworden sind. Nur zwei Dinge bilden feste Scheidewände zwischen den Völkern: Religion und Sprache; beide aber sind nicht so fest, daß sie nicht den Einwirkungen der Gesetzgebung weichen sollten. Durch ihre Gesetzgebung brachten die Römer es dahin, daß man in ihrem unermeßlichen Reiche überall ihre Sprache redete, und das wird immer und allenthalben der Fall seyn, wo, nach vorhergegangener Waffenentscheidung, eine bessere Gerechtigkeitspflege eintritt, als bis dahin Statt finden konnte. Ist man nun nicht berechtigt, frühere Erfahrungen zu verachten, so darf man auch sagen, daß die Griechen, nach Auflösung des bisher von ihnen getragenen Joches, weit leichter Russen, Oesterreicher, Engländer, und was man sonst will, werden, als Griechen bleiben würden. Und hiernach würden sich denn die Träume gewisser sentimentalen Politiker, welche in dem gegenwärtigen Augenblicke von neuen Platonen und Demosthenen schwatzen, in das reinste Gegentheil verwandeln; nicht einmal die Sprache der Griechen, wie verderbt sie auch gegenwärtig schon ist, würde fortdauern.

Nur noch Ein Wort über den Inhalt des folgenden Aufsatzes, so fern er das politische Verhältniß Rußlands und Oesterreichs zur Türkei berührt, und einen vollständig ausgebildeten Operationsplan enthält.

Wer möchte das Daseyn jenes Verhältnisses leugnen! Sobald indeß von einer Abänderung desselben die

Rede ist, hängt alles von Zeit und Umständen ab, und es ist rein die Sache der Betheiligten, ob sie Hand ans Werk legen wollen, oder nicht. Sie allein haben in ihrer Weisheit darüber zu entscheiden, ob die entgegenstehenden Hindernisse besiegbar sind. So günstig nun auch gegenwärtig Alles für eine Theilung der europäischen Türkei zu seyn scheint: so ist doch Englands Vortheil dabei wohl in Erwägung zu ziehen; und nachdem diese Macht in den Besitz der ionischen Inseln getreten ist, vereinigt sie mehr, als je, alle die Mittel, deren sie bedarf, um die Theilung der europäischen Türkei zu hintertreiben. Und ob England von diesen Mitteln Gebrauch machen werde, kann kaum zweifelhaft seyn.

Hierauf nun beruhet, wie es uns scheint, die Unschuld des mitgetheilten Operationsplans. Wie vortrefflich er auch seyn möge — worüber wir nicht weiter entscheiden wollen —: da seine Ausführung bedingt ist, so tritt er auf gleiche Linie mit allen den Operationsplanen, welche zu demselben Endzweck in einer früheren Zeit entworfen sind, wo die Umstände ganz anders waren. Schon Leo der Zehnte, lockeren Andenkens, entwarf einen Plan zur Wiedereroberung der europäischen Türkei: ganz Europa sollte daran Theil nehmen, der römisch-deutsche Kaiser durch Bosnien nach Constantinopel vordringen, der König von Frankreich durch Albanien und Griechenland eben dahin vorrücken, und Spaniens und Italiens Fürsten sich in verschiedenen Häfen einschiffen. Das sechzehnte Jahrhundert verstrich indeß, ohne daß ein solcher Plan zur Ausführung gebracht wurde; und wer steht dafür, daß Herrn Vaudroncourt's Entwurf nicht dasselbe

Schicksal haben werde? Nie war das Schicksal der Reiche von Operationsplanen abhängig. Genug davon!

Dieser General sagt im letzten Kapitel seines Werkes über die ionischen Inseln:

„Die französische Revolution von 1789, und die von 1814 hat der Türkei eine Ruhe von fünf und zwanzig Jahren dadurch verschafft, daß sie die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte nach dem Westen richtete; doch diese erkünstelte Ruhe kann nicht länger vorhalten, als bis ihre Nachbarn im Stande sind, ihre früheren Entwürfe wieder aufzunehmen und durchzuführen. Um diese Behauptung zu beweisen, bedarf es nur weniger Worte, und der Beweis selbst kann aus der geographischen Lage Rußlands und Oesterreichs geschöpft werden.“

„Weder die eine, noch die andere von diesen Mächten kann bis jetzt zu den see-handelnden Nationen Europa's gezählt werden.“

„Rußland ist unfähig, irgend einen großen Vortheil von dem baltischen Meere zu ziehen; denn acht Monate hindurch ist dieses Meer an den Küsten Liefland's und Ingermanland's vom Eise verschlossen. Eben so unfähig aber ist Rußland, seinen Niederlassungen am schwarzen Meere Stärke und Umfang zu geben; denn aus diesem Meere kann es nur dadurch kommen, daß es, mit Genehmigung der Türken, vor den Mauern von Constantinopel vorbeifährt.“

„Oesterreich hat für seinen Seehandel bisher nichts weiter besessen, als das Gestade von Fiume und den sehr mittelmäßigen Hafen von Triest.“

„Gleichwohl ist keinem Unterrichteten unbekannt, daß beide Mächte, seit beinahe einem Jahrhundert, mit der Bildung einer Seemacht beschäftigt sind. Wer möchte also daran zweifeln, daß sie gegenwärtig alle Mittel zur Erreichung ihres Endzwecks begierig ergreifen werden? Ausgemacht aber ist, daß sie das, was sie suchen, nur auf Kosten der Türkei finden können."

„Rußland kann mit der kostspieligen und unfruchtbaren Niederlassung in Odessa nicht zufrieden seyn, und ist es eben deswegen auch nicht. Dieser Hafen, mitten in einer dürren Wüste angelegt, wird, was den Handel anlangt, nie etwas werth seyn. Um unumschränkter Gebieter über die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere zu werden, und um sich als solcher auch während der Nordwinde zu behaupten, müßte Rußland zu dem Besitz des Hafens von Varna gelangen. Der von Kilia, den es sich vor Kurzem hat abtreten lassen, dient bloß, den Donau-Handel zu hemmen, und bringt daher auch nicht den geringsten wahren Vortheil. Aber um Varna zu besitzen, muß Rußland die Moldau, Wallachei und Bulgarien inne haben; und soll alsdann der Besitz des schwarzen Meeres angemessene Vortheile gewähren, so muß man außerdem über die Ausflüsse desselben gebieten; denn ohne diese bleibt es ewig ein bloßer Landsee. Aus diesem Grunde hat Rußland seit den Zeiten Katherina's der Zweiten immer sein Auge auf Constantinopel gerichtet; und ohne die Nebenbuhlerei Oesterreichs, welches zur Einwilligung in eine solche Vergrößerung bisher unvorbereitet war, würde es bereits zum Gebieter über die Hauptstadt des türkischen Reichs geworden seyn."

„Oesterreich seinerseits, welches seit der Regierung Maria Theresia's Niederlassungen auf der adriatischen Küste gesucht hatte, war in seinen Entwürfen schon sehr weit gekommen, als der Friede von Campo Formio es in den Besitz der Häfen von Zara und Cattaro setzte. Es verlor beide in der Folge; aber nachdem es sie wiedergewonnen hat, ist es zum Gebieter über die Schifffahrt des adriatischen Meeres geworden. Inzwischen reicht der Besitz von Dalmatien nicht hin, es zu befriedigen. Diese arme, dürftige Provinz ist nichts mehr und nichts weniger, als ein von Erzegotwina, Bosnien und Servien gesonderter Seeküstenstreif, der in früherer Zeit in seiner Vereinigung mit den eben genannten Ländern das servische Königreich bildete. Dalmatien, so wie es jetzt ist, kann nur durch fremde Hülfe bestehen. Nichts ist daher natürlicher, als der Wunsch, es aufs Neue mit den Provinzen zu vereinigen, von denen es gesondert ist, und die ihm alle die Hülfsmittel reichen würden, deren es bedarf."

„Dies nun führt zu dem Gedanken, mit Oesterreich das ganze Land zu vereinigen, welches zwischen dem Fluß Timok, dem Berg Scordus, der Moraca und dem Meere gelegen ist, nämlich nach einer Linie, welche, von dem Punkt, wo die Wallachei auf Ungarn stößt, ausgehend, bis Scutari reicht. Jetzt nun, wo der Ausgang großer Begebenheiten Oesterreich in den Besitz von Ober-Italien gebracht hat — jetzt muß der Wunsch, aufs wenigste Bosnien mit seinen übrigen Besitzungen zu vereinigen, für dies Reich neue Stärke gewonnen haben; denn dies Land bietet die zu einer Seemacht nöthigen

Mittel, welche Oesterreich mehr als je bedarf, in großer Fülle dar. Die Küsten des adriatischen Meeres, von der Mündung des Po bis nach Triest und Fiume, und von da bis an die Gränzen von Montenegro, gewähren Oesterreich eine große Zahl sehr schöner Häfen. Die von Venedig, Buccari, Zara, Ragusa und Cattaro lassen sich ohne Mühe in See-Arsenale verwandeln. Istrien, Dalmatien, Ragusa und die Mündungen von Cattaro bieten auch eine beträchtliche Zahl von vortrefflichen Seeleuten an. Eisen, Tau- und Takelwerk kann außerdem von den österreichischen Staaten Italiens und Deutschlands geliefert werden. Dies ist aber nicht der Fall mit dem Schiffszimmerholz, wovon nur ein geringer Vorrath in Istrien und auf den Inseln des Quarnero gefunden wird, und das der übrige Theil der Seeküste keineswegs liefert. Das Schiffsbauholz in den Wäldern der Moraca, des Drino und Ober-Albaniens kann durch die unvermeidliche Nebenbuhlerei einer benachbarten Seemacht weggeführt, oder zum wenigsten vertheuert werden. Der Besitz von Bosnien allein giebt Oesterreich hinreichende und schöne Wälder und — was das Beste ist — ohne alle Abhängigkeit von einer fremden Macht kann es das Schiffsbauholz von da in seine eignen Häfen bringen."

„Alle Feldzüge, welche Rußland und Oesterreich gegen die Türkei entwerfen können, werden immer diesen Zweck im Auge haben; und welcher Beweggrund sie auch vermögen mag, dem otomanischen Reich den Krieg zu erklären, ein geheimer Gegenstand wird ihn immer in einen Invasions-Krieg verwandeln, dessen Phasen sich in

eben dem Maße zeigen werden, worin die Unfälle des türkischen Heeres zunehmen. Da Rußland, seit dem letzten Frieden, freien Zutritt zur Moldau und Wallachei hat: so wird es sich, unmittelbar nach dem Eintritt der Feindseligkeiten, sehr schnell in diesen Provinzen ausbreiten; und von da aus können seine Heere, gut geleitet, gegen den Mittelpunkt des otomanischen Reichs vorrücken, und durch die Einnahme von Varna die Eroberung von Bulgarien vollenden."

„Die Operations-Basis für die Einnahme der eben erwähnten Festung ist zwischen Nikopolis und Silistria, indem man den verschiedenen, nach Szumla führenden Radien folgt. Da es aber wahrscheinlich ist, daß ein türkisches Heer die verschanzte Stellung bei der letzteren Stadt stark besetzen, und ein gerader Angriff alsdann zu einer allgemeinen Schlacht führen wird: so dürfte es zur Vermeidung der Gefahr zweckdienlich seyn, die ganze Stellung zu umgehen. Diese Operation ist in keiner Weise schwierig, und kann durch drei Hauptbewegungen ausgeführt werden: einmal durch ein Vorgehen von Hezargrad auf Adrianopel; dann durch einen Marsch von Nikopolis auf Kaizanliki; endlich durch einen Uebergang über die Donau oberhalb und unterhalb Widdins, und durch ein Vorrücken nach Philippopolis entweder durch Servien, oder in einer geraden Linie."

„Die letztere Bewegung könnte sogar durch ein detaschirtes Corps ausgeführt werden, und zu einer Diversion für die Haupt-Armee auf Adrianopel oder auf Szumla dienen. Der unruhige Charakter der Servier, ihre Liebe für Unabhängigkeit, und ihr eingewurzelter Haß gegen

die Türken, den die Bedrückungen und Grausamkeiten der letzteren keineswegs vermindert haben, werden dies kriegerische Volk immer in ein nützliches Werkzeug für diejenigen christlichen Mächte verwandeln, die sich seiner zur Ausführung ihrer Plane bedienen wollen. Als Bundesgenossen Rußlands, würden sie den Heeren dieser Macht den Uebergang über die Donau zwischen Widdin und Orsowa erleichtern, und sich zahlreich unter den Fahnen eines ihnen zugesandten Führers versammeln. Und diese Verbindung von Kräften würde mehr als Einem nützlichen Endzweck entsprechen; denn sie würde die Truppen der Paschas von Bosnien und Ober-Albanien verhindern, sich an die türkische Haupt-Armee anzuschließen; sie würde aber auch zu einer Operations-Basis für das russische Heer dienen, um in den Besitz von Sophia zu gelangen, und sich den Zutritt zu dem Marizza-Thal sowohl, als zu den Straßen von Philippopolis und Adrianopel, zu eröffnen."

„Oesterreich, das Bosnien auf drei Seiten umschließt, besitzt nicht weniger Mittel zur Losreißung dieser Provinz von dem Körper des türkischen Reichs. Es kann mit drei Heeren ins Feld rücken, und diese Heere, auf einen Central-Punkt gerichtet, würden von den äußersten Enden sowohl als von der Mitte einer ausgedehnten Circumferenz ausgehen. Zur Linken würde das österreichische Heer in Servien einrücken, und daselbst mit den Russen gleichen Vorschub finden; die Insurrection dieser Provinz aber würde es in den Besitz des ganzen Landes setzen, welches von der Nissawa und Morawa begränzt wird, und es folglich nach Widdin, Sophia, Urana und

Usküil führen. Von Croatien aus könnte ein zweites Heer geradesweges in Bosnien eindringen, und ausschließlich mit der Besetzung dieser Provinz beauftragt werden. Von Dalmatien und Ragusa aus könnte endlich ein drittes Heer ohne Schwierigkeit bis Bosna-Serai vorgehen, und von da aus, auf Jeni-Bazar und Pristina marschirend, die Wege nach Jacova, Prisrenda und Pristina besetzen, und so alle Communicationen zwischen Bosnien Macedonien und Albanien abschneiden."

„Mancherlei politische Umstände werden Rußland und Oesterreich zu allen Zeiten in den Eroberungsentwürfen unterstützen, die sie gegen das ottomanische Reich zur Ausführung bringen; wobei sich ganz von selbst versteht, daß der Erfolg um so glänzender seyn wird, je mehr sie sich unter einander verstehen und mit Uebereinstimmung handeln. Der erste von diesen günstigen Umständen ist, über allen Widerspruch hinaus, der Haß der Griechen gegen die Türken. Dieser eingewurzelte und täglich wachsende Haß ist um so besser begründet, weil der Geiz, die Grausamkeit und Raubsucht der Osmanlis den Griechen alle die Zugänge verschließt, welche ihre natürliche Betriebsamkeit ihnen eröffnen würde. Ein Grieche, vorzüglich in den Provinzen, ist außer Stande, eine Manufactur zu errichten, oder irgend einen Handelszweig nach einem größeren Maßstab anzubauen. Ohne daß die Türken, seine Nachbarn und seine Tyrannen, durch bürgerliche und religiöse Institutionen um allen Geist, um alle Fähigkeit zu Künsten betrogen — ohne daß diese, sag' ich, die Früchte seiner Arbeit an sich rißen, und ihn ausziehen, darf er die Zeichen seiner Wohlhabenheit nicht

nicht zur Schau tragen. Er darf, ohne seinen Gebietern verdächtig zu werden, weder die strengen noch die schönen Wissenschaften pflegen. Mit Einem Wort: er hat kein anderes Daseyn, als das der Leiden. Der tiefe und allgemeine Haß der Griechen gegen die Türken wird jene also immer bewegen, die Sache jeder Macht, von welcher sie glauben, daß sie die Kraft und den Willen habe, sie von einem so entehrenden Joche zu befreien, enthusiastisch zu ergreifen. Auch ist es ohne Zweifel, daß die Religion sehr viel zu diesem Hasse beiträgt; nur, daß es mehr allgemeiner Haß des Christianismus gegen Muhammedanismus, als eigentlicher Sectengeist ist. Es ist überdies möglich, daß in der Moldau, Wallachei und in Bulgarien die Nachbarschaft der Russen den Beweggrund einer Uebereinstimmung der Gottesverehrung verstärkt, und folglich die Bewohner dieser Provinzen den Russen geneigter macht, als jeder anderen Nation, obgleich der christlichen Kirche zugethan. Doch in Bosnien, Erzegowina, Ober-Albanien, und selbst in Servien haben die häufigen Beziehungen der Einwohner mit Leuten vom lateinischen Ritus, so wie das Daseyn dieses Kirchenthums unter ihnen selbst, hauptsächlich in Ober-Albanien, allen besonderen Sectengeist zu Grabe getragen, und Oesterreichs wie Frankreichs politische Ränke haben dabei mitgewirkt. In Unter-Albanien, wie in Morea, welche vor dem Jahre 1797 in beständigem Verkehr mit den Venetianern gestanden haben, herrscht derselbe Geist; doch hat in Morea der schlimme Erfolg der schlecht geleiteten Feldzüge von 1770 den Franzosen und den Oesterreichern den Vorzug vor den Russen verschafft. Man

darf sogar annehmen, daß die Montenegriner, trotz der Anhänglichkeit, welche ihr Bischof den Russen bewiesen hat, nicht dieser Macht ganz ausschließlich ergeben sind; denn der allgemeine Wunsch der Montenegriner und der Griechen ist, von der Tyrannei der Türken befreit zu werden, und welche Macht ihnen dieses Glück gewährt, die kann auf ihren Beistand und auf ihre Liebe rechnen."

„Die Türken haben schwerlich irgend ein wirkliches Vertheidigungsmittel gegen die Gefahren, von denen sie bedrohet sind. Aller Thatkraft sowohl als alles sittlichen Muths beraubt, zugleich aber auch von allen Nachrichten entblößt, wie sie einmal sind, kann nur auswärtige Hülfe sie aus den Gefahren retten, womit sie von ihren Nachbarn bedrohet werden. Ihre Verfassung, die bürgerliche sowohl als die kirchliche, ferner die Unwissenheit und der Fanatismus des dem Islamismus unterworfenen Volks, rauben jeder Macht, die sich ihrer annehmen will, die Möglichkeit, ihnen auf dem Wege der Vermittelung den Beistand zu gewähren, welcher einem anders constituirten Staate zu Theil werden kann. An Einführung einer Hülfs-Armee, selbst wenn die Fortdauer des otomanischen Reichs dadurch allein bewirkt werden könnte, ist gar nicht zu denken; denn die Osmanlis werden niemals Ungläubigen gestatten, in ihren Reihen oder auch nur an ihrer Seite zu fechten. Vergeblich hat man sich in verschiedenen Zeiten bemühet, ihre Vorurtheile in dieser Hinsicht zu überwinden; der Erfolg hat diesen Bemühungen nie entsprochen. Man hat in Vorschlag gebracht, die Griechen theilweise der Sklaverei zu entnehmen, unter welcher sie ächzen, und eben so ein regelmäßiges

Corps von Bosniaken, Arnauten und Griechen zu bilden, so wie auch ein fremdes Artillerie Corps bei ihnen einzuführen, und europäische See Officiere auf ihre Flotte zu bringen; doch von allen diesen Mitteln wird niemals ein einziges anschlagen, da sie den Vorschriften des Korans entgegen sind. Um europäische Gebräuche anzunehmen, müßten die Türken vorher aufhören, Moslemin zu seyn."

„Die erste dieser Maßregeln ist um so weniger durchzuführen wegen der sittlichen Ueberlegenheit der Griechen, welche die Türken eingestehen müssen, ob sie gleich den Griechen den Charakter der Bösartigkeit und Treulosigkeit zuschreiben. Zwei von dem Wesen kleiner Seelen unzertrennliche Attribute sind unbegränztes Mißtrauen und gemeiner Neid. Ist die Unwissenheit mit Macht bekleidet, so macht sie von dieser nur Gebrauch zur Verfolgung des Talents, zur Zerstörung der Wissenschaft, und zur Vernichtung freisinniger Ideen und Einrichtungen. Despotismus, dem es an Erleuchtung fehlt, sieht in den Ideen, welche fähig sind, das sittliche Princip im Menschen zu heben und zu stärken, nichts anders als eine Satyre auf seine eigene Unfähigkeit, und den Umsturz einer Macht, die nur auf Gewaltthaten gegründet ist. Wie wäre es demnach möglich, daß die Osmanlis, denen es an keiner von diesen negativen Eigenschaften fehlt, jemals dahin gelangen könnten, das schwere Joch erleichtern zu wollen, worunter sie den Muth und die Fähigkeiten der Griechen danieder halten? Was die übrigen Mittel betrifft, so dürfen wir nur an den Fall Selims des Dritten zurückdenken, und an die wohlbe-

kannte Katastrophe Mustapha Bairaktar's, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ihre Anwendung unmöglich ist. Alle Erfahrungen, die ich während meines Aufenthalts in Epirus zu machen Gelegenheit gehabt habe, bestärken mich nur in dieser Meinung."

„Nur in der Lehre von dem europäischen Gleichgewicht lassen sich die Mittel finden, das otomanische Reich vor dem unfehlbaren Zusammensturz, womit es von seinen Nachbarn bedroht ist, zu bewahren. Die Besetzung der ionischen Inseln durch England kann diesem morschen Reiche noch eine beträchtliche Stütze, und, im Fall der Noth, noch Hülfe zur See gewähren. Das Ansehn des brittischen Cabinets in Wien und in St. Petersburg kann, und muß sogar, einen für die Fortdauer der Türken in Europa günstigen Einfluß ausüben; allein auch nur durch diesen Einfluß kann ihre eventuelle Sicherheit bewirkt werden. Denn zu vertheidigen sind sie nur auf dem festen Lande; und nur dadurch, daß man Rußlands und Oesterreichs Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände hinleitet, läßt sich einer Invasion zuvorkommen, deren Fortschritte nicht würden gehemmt werden können, wenn sie nicht vorhergesehen und verhindert wären."

„Das Innere der europäischen Türkei bietet keinen angemessenen Vertheidigungspunkt dar. Die wenigen Festungen, welche man in den Central-Provinzen antrifft, sind halb zerfallen; kein einziger Engpaß ist verschanzt; keine Befestigungswerke beschützen die großen Zugänge. Zwei verlorne Schlachten innerhalb der Gränzlinie würden daher hinreichend seyn, die türkische Armee zu zerstreuen, und, einigermaßen scharf verfolgt, fände sie keine

Stellung, wo sie sich wieder sammeln könnte. In der Schwäche und Unfähigkeit des Divans, welche den größten Theil der Pascha's zu Unabhängigkeitsversuchen fortgerissen hat, liegt ein nicht weniger gefährliches Zerstörungsmittel. Kaum würde der Feind in dem Mittelpunkt des Reichs angelangt seyn, so würden die westlichen Pascha's in ihre Regierungsbezirke zurückgehen, um ihr Privat-Interesse wahrzunehmen; und es ist über allen Zweifel erhoben, daß alle, besonders aber Ali Pascha von Joannina, nur darauf bedacht seyn würden, in der allgemeinen Zerstörung, womit sie sich umgeben sähen, irgend eine Trümmer ihrer Macht in Sicherheit zu bringen."

„So lange Italien in den Angelegenheiten der Türken mindestens neutral war, reichte die Dazwischenkunft Frankreichs hin, das Ungewitter, wovon das otomanische Reich bedrohet war, abzuleiten und zu zerstreuen. Wäre Italien unabhängig von jeder fremden Macht, und bildete es einen Staat, welcher in der Wage Europa's einen der ersten Plätze einnähme, dann würde sein Einfluß nur um so stärker seyn; denn es ist nahe bei der Hand, und bedrohet den Mittelpunkt der österreichischen Macht allzu wesentlich, als daß diese von ihrer Stärke gegen die Türken Gebrauch machen könnte. Doch jetzt, wo Italien zur Verfügung Oesterreichs steht, giebt es für das otomanische Reich keine andere Continental-Sicherheit, als die des europäischen Gesammt-Vortheils. Es ist demnach Englands Sache, dafür zu sorgen, daß dieser Gesammt-Vortheil nicht durch einen neuen Umsturz der politischen Wage Europa's gefährdet werde; sein Han-

bel im mittelländischen Meere, und das Verharren seiner Truppen auf den ionischen Inseln, hangen von dieser Vorsicht ab, so wie auf gleiche Weise die Rettung des otomanischen Reiches von dem Interesse dieses Handels und von dem Besitze der ionischen Inseln abhängt."

Nach dieser Auseinandersetzung läßt sich der General Vaudroncourt in eine Zergliederung der verschiedenen Kriege ein, welche die Römer mit den beiden macedonischen Königen Philipp und Perseus geführt haben. Wir können ihm in dieser Zergliederung nicht folgen, ohne den größten Theil unserer Leser mit Dingen zu unterhalten, die ihm fremd sind. Allein wir würden unter so wichtigen Umständen, wie die gegenwärtigen sind, etwas sehr Anziehendes fahren lassen, wenn wir nicht wenigstens das Ergebniß der ganzen Zergliederung sammt dem, was sich daran anschließt, hieher setzten.

„Wir folgern, sagt der Verfasser, aus dem, was wir über die Feldzüge der Römer bemerkt haben, Folgendes:"

1) „Daß der Feldzug des Sulpitius ohne Erfolg war, weil Philipp die Pässe von Epirus und Thessalien besetzt hatte, und durch die Nähe seines Heeres die Aetolier verhinderte, sich für die Römer zu erklären. Auf diese Weise verlor der Consul nicht bloß seine Zeit mit Erstürmung des Passes von Tomarus, sondern auch mit Einnahme aller zu seiner Communication nothwendigen Posten. Als das römische Heer zu Elymäa anlangte,

war es außer Stande, sich daselbst zu halten, während die Macedonier in Epirus und zwischen jenem und dem Meere standen. Der Consul war also genöthigt, nach Apollonia zurückzugehen, und verlor die Früchte seines Feldzuges."

2) „Daß der Feldzug des Flaminius mit dem größten Erfolge begleitet war, weil dieser General, nachdem er den Engpaß von Klissura erstürmt, und den König von Macedonien aus Epirus vertrieben hatte, durch einen so glücklichen Schlag die Aetolier und die Athamanen bestimmte, im östlichen Thessalien eine Diversion zu machen. Die Folge davon war, daß Philipp in sein Königreich zurück ging, und das südliche Griechenland dem Consul überließ."

3) „Daß die beiden ersten Feldzüge gegen Perseus kein bemerkenswerthes Resultat gaben, weil die römischen Generale ihre Zeit mit unnützen Märschen und fruchtlosen Angriffen verloren, indem sie sich nicht der Vortheile zu bemächtigen verstanden, die sich ihnen auf einer Operations-Basis auf der Einen Seite in Thessalien und Aetolien, auf der anderen in Illyrien darboten."

4) „Daß im vierten Feldzuge das Resultat des kühnen und vielleicht verwegenen Marsches, auf welchem sich der Consul Marcius in den Besitz der von Thessalien nach Macedonien führenden Engpässe brachte, den Fall des Königs Perseus vorbereitete. Angegriffen in dem Herzen seines Reichs, und auf der Nordgränze zu gleicher Zeit von den Dardaniern bedroht, hatte dieser König kein anderes Rettungsmittel, als einen entscheidenden Sieg."

„Diese Betrachtungen führen leicht zu Folgerungen, welche sehr anwendbar sind auf die gegenwärtigen Zeiten.“

„Diese Folgerungen bestehen darin, daß Dalmatien und die ionischen Inseln die wirklichen Schlüssel zu den türkischen Besitzungen in Europa sind, und daß Italien, über allen Zweifel hinaus, die vortheilhafteste Operations-Basis gegen jenes Reich ist. Was immer der Unterschied zwischen den Zeiten der Römer und den unsrigen seyn möge: — die Hauptzüge sind dieselben. Die Herrschaft der letzten macedonischen Könige war nicht sehr verschieden von dem gegenwärtigen Zustande des otomanischen Reiches in Europa. Als Zugabe zu Macedonien und dem südlichen Illyrien, beherrschten sie Thessalien, das eigentlich sogenannte Griechenland, Epirus, den Peloponnes und Thracien nur durch ihren Einfluß. Nord-Illyrien und Dardanien befanden sich ihnen gegenüber in derselben Stellung, wie gegenwärtig Albanien und Servien dem türkischen Sultan gegenüber, d. h. immer bereit, ihre Beherrscher zu bekämpfen, sobald ihre Anführer sich auf fremde Hülfe verlassen konnten.“

„Die Römer, welche Corfu zu ihrer Verfügung hatten, griffen Macedonien über Epirus an; und von der Zeit an, wo sie Gebieter dieser letzteren Provinz und jener Bergkette, welche Thessalien von Macedonien trennt, geworden waren, ging ganz Griechenland für die Könige Macedoniens verloren. Dieser Streich traf ihre Macht, die von diesem Augenblick an mit jedem Tage abnahm, und nach dreißig Jahren in den Staub geworfen wurde. Auf dieselbe Weise konnte die Macht, welche Gebieterin

über Italien wäre, und damit den Besitz von Dalmatien und den ionischen Inseln verbände, in Befolgung desselben Planes die Türken in einem einzigen Feldzuge um die Hälfte ihres Reichs bringen, und den Ueberrest mit einem frühen und unvermeidlichen Falle bedrohen. Die Vereinigung dieser beiden Schlüssel in einer einzigen Hand müßte das so eben angedeutete Resultat unfehlbar hervorbringen; und nur indem sie zwischen zwei verschiedene Hände vertheilt sind, ist die zweite allein im Stande, die Sicherheit des halben Mondes zu bewirken. Das Jahr 1811 war für das ottomanische Reich das nächste und wahrscheinlichste Ziel seines Falles. Ein Schicksalsbeschluß leitete das Ungewitter ab, und dieses kann sich nicht wieder so drohend zusammen ziehen, so lange die Macht, der die Beschützung der ionischen Inseln anvertrauet ist, auch das ottomanische Reich zu beschützen, oder wenigstens die Untheilbarkeit dieses Theils des europäischen Continents (wenn die Vorsehung beschlossen haben sollte, ihn nicht länger unter türkischer Herrschaft zu lassen) zu bewahren entschlossen ist."

Sollte die Wiedereinführung eines erblichen Adels Bedürfniß für das Königreich Norwegen seyn?

Bekanntlich hat der König von Schweden und Norwegen dem Storthing des letzteren Königreichs die Errichtung eines neuen erblichen Adels vorgeschlagen. In der zu diesem Endzweck abgefaßten königlichen Botschaft heißt es:

„Indem der König diesen Vorschlag macht, hat er nur zum Zweck, Talente und ausgezeichnete Eigenschaften durch eine neue Art von Belohnung anzufeuern und zu nähren, welche ohne eine solche Erweckung vielleicht unter der Muthlosigkeit oder unter den Berechnungen eines minder edlen Interesse's vergraben bleiben würden. In Folge nun der oben angeführten Gründe schlägt der König, auf die von dem 112. Paragraph der Constitution vorgeschriebene Weise, einen Zusatz-Artikel vor, welcher folgender Maßen lautet:

„„Der König kann den wohlverdienten Bürgern die Würde eines Edlen, Barons oder Grafen mit dem einstimmenden Namen, so wie auch das ausschließliche Recht, die für jede Familie geregelten Wapen und Schild zu tragen, bewilligen. Diese Titel und Rechte sind rückfällig, nach dem Tode Desjenigen, welcher geadelt oder zur Würde erhoben worden, auf den Aeltesten seiner

männlichen Erben in directer und abstammender Linie, und, beim Verlöschen dieser Linie, auf den männlichen Nachkommen, welcher dem Chef am nächsten ist.""

Was in dieser königlichen Botschaft auffallend ist, entsteht aus der Vergleichung mit zwei Paragraphen des norwegischen Grundgesetzes, welche wir hier wörtlich anführen müssen.

In dem einen Paragraphen (es ist der 108.) wird ganz unbedingt gesagt: „In Zukunft sollen keine Grafschaften, Baronieen, Stammhäuser und Fidei-Commisse errichtet werden."

In dem anderen heißt es: „Zeigt die Erfahrung, daß irgend ein Theil dieses Grundgesetzes des Königreichs Norwegen verändert werden muß, so soll der Vorschlag dazu auf einem ordentlichen Storthing vorgelegt, und durch den Druck bekannt gemacht werden. Allein es kommt erst dem nächsten ordentlichen Storthing zu, bestimmen zu dürfen, ob die vorgeschlagene Veränderung Statt finden soll oder nicht. Doch muß solche Veränderung niemals den Principien dieses Grundgesetzes widerstreiten, sondern allein Modificationen in einzelnen Bestimmungen betreffen, die den Geist dieser Constitution nicht verändern. Auch müssen zwei Drittheile des Storthings in solcher Veränderung einig seyn."

Man sieht hieraus, daß der König von Schweden und Norwegen, auf dem Boden der Verfassungsurkunde stehend, einen Grundsatz derselben bekämpft, indem er Etwas einzuführen gedenkt, dessen Einführung das Grundgesetz ausdrücklich untersagt.

Eine solche Stellung ist nicht vortheilhaft.

Da der 108. Paragraph der Constitutions-Urkunde die Einführung von Graffschaften, Baronieen, Stammhäusern und Fidei-Commissen ausdrücklich verbietet: so kann kaum die Rede davon seyn, in welchem Lichte der königliche Vorschlag zu betrachten sey — ob in dem einer Modification, oder in dem einer Aufhebung der Principien des Grundgesetzes; nur die letztere kann in der Absicht des Königs liegen.

Hier nun entsteht die Frage: wird das Storthing den klaren Inhalt des Grundgesetzes aufopfern, um den Vorschlag des Königs genehmigen zu können?

In letzter Instanz kann diese Frage freilich nur durch den Erfolg beantwortet werden; und wenn die Erfahrung entscheiden darf, so sind Volks-Senate zu allen Zeiten schlechte Vertheidiger von Grundsätzen gewesen. Indeß dürfte es deswegen nicht minder anziehend seyn, schon gegenwärtig auszumitteln, welche Schwierigkeiten sich bei der Erörterung des königlichen Vorschlages darbieten werden.

Wir geben zu, daß der neue erbliche Adel, welchen der König Karl Johann in Norwegen einzuführen beabsichtigt, die Bezeichnungen allein ausgenommen, kaum eine Aehnlichkeit mit jenem Adel haben würde, den Norwegen in einer früheren Periode gekannt hat; wir gestehen sogar, daß dieser neue Adel, als Majorats-Adel, nicht, wie es in der königlichen Botschaft ausgedrückt ist, eine Caste bilden, und folglich den Bestrebungen der Normanen kaum das eine und das andere Hinderniß

in den Weg legen werde. Allein auch so würde, wie es uns scheint, die Einführung eines neuen Adels in Norwegen noch immer bedenklich bleiben.

Was zunächst ins Auge gefaßt zu werden verdient, ist das Verhältniß der Bevölkerung zu dem Territorial-Umfange des Königreichs Norwegen. Wo auf einem Territorial-Umfange von 6000 Geviertmeilen nicht eine volle Million Menschen lebt, da ist schwerlich Raum für einen blühenden Adel, der eine politische Bestimmung erfüllen soll; und was in dieser Behauptung auffallen könnte, verschwindet, sobald man Folgendes erwägt. Adel ohne eine angemessene Ausstattung ist nicht denkbar; zum Wenigsten verschwindet alles, was Realität genannt werden mag, aus dem Begriffe eines solchen Adels, und das Chimärische tritt an dessen Stelle. Was nun die Ausstattung des Adels betrifft, so kann sie nicht füglich eine andere seyn, als die mit Grund und Boden; denn jede andere würde sich weniger mit der Erblichkeit vertragen. Was aber würde daraus hervorgehen in einem Reiche, wo der Ackerbau durch Klima und Boden so wenig begünstigt ist, daß man sich von einer Zeit zur anderen genöthigt sieht, die Masse der Nahrungsmittel durch Baumrinde und Moos zu vermehren? In einem solchen Reiche, so scheint es, kann das Eigenthum sich nicht genug theilen, weil in dieser Theilung das einzige wirksame Mittel enthalten ist, die Fortdauer der Gesellschaft zu sichern. Hiernach nun würde die Einführung eines neuen erblichen Adels in Norwegen höchst bedenklich seyn: denn sie würde die Theilung des Eigenthums,

die diesem Reiche bei dem bestehenden Verhältnisse seiner Bevölkerung zu seinem Territorial-Umfange so nothwendig ist, erschweren.

In Wahrheit, es muß seinen Grund haben, daß der Adel in Norwegen, bis auf einige wenige Familien, aus der Gesellschaft verschwunden ist. Was man aber auch anführen möge, um diese den übrigen europäischen Reichen so fremde Erscheinung zu erklären: immer wird es darauf hinauslaufen, daß die Natur des Landes sich nicht mit der Fortdauer des Adels vertragen habe. Denn Privilegien, so wie alles, was bei gesellschaftlichen Einrichtungen von dem menschlichen Verstande herrührt, hat immer nur in so fern Bestand, als es dem Naturgesetze nicht widerspricht; und ein Staat, welcher nur dadurch fortdauern kann, daß er sich seines Adels entledigt, wird es im Verlaufe der Zeit ganz unfehlbar thun.

Was wir so eben ausgesprochen haben, verdient in Beziehung auf den westlichen Theil der skandinavischen Halbinsel noch weiter verfolgt zu werden.

Wer die Geschichte früherer Zeiten kennt, weiß, wie viel vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert durch die Bewohner Norwegens vollbracht, d. h. wie mächtig sie auf alle europäische Reiche, die südlichen gar nicht ausgenommen, eingewirkt haben: ihre Ueberlegenheit war in dem eben genannten Zeitraume nur allzu entschieden, und Frankreich, Sicilien und England haben sie nur allzu sehr empfunden. Aber diese Ueberlegenheit ist in den vier letzten Jahrhunderten verschwunden — in einem so hohen Grade verschwunden, daß kein europäisches Volk sich jetzt noch einfallen läßt, die Normanen zu fürchten —

sie, die früher das Schrecken aller Völker waren. Wie nun ist dies geschehen? und durch welche Veränderung in dem Physischen und Moralischen sind die Normannen dahin gelangt, zu seyn, was sie gegenwärtig sind?

Man darf behaupten, daß sie, ihren natürlichen Anlagen nach, noch immer sind, was ihre Vorfahren waren; denn hierüber entscheidet nichts so sehr, als Klima und Boden, und beide sind sich gleich geblieben. Man darf ferner behaupten, daß in der Bevölkerung dieses Theils der skandinavischen Halbinsel keine wesentliche Veränderung vorgegangen sei, zum wenigsten keine zum Nachtheil der gegenwärtigen Bevölkerung; denn die Subsistenzmittel haben sich im Laufe der Zeit nicht vermindert, sondern vermehrt. Schwerlich läßt sich also von dem, was den Normanen in den vier letzten Jahrhunderten widerfahren ist, eine andere Ursache angeben, als daß sich, während des besagten Zeitraums, in dem Verhältnisse der Völker zu einander durch die Anwendung des Schießpulvers auf die Vertheidigung der Gesellschaft, vorzüglich aber auf die Nautik, Alles zum Nachtheil Derer abgeändert hat, welche unfähig waren, hierin gleichen Schritt mit den übrigen zu halten. Sobald also die Normannen aufhören mußten, Wassernomaden zu seyn, und das, was Klima und Boden ihnen in ihrem Vaterlande versagten, durch Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit im Auslande zu erwerben, war eine Abänderung ihres gesellschaftlichen Zustandes unabtreiblich nothwendig geworden. Auf sich selbst beschränkt — wie hätten sie Die, welche bis dahin ihre auswärtigen Unternehmungen geleitet hatten, noch länger ertragen mögen! Ihre Helden, ihre

Gesetzgeber, ihre Staatsmänner mußten sich nach der Lage bequemen, in welche das Schicksal das ganze Volk versetzt hatte. Heißt dies aber etwas anders, als daß der normanische Adel dem Bedürfnisse weichen mußte, welches die Fortdauer des Volkes in sich schloß? Selbst ohne im Mindesten ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht zu seyn, schied er allmählig aus. In Wahrheit, gäbe es eine mit philosophischem Geiste abgefaßte Geschichte des Königreichs Norwegen, so würden darin alle die Uebergänge bezeichnet seyn, welche die Bewohner dieses Landes nach und nach auf den Punkt der gesellschaftlichen Entwickelung geführt haben, worauf sie sich gegenwärtig befinden; und wenn uns nicht alles täuscht, so würde das Ergebniß einer solchen Darstellung seyn: „daß die Unmöglichkeit, den früheren Raubkrieg in einen eben so ausgebreiteten als einträglichen Seehandel zu verwandeln, mehr, als alles Uebrige, den gegenwärtigen Gesellschaftszustand der Normanen bestimmt habe." Der Vorsprung, den England und andere Staaten, vermöge einer vortheilhafteren Lage und besserer innerer Hülfsquellen gewonnen hatten, ließ sich nicht einholen; und da Boden und Klima gleich ungünstig blieben, so mußte man sich einrichten, wie man konnte, und aufopfern, was sich nicht länger behaupten ließ. Gleichheit vor dem Gesetze ward die erste von den Bedingungen, unter denen die Normanen fortdauern konnten; und wenn ihr Adel sich darüber in sich selbst auflösete, so geschah dadurch nichts, was nicht in der Natur der Dinge gelegen hätte. Dieser Adel verschwand, weil er sich nicht länger halten konnte.

Betrachtungen dieser Art müssen, wie es scheint, von dem Storthing angestellt werden, wenn es das ihm vorgelegte Problem mit einiger Gründlichkeit lösen will.

An diese Betrachtungen aber werden sich leicht andere anschließen, welche von dem Wesen des Staatsgrundgesetzes hergenommen sind.

Die Verfassung des Königreichs Norwegen hat, so weit das Grundgesetz darüber entscheidet, das Eigenthümliche, daß sie (um den hergebrachten Ausdruck beizubehalten) das aristokratische Element gänzlich ausschließt, und folglich durch und durch demokratisch ist. Zwar zerfällt das Storthing in zwei Abtheilungen, die man Kammern nennen könnte, nämlich in das Lagthing und in das Odelsthing. Allein man würde die Wahrheit nicht auf seiner Seite haben, wenn man hierbei das Verhältniß einer Deputirten-Kammer zu einer Pair-Kammer, eines Unterhauses zu einem Oberhause, voraussetzen wollte. Denn, obgleich das Lagthing seinen besonderen Präsidenten hat, so geht es doch nur von der allgemeinen Versammlung, Storthing genannt, aus, und bildet daher nur eine bleibende Commission desselben. Was nun von dem Lagthing zurückbleibt, und Odelsthing genannt wird, besteht aus nicht weniger, als drei Vierteln des Storthings, und von ihm hängt in letzter Instanz ab, ob ein neuer Vorschlag zum Gesetz erhoben werden, und ein bis dahin bestandenes Gesetz fortdauern soll, oder nicht. Das Storthing führt also alle die Nachtheile mit sich, die von dem sogenannten einarmigen Parlamente unzertrennlich sind.

Indem es sich nun mit dem norwegischen Volks-

Senate also verhält, mag es allerdings seine Schwierigkeiten haben, mit demselben folgerecht und nachdrücklich zu regieren. Allein das Grundgesetz, worauf die Organisation des Storthings sich gründet, ist seit länger als sechs Jahren da, und, gut oder schlecht, wie es seyn möge, läßt eine Abänderung desselben sich nicht leicht durch Diejenigen zu Stande bringen, die, was sie sind, ausschließend dem Staats-Grundgesetze verdanken. Die wahre Absicht des Königs bei dem Vorschlage zur Errichtung eines neuen Erbadels kann nicht wohl eine andere seyn, als das Storthing dahin abzuändern, daß aus dem einarmigen Parlament ein zweiarmiges werde, um zu bewirken, daß durch die Entgegengesetztheit zweier in ihren Befugnissen ganz verschiedenen Kammern das Gesetzgebungsgeschäft mehr Regelmäßigkeit erhalte. Zugegeben nun, daß diese Absicht eben so unverwerflich sei, als das Mittel, wodurch sie erreicht werden soll: wie kann das Storthing seine Einwilligung zu einer Abänderung geben, wodurch es in seinem bisherigen Wesen gänzlich würde aufgelös't werden? Der König bedient sich der constitutionellen Formen, um die Constitution zu bekämpfen: er appellirt an den 112. Paragraphen des Grundgesetzes, um seinen Vorschlag wegen Errichtung eines neuen Erbadels zu rechtfertigen. Was kann unter diesen Umständen das Storthing thun? Seine Pflicht gebietet ihm die Vertheidigung der Constitution; und ist es sich der Gründe bewußt, die ihre Abfassung geleitet haben, so wird die Erfüllung seiner Pflichten ihm sogar leicht werden. Es braucht zu diesem Endzweck nur einen Paragraphen der Verfassungsurkunde anzufüh-

ren, der für die in Rede stehende Sache nur allzu wichtig ist, wiewohl die königliche Botschaft ihn mit Stillschweigen übergangen hat. Dieser Paragraph (der Reihe nach der 23.) lautet von Wort zu Wort also: „Der König kann, nach seinem Gutbefinden, zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienste, die öffentlich bekannt gemacht werden müssen, zwar Orden ertheilen, aber keinen anderen Rang noch Titel, als den, den jedes Amt mit sich führt. Der Orden befreit Keinen von den gemeinschaftlichen Pflichten und Lasten der Staatsbürger; auch führt er nicht vorzüglichen Anspruch auf Staatsämter mit sich. Beamten, die in Gnaden entlassen sind, behalten den Titel und Rang der Aemter, die sie bekleidet haben; aber persönliche oder gemischte Vorrechte dürfen Keinem für die Zukunft verliehen werden." In dem Staatsgrundgesetz selbst ist also eine Verfügung enthalten, welche den königlichen Vorschlag zur Errichtung eines neuen Erbadels bestreitet; und bedenkt man nun, daß das Storthing in seiner Abhängigkeit von diesem Staatsgrundgesetze für seine eigene Fortdauer nichts Besseres thun kann, als für die Aufrechthaltung desselben kämpfen: so begreift man in der That nicht, wie es sich jemals entschließen könne, die Entstehung eines neuen Erbadels zu gestatten.

Der Leser wird zu bemerken geneigen, daß wir uns weder gegen den Erbadel im Allgemeinen, noch gegen den Endzweck erklärt haben, zu welchem der König Karl Johann denselben zu bestimmen scheint. Das Einzige, was wir zweifelhaft finden, ist, ob ein Land, wie Norwegen, wo auf 6000 Geviertmeilen noch nicht eine Mil-

lion Einwohner lebt, in seinen gegenwärtigen Weltverhältnissen einen Erbadel ertragen könne, ohne in seiner Cultur noch weiter zurück zu kommen; alle Befürchtungen aber, die man in dieser Beziehung unterhalten kann, sind um so besser gegründet, da es durchaus nicht in der Natur der Privilegien liegt, die Gesammtkraft zu verstärken.

Es giebt indeß noch Eine Betrachtung, in welcher die Stiftung eines neuen Erbadels für Norwegen nur allzu bedenklich wird. Norwegen, durch die Hand der Natur von Schweden gesondert, wird nie Ein und dasselbe Interesse mit dem letzteren Reiche gemein haben; dies folgt schon daraus, daß die Bewohner beider Reiche sich den Rücken zukehren, indem der Norman auf die Nordsee und den atlantischen Ocean, der Schwede auf die Ostsee und den bothnischen Meerbusen hinblickt. Beide sind freilich Bewohner derselben Halbinsel; aber ihre Vereinigung unter demselben Oberhaupte ist nur das Werk der Tractaten und des Zusammenhanges, den das flüssige Element gewährt, keinesweges die Folge eines natürlichen Bedürfnisses: denn, wenn dieses entscheiden sollte, so würde Norwegen weit mehr zu Dänemark oder auch zu England gehören, als zu Schweden. Entsteht nun die Frage: in wie fern der in Norwegen zu errichtende neue Erbadel dazu beitragen werde, das im Jahre 1814 zu Stande gebrachte Verhältniß zwischen Norwegen und Schweden aufrecht zu erhalten; so läßt sich nicht wohl absehen, wie er dazu beitragen werde. Ausgegangen vom Volke, und mit demselben durch alle Bande, welche der Majorats-Besitz in sich schließt, für

immer vereinigt, könnte er durchaus nicht eine Caste bilden, und folglich kein selbstisches und gegengesellschaftliches Interesse annehmen. Bedarf es nun noch mehr, um zu der Voraussetzung zu gelangen, er werde, als Mitglied einer ersten Kammer (welche Benennung diese auch erhalten möge) in allem, was auf eine innigere Verbindung beider Reiche ausgeht, eine weit gefährlichere Opposition bilden, als gegenwärtig durch das Storthing entstehen kann? Man irret sich nicht leichter, als wenn man von dem Adel voraussetzt, er sei nur vorhanden, den königlichen Willen durchzusetzen. Er selbst hat nicht selten seinen Beruf im Gegentheile gefunden, und neigt gewiß nur allzu sehr dahin, wenn er von einem National-Interesse unterstützt wird, das ihm selbst nicht fremd ist. Wir halten also das gegenwärtige Verhältniß Norwegens zu Schweden für bei weitem besser bewahrt durch die Organisation des Storthings, so wie sie jetzt noch ist, als durch eine Trennung dieses Volkssenats in zwei Kammern, deren erste aus Erbadel zusammen gesetzt wäre.

Alles würde sich freilich anders stellen, in der Voraussetzung, daß Norwegen bestimmt sei, ein unabhängiges Königreich zu bilden. In dieser Voraussetzung würde ein neuer Erbadel dem Königreiche durchaus nothwendig werden; alsdann aber würde er auch ganz unschädlich seyn.

Ueber die Schrift: Spanien und die Revolution.

Wer auch der Verfasser dieser Schrift seyn möge*): das Talent, das daraus hervorbricht, ist bedeutend genug, um, wo nicht Huldigung, doch wenigstens Anerkennung zu verdienen.

Selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würde es noch anziehend bleiben, einen so wichtigen Gegenstand, wie die Begebenheiten auf der pyrenäischen Halbinsel sind, durch das Prisma angeschauet zu sehen, welches die Vorliebe für das römisch-katholische Kirchenthum und die einzelnen Institutionen der christlichen Theokratie in sich schließt; denn darauf beruht die Eigenthümlichkeit des Verfassers, daß er seinen Gegenstand nur durch dies Prisma betrachten kann.

Er selbst stellt sich dar, als Einen, der das Wesen der spanischen Monarchie aus einer unmittelbaren Anschauung in sich aufgenommen habe, d. h. durch einen längeren Aufenthalt in Spanien dahin gelangt sei, über den in Rede stehenden Gegenstand competenter zu urtheilen, als Andere, die sich nicht im gleichen Falle befinden dürften. Nun wollen wir zwar nicht bestreiten, daß der Verfasser sich, einen längeren oder kürze-

*) Oeffentliche Blätter nennen den Herrn von Hügel als Verfasser.

ren Zeitraum hindurch, in Spanien aufgehalten haben könne; allein das Gewicht, das er auf diesen Vorzug zu legen scheint, hat uns — aufrichtig gestanden — nicht einleuchten wollen. Einen weit größeren Vorzug würde er in unserem Urtheil dadurch gewonnen haben, daß er die politische Geschichte Spaniens seit der Eroberung von Granada, d. h. seit etwa 330 Jahren sorgfältiger studiert hätte. Indem er, um die gegenwärtigen Erscheinungen dieses Königreichs zu erklären, nur bis auf Karl den Dritten zurückgeht, und die Neuerungssucht dieses Königs und seiner Minister zum Stichblatt macht, bleibt nothwendig sehr Vieles zurück, was als Erklärungsgrund nicht aus der Acht gelassen werden darf, weil das, was unter Karl dem Dritten geschah, zuletzt doch auch erklärt seyn will. Freilich konnte der Verfasser nicht anders verfahren, wenn er Inquisition, Jesuiten und den ganzen übrigen Troß kirchlicher Herrschaft in seinen Schutz nehmen wollte; nur verlange er nicht, daß wir, seinen Vorurtheilen zu Gefallen, annehmen sollen, seine Erklärung der spanischen Revolution sei erschöpfend, und gestatte folglich keine vollständigere und bessere.

Drei Haupt-Momente haben, nach unserem Urtheile, über Spaniens Zukunft entschieden: I. Die Natur eines auf Theokratie gegründeten Thrones; II. das Verhältniß des Mutterlandes zu seinen Colonieen; III. der allgemeine europäische Geist in seinen Einwirkungen auf Spanien.

Es sei uns erlaubt, über diese drei Gegenstände ausführlicher zu reden.

I. Was der Verfasser auch vorbringen mag, um die Inquisition in ein milderes Licht zu stellen: ihr Verdammungsurtheil wird immer daraus hervorgehen, daß sie Glaubenslehren in Fallstricke verwandelte. In Wahrheit, wenn irgend etwas ihre Immoralität aussprach, so ist es dieser Umstand. Nicht, was sie bei einer Vergleichung mit jeder anderen Polizei gewinnen oder verlieren mag, kann und darf in Anschlag gebracht werden (denn dies wird zuletzt vielleicht eine Kleinigkeit seyn); das aber darf man nicht aus der Acht lassen, daß sie sich dazu hergab, Polizeigeschäfte zu treiben. Was waren die Inquisitoren? Geistliche. Was sind Geistliche, ihrem wahren Wesen nach? Träger des Sittengesetzes, mit der Bestimmung, es überall geltend zu machen. Wenn nun diese Geistlichen damit anfangen, das Sittengesetz zu verhüllen; wenn sie an die Stelle desselben Lehren bringen, von welchen eingestanden wird, daß der menschliche Geist sie nicht fassen könne, welche aber deswegen nicht weniger für ausgemachte Wahrheiten gelten sollen; wenn endlich diese Lehren, als Beherrschungsmittel, nur dazu dienen, sich jedes Mißfälligen zu bemächtigen, und ihn, ohne daß er irgend ein erweisliches Verbrechen an der Gesellschaft begangen hat, auf das Grausamste zu bestrafen: was kann alsdann zur Rechtfertigung, ja nur zur Entschuldigung, einer solchen Institution gesagt werden? Sie ist verdammlich in allen Kategorieen. Zwar meint der Verfasser, die Inquisition sei nur dann grausam gewesen, wenn sie unter dem Einflusse der politischen Gewalt gehandelt habe; allein durch welche Mittel erzwang denn die politische Gewalt diese

Grausamkeit? und wie schlecht mußten Inquisitoren, ihrem Inneren nach, angethan seyn, wenn, wie Seite 53 bemerkt wird, Philipp der Zweite sie zur Verfolgung Derer gebrauchen konnte, die seinen Feinden, den Franzosen, Pferde verkauft hatten! Wenn der Organismus einer Regierung eine solche Einrichtung in sich schließt, wie die Inquisition war, alsdann kann von dieser Einrichtung nicht länger, als von einem besonderen Hebel die Rede seyn, welcher ohne Bewußtseyn der ihm ertheilten Richtung folgt; sie muß vielmehr für das gelten, was sie wirklich ist: für ein Organ, das die Denkungsweise und den Willen der Regierung ankündigt. Ob, von Ferdinand dem Katholischen an, die Könige Spaniens mehr Impulsatoren oder mehr Werkzeuge der Inquisition waren — dies ist eine Frage, die sich gar nicht beantworten läßt, weil die Inquisition selbst einen Bestandtheil — und welchen! — der Regierung ausmachte. Ihr Verfahren konnte zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder grausam seyn; allein ihre Grundlage mußte bleiben, so lange sie selbst fortdauerte, und gerade diese Grundlage ist es, woran man sich halten muß, wenn man unpartheiisch über sie urtheilen will. Zugegeben nun, daß eine geistliche Herrschaft nicht anders ausgeübt werden kann, als durch Glaubenstribunale; zugegeben also, daß eine Inquisition, wie wir sie in Spanien und in manchen anderen Ländern kennen gelernt haben, einem theokratischen Systeme durchaus nothwendig ist: was folgt daraus in ihrem Verhältnisse zu dem Throne? Nur Eins; und zwar, daß, indem sie den Monarchen von allem, was Wahrheit und Gerechtigkeit genannt zu wer-

den verdient, absondert, sie den Thron selbst zu einem Gegenstand des Aberglaubens machen, und folglich alles wahrhaft Menschliche und Sittliche von ihm trennen wird. Gewohnheit hat über die Fortdauer der Inquisition bis zum Jahre 1820 entschieden; dies aber schließt die Frage nicht aus: wie viel hat diese Fortdauer zum Umsturz des Thrones beigetragen? Als Unterlage schlecht, und zwar zu allen Zeiten gleich schlecht, wurde die Inquisition der Monarchie vorzüglich dadurch gefährlich, daß sie jede bessere Unterlage verhinderte. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts war über sie gekommen, und hatte sie zum Gefühl der Scham fortgerissen; verschwunden war ihr Muth in einem so hohen Grade, daß sie es nicht mehr wagte, ein Glaubensschauspiel, wie zu Philipps des Zweiten Zeit, zu geben; mildere, menschlichere Gesinnungen hatten über harte, barbarische Grundsätze gesiegt, und damit tröstete sich, wer des Trostes bedurfte. Allein im Leben ist es nicht genug, daß das Böse, seinen Wirkungen nach, mehr oder minder gehemmt sei: das Gute verlangt seinen Platz; und so lange dieser ihm versagt wird, treibt es sich unruhig umher, und wird bisweilen sogar zerstörend, weil jeder wohlthätige Wirkungskreis ihm versagt ist.

Wir tragen also kein Bedenken, zu behaupten, daß, wenn die Spanier die erbliche Monarchie seit 330 Jahren zu achten irgend Gelegenheit gehabt hätten, sie niemals sich zu einer solchen Mißhandlung derselben verirrt haben würden, wie die ist, welche die Constitutions-Urkunde gegen Ferdinand den Siebenten und dessen Nachfolger ausgesprochen hat. Wie wenig mußten Ge-

setzgeber, die also verfahren konnten, das Königthum, seinem Wesen nach aufgefaßt haben! Wie sehr sind sie aber entschuldigt, wenn sie sich nur an die Erfahrungen hielten, welche die Geschichte Spaniens ihnen an die Hand gab! An die Stelle des durch barbarische Glaubensgerichte erzwungenen Aberglaubens ist ein anderer Wahn getreten: aber würde dies je der Fall geworden seyn, wenn die Inquisition nicht jedes gesunde Urtheil und jedes gesunde Gefühl in Beziehung auf die Monarchie im Keime erstickt hätte? War es denn nicht eine Abgeschmacktheit, das Natürliche — in diesem Falle, die Monarchie — durch etwas Uebernatürliches unterstützen, und so eine Gesinnung erzwingen zu wollen, die niemals eine sittliche werden konnte? Was in den Herzen der Spanier als Liebe für das Königthum wirkte — wenn dergleichen wirkte —, war trotz der Inquisition vorhanden; die Constitutions-Urkunde von 1812 aber beweiset, daß sie zu der Gerechtigkeitsliebe ihrer Könige nicht das mindeste Vertrauen hatten: denn wenn das Gegentheil angenommen werden könnte, so würde die Constitutions-Urkunde ganz anders ausgefallen seyn, vorausgesetzt, daß man sich überhaupt berufen fühlen konnte, dergleichen ohne die Aufforderung und Einwilligung des Königs zu Stande zu bringen.

II. Ueber das Verhältniß des Mutterlandes zu seinen Colonieen ließe sich zwar viel bemerken; wir bleiben aber zunächst bei dem Einflusse stehen, den dieses Verhältniß auf die Regierung Spaniens hatte.

Ohne die ungeheure Ausdehnung, welche dies Reich am Schlusse des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahr-

hunderts gewann, wird sich sein Verfall nie erklären lassen; die Nothwendigkeit desselben lag vorzüglich in der Schnelligkeit, womit jene Ausdehnung erfolgte. Was die Colonieen jenseits des atlantischen Oceans besonders betrifft, so waren sie eine viel zu reiche Erwerbung, als daß sie im Mutterlande nicht Vieles hätten zum Stillstand bringen sollen. Je mehr sie dem Bedürfniß der Regierung abhalfen, desto mehr vernachlässigte diese sich selbst, und desto mehr wurde Alt-Spanien von ihr vernachlässigt. Nur allzu bald kam es dahin, daß dieses zu einer gemeinschaftlichen Macht herabsank; ein einziges Jahrhundert reichte hin, diese Wirkung hervor zu bringen. Die Regierung der drei letzten Könige aus dem Hause Oesterreich liefert den Beweis, daß das Glück für Nationen, wie für Individuen, allzu viel thun kann, und daß, so oft dies der Fall ist, die Regierungen mit den Nationen zugleich in Verfall gerathen. Vergeblich klagt man alsdann die Könige und ihre Minister an: der wahre Gegenstand der Anklage liegt in den Dingen und in der Herrschaft, welche diese unter allen Umständen über Menschen ausüben.

Nur so lange Spanien in dem ungestörten Besitze seiner Colonieen blieb, ließ sich Manches ertragen, was von dem Augenblick an, wo dieser Besitz ungewiß wurde, nicht länger zu ertragen war. Dahin gehörte ein Steuer-System, dessen Eigenthümlichkeit darin bestand, daß es hauptsächlich auf indirecte Abgaben gegründet war; dahin gehörte ferner das große Besitzthum der Geistlichkeit. Man könnte nun die Frage aufwerfen, in welcher Periode das Verhältniß Spaniens zu seinen Colo-

nieen zuerst erschüttert und ungewiß geworden sei. Die, welche sich nur an der nächsten Vergangenheit halten, werden das Jahr 1805 oder das Jahr 1820 bezeichnen. Allein in diesen Jahren wurde das, was in sich selbst nothwendig geworden war, nur der Vollendung näher gebracht. Die erste Trennung Spaniens von seinen Colonieen begann mit dem Erbfolge-Krieg, und wurde durch den Utrechter Frieden noch tiefer begründet. Sobald England eine Art von Oberherrschaft in Portugal ausübte, und mit dem Besitz von Gibraltar die Herrschaft zur See vereinigte, war Spaniens Colonial-Besitz zwar nicht aufgehoben, aber doch höchst ungewiß gemacht. Von diesem Augenblick an konnte dies Königreich nur unglückliche Kriege führen. In seiner Politik zwischen England und Frankreich getheilt, wußte es nie genau, welcher Richtung es folgen sollte; und indem es hin und her schwankte, ward es bald die Beute der einen, bald die der anderen Macht. Was in den letzten Zeiten geschehen ist, kann nur als die Vollendung der Wirkungen dieses unseligen Verhältnisses betrachtet werden.

Mit Colonieen aber verhält es sich wie mit Kindern, die der Mutter anhangen, so lange sie ihrer bedürfen, und diese Mutter aufgeben, sobald sie sich selbst genug sind. Das Letzte ist seit ungefähr zehn Jahren der Fall mit den Colonieen Spaniens. Sie wollen frei seyn, und das Mutterland ist viel zu kraftlos geworden, um ihnen die Freiheit vorenthalten zu können; ja, die letzten Versuche, die es gemacht hat, die Colonieen an sich zu fesseln, haben es nur noch kraftloser gemacht. Ein großer Theil der Schulden, welche Spanien drücken,

rührt von dem Verhältniß her, worin es seit etwa einem Jahrhundert zu seinen Besitzungen auf dem Festlande von Amerika stand. So lange nun die Hoffnung, diese Besitzungen zu retten, nicht ganz verschwunden war, hatte es mit Spaniens Schulden nicht viel zu sagen; sobald aber jene Hoffnung wegfiel, mußte man sich anders einrichten. Was also auch über Saray's Verfahren bemerkt werden mag: die Idee, von welcher dieser Minister ausging, ließ sich nicht zurück weisen; in ihr lag Spaniens Rettung als europäische Macht, und wären die Summen, die er durch ein verändertes Besteurungs-System zusammen brachte, nur nicht an ganz unnütze Unternehmungen verschwendet worden, so würde Spanien auch nicht die geringste Ursache gehabt haben, sich über ihn zu beklagen. Das größte Unglück dieses Königreichs bestand von 1814 bis 1820 darin, daß alle Einheit aus der Verwaltung gewichen war. Sie war nicht im Ministerium; denn dazu fehlte es an einer Verfassung. Sie war aber noch weit weniger in Ferdinand dem Siebenten; denn mißtrauisch gegen seine ganze Umgebung, und gleichwohl von dem Drange der Umstände fortgerissen, that er immer nur das, was der Augenblick forderte. Der ewige Wechsel, der in dem Laufe von 6 Jahren 25 Personen die gefährliche Ehre zuwendete, seine ersten Rathgeber zu seyn, war das sicherste Unterpfand einer Umwälzung; alle, denen es nicht an Erfahrung fehlte, sahen sie vorher, und wahrlich, es würde ein Wunder gewesen seyn, wenn sie in dem gespannten Verhältnisse Spaniens zu seinen Besitzungen im südlichen Amerika, nicht erfolgt wäre.

III. Um sich in seinem alten Seyn zu bewahren, konnte Spanien freilich nichts Besseres thun, als den Geist des Auslandes von sich abwehren; allein, was einer Regierung auch gelingen mag — da der Geist sich nie als Contrebande behandeln läßt, und alle Schlagbäume in Beziehung auf ihn ganz vergeblich sind: so wird jene zuletzt immer darüber erstaunen, daß sie so viel als gar nichts erreicht hat. Ein Index verbotener Bücher ist zuletzt das Ueberflüssigste von der Welt, weil die nicht verbotenen, scheinbar höchst unschuldigen Bücher, alle die Ideen entwickeln können, von denen man annimmt, daß sie allein den Peststoff der Aufklärung enthalten. Troß der Scheidewand, welche die Pyrenäen bilden, blieb Spanien viel zu sehr eine europäische Macht, um gleichgültig bleiben zu können gegen die Fortschritte, welche im Auslande in den physischen Wissenschaften gemacht wurden; sein Charakter als Landmacht, noch weit mehr aber sein Charakter als Seemacht zwang es zu Studien, welche einem theokratischen System nie günstig gewesen sind, nie günstig werden können. Welche Macht in der Astronomie liegt, wenn es auf Erleuchtung der Geister ankommt — welcher Priester hat dies jemals ermessen? Selbst die Werke eines Campomanes, eines Jovellanos und Anderer schließen unstreitig mehr Freigeisterei in sich, als die eines Voltaire, Helvetius u. s. w.; da dies aber eine Freigeisterei ist, welche Inquisitoren unberührt läßt, weil sie unfähig sind, ihr Verhältniß zu derselben zu finden: so bleibt sie ungeahndet; und die Folge davon ist, daß sie, wenn gleich allmählig, sich überall verbreitet. Der Erfolg hat bewiesen, daß Spanien in

dem, was man Aufklärung zu nennen pflegt, hinter keinem Lande zurück ist; und mag in den Ideen, welche gegenwärtig in den Cortes vorherrschen, immerhin sehr viel Mangelhaftes seyn: so sieht man doch sehr deutlich, daß die kirchliche Autorität ihre Macht schon seit vielen Jahren bei Denen verloren hat, die im Studium ernster Wissenschaften ihr Nachdenken geübt haben.

Faßt man zusammen, was wir bisher über den Charakter der spanischen Regierung bemerkt haben, so ergiebt sich daraus, daß es in Europa kein Land gab, das mit sich selbst noch mehr in Widerspruch lebte, als Spanien.

Vermöge seines ungeheuren Umfanges, noch weit mehr aber vermöge der besonderen Beschaffenheit seiner Theile, genöthigt, ein Maximum von Geist zu entwickeln, um das Ganze zusammen zu halten, und harmonisch auszubilden, hat die spanische Regierung diese Pflicht drei Jahrhunderte hindurch von sich gewiesen, und sich dadurch selbst entmannt, daß sie organische Gesetze bestehen ließ, deren einzige Tendenz die Beschränkung der Geister war. Die ganze gegenwärtige Revolution auf der pyrenäischen Halbinsel kann also, wenn sie als Wirkung bestimmter Ursachen aufgefaßt wird, immer nur als die herbe Frucht einer dreihundertjährigen Bemühung, den Geist des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts zu bannen, betrachtet werden. Der menschliche Geist steht nicht still, weil eine einzelne Klasse der Gesellschaft sich herausnimmt, ihn an ihrem Gängelbande führen zu wollen; ja, je mehr Gewalt ihm angethan wird, desto leichter zerreißt er alle Bande, desto sicherer zersprengt er

je-

jedes Gefäß, das ihn gefangen halten soll. Was im Laufe der Jahrhunderte von der Monarchie Carls des Fünften und Philipps des Zweiten abgefallen ist — würde es abgefallen seyn, wenn die Aufforderung dazu nicht in dem gewaltsamen Geiste dieser Monarchie gelegen hätte? Man täusche sich nicht! Nicht das positive, aus der Gewalt hervorgegangene Gesetz hält Reiche zusammen, wohl aber eine richtige Erkenntniß dessen, was allen menschlichen Verhältnissen zum Grunde gelegt werden muß, wenn sie bleibend werden sollen: des Sittengesetzes. Nie hat sich eine Regierung ungestraft von demselben getrennet; nie es ungestraft übernatürlichen Lehren aufgeopfert. Das ungeheure Römerreich beschränkte sich im funfzehnten Jahrhunderte auf den Besitz von Constantinopel, und die Ursachen dieser Verminderung liegen am Tage. Aehnliches ist Spanien widerfahren, oder wird ihm widerfahren, und seine Rettung als rein europäische Macht, beruhet lediglich darauf, daß seine Regierung andere Grundsätze, als die bisherigen, für ihr Verfahren annimmt.

Ueber Handel in Beziehung auf Ackerbau.

Man ist gewohnt, von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens in ihrer Absonderung von dem zu reden, wodurch sie sind, was sie sind; und die Folge davon ist keine andere, als daß von diesen Erscheinungen in den Köpfen der Gläubigen, d. h. aller Derjenigen, die das eigene Nachdenken beschwerlich finden, falsche Begriffe, falsche Urtheile und nicht selten ganz falsche Behandlungsarten hervorgebracht werden.

Wie viel ist nicht über Handel und Ackerbau seit etwa einem halben Jahrhundert geschrieben worden! Wer aber hat sich die Mühe gegeben, den Zusammenhang zu untersuchen, worin beide mit einander stehen? und wer ist jemals auf den Gedanken gekommen, die Gränzen zu bestimmen, innerhalb deren beide sich halten müssen, um sich nicht gegenseitig zu schaden? Daß der Ackerbau durch den Handel belebt wird, ist eine Erfahrung, der man sich nicht versagen kann. Auf gleiche Weise liegt am Tage, daß der Handel ohne den Ackerbau gar kein Daseyn gewinnen würde. Hierdurch aber ist nichts ausgesagt über das Verhältniß, worin beide stehen müssen, um sich wahrhaft nützlich zu werden. Ganz unstreitig müssen Handel und Ackerbau sich durchdringen, wenn die Gesellschaft ihre volle Blüthe erreichen soll; aber die Frage ist: bis in welchem Grade? Denn, wenn der Handel sich des Ackerbaus in einem so hohen Maaße be-

mächtigen sollte, daß der letztere den Charakter des ersteren annähme: so würde daraus eine seltsame Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgehen; eine Auflösung, bei welcher nicht wenig zu bedauern seyn würde.

Es giebt in Europa ein Volk, bei welchem diese Auflösung wirklich Statt gefunden hat. Dies sind die Griechen. Für sie ist alles Gegenstand des Verkehrs geworden, und darüber hat der Ackerbau gänzlich aufgehört, eine edle Beschäftigung zu seyn. Den Händen von Colonisten überlassen, wird er mit dem elenden Erfolge betrieben, welcher von dieser Herabwürdigung nicht zu trennen ist. Was ist aber die Folge davon? Die Sklaverei der Griechen. Um diese Folge in ihrer Nothwendigkeit aufzufassen, darf man sich nur die Frage beantworten, wie das Verhältniß der Griechen zu den Türken seyn würde, wenn es in der europäischen Türkei noch große Gutsbesitzer gäbe, die in dem Umfange ihres Eigenthums die Aufforderung zur Vertheidigung desselben hätten. Nur weil in Griechenland der Handel den Ausschlag über den Ackerbau gegeben, und diesen gewissermaßen zermalmt hat, ist das Schicksal dieses Landes so beklagenswerth, so hoffnungslos. Denn hätte Griechenland einen nachhaltigen Ackerbau, welcher immer nur da anzutreffen ist, wo der kleine Gutsbesitz durch den großen geadelt wird: so würde erstlich sein Verfall nie so groß geworden seyn, und zweitens würde es der Rettungs- und Befreiungsmittel weit mehr in sich schließen, als sich gegenwärtig zeigen. Griechenlands reiche Kaufleute sind keinesweges die Beförderer einer Revolution, von

welcher sie vorher sehen, daß sie nur zu ihrem Verderben gereichen kann; und wenn man billig seyn will, so muß man bekennen, daß sie Thoren seyn würden, wenn sie nicht an sich hielten, oder auch laut mißbilligten: denn das bringt die Natur des beweglichen Reichthums mit sich, daß er sich keinen augenscheinlichen Gefahren aussetzen darf, während der unbewegliche ihnen zu trotzen berechtigt ist.

Griechenland zeigt, wie zerstörend der Handelsgeist werden kann, wenn er vorherrschend wird.

Minder schrecklich, aber nicht minder warnend, ist das Beispiel Frankreichs.

Angeregt durch einen nicht unbedeutenden Colonial-Besitz, gerieth der Handelsgeist der Franzosen nach dem Ausbruch der Revolution in eine nicht geringe Verlegenheit dadurch, daß ihm durch den Verlust der Colonieen die Gegenstände entzogen wurden, denen er sich zuzuwenden gewohnt war. Wie sollte er sich helfen? Er that, was unter den gegebenen Umständen allein Rettung gewähren konnte: er richtete seine ganze Kraft auf den Besitz von Grund und Boden, nicht um seine Natur abzulegen, sondern um einen neuen Gegenstand für seine eigenthümliche Wirksamkeit zu finden; kurz, er kaufte, um wieder zu verkaufen, d. h um seine Geldkapitale zu vermehren. Wie viel Schaden dadurch dem französischen Reiche gestiftet ist, und noch immer gestiftet wird, geht vielleicht über alle Berechnung hinaus. Allerdings hat die Bevölkerung durch das Zerschlagen der Grundstücke zugenommen; dies dürfte aber auch der einzige zweideutige Vortheil seyn, der dabei herausgekommen ist. Die gesell-

schaftliche Ordnung hingegen ist dadurch nicht wenig gestört worden; denn diese ist nur da anzutreffen, wo sich im ungleichen Besitz Autoritäten bilden, denen man willig gehorcht. Sobald der Grundsatz einer gleichen Theilung von unbeweglichen Gütern proclamirt war, hatte man den ganzen gesellschaftlichen Zustand verändert; allen großen Besitzungen von Grund und Boden war der Krieg angekündigt, und die sogenannte schwarze Bande, die ihren Untergang vollstrecken sollte, ins Leben gerufen. Diese Pest, die in sich selbst nichts weiter ist, als eine Anwendung des Handelsgeistes auf das Hervorbringungsgeschäft, hat bis jetzt nicht aufgehört, Frankreich zu ängstigen, und sie wird es ängstigen, so lange sie nicht ausgetrieben ist, d. h. so lange der Grundsatz einer ungleichen Theilung von Grund und Boden nicht das Uebergewicht erhalten hat. Wer für die Wirkungen der Revolution unbedingt eingenommen ist, bekämpft freilich diesen Grundsatz als unheilbringend und zur Sklaverei führend; allein, wer sich nicht in jenem Falle befindet, durchschaut sehr leicht, daß die Wirksamkeit der Revolution sich auf die Einführung des Eigenthums und der persönlichen Freiheit hätte beschränken sollen, ohne die Natur des Unbeweglichen abändern zu wollen, was an und für sich nie ganz gelingen kann. Die Partheien Frankreichs haben ihren Charakter darin, daß die eine, welche sich die königliche nennt, für die Wiederherstellung der Majorate und Fidei-Commisse eifert, während die andere, die liberale genannt (oder vielmehr sich selbst so nennend), diese Art des Besitzes verabscheut und volle Gerechtigkeit in der **gleichen** Theilung auch des Grun-

des und Bodens wieder findet. Jene will Geschlechter; diese will nur eine Gesellschaft, in welcher alles, was Geschlecht genannt werden kann, aufgeht. Die erste behauptet, es könne kein erbliches Königthum da Statt finden, wo Grund und Boden beweglich gemacht ist — und für sie spricht eine lange Erfahrung; die zweite behauptet dagegen, das Königthum werde von der gleichen Theilung gar nicht berührt — und für sie spricht keine Erfahrung. Der Streit ist noch nicht entschieden, und wird es nicht eher seyn, als bis die Pair-Kammer eine bessere Gestalt gewonnen hat. Indeß kann man mit Sicherheit annehmen, daß die Ruhe, nach welcher Frankreich sich sehnt, nicht eher eintreten wird, als bis das unbewegliche Eigenthum dem Verkehr entnommen ist, und der Unternehmungsgeist der Kaufleute nicht länger auf große Güter speculirt, um durch die Zerschlagung derselben — Geld zu gewinnen. Selbst die Fortdauer der Dynastie hängt hiermit aufs Innigste zusammen; denn diese Fortdauer ist unmöglich, wenn alles Unbewegliche rund um sie her beweglich geworden ist, und sie folglich durch ihr Daseyn eine Ausnahme von allem bildet, was die politische Gesetzgebung gestattet. Man kann als Axiom aufstellen: „daß das erbliche Fürstenthum unverträglich ist mit der gleichen Theilung des Grundes und Bodens, als Eigenthum genommen;“ und kein Liberalismus, wie schlau er auch zu Werke gehen möge, wird jemals das Gegentheil erweisen können. Ich rede hier von den unechten Liberalen, welche Dinge vereinigen wollen, die ihrer Natur nach nicht zu vereinigen sind; nicht von den echten, die nur das wollen,

was sich mit einander verträgt, weil es auf innerer Uebereinstimmung beruht.

Wie die Sachen sich in Frankreich wenden werden, steht zwar noch dahin; indeß ist zu hoffen, daß man in diesem Lande in immer größerer Allgemeinheit einsehen werde, warum der von der Revolution in Umlauf gebrachte Grundsatz nichts taugt, und immer nur dazu dient, die Revolution zu verewigen.

Zurückkehrend zu unserem Gegenstande, dem richtigen Verhältnisse zwischen Handel und Ackerbau, bemerken wir vor allen Dingen, daß, wenn jener diesen zum Gegenstand seiner Speculation macht, nothwendig etwas erfolgt, was von keiner Seite vertheidigt werden kann. Verschieden von dem Ackerbau sind die Erzeugnisse desselben. Diese sind die eigentlichen Gegenstände des Handels, nicht das, was sie hervorbringt. Kauft nun der Handelsmann ein Gut, nicht um es zu besitzen, sondern um Geld daraus zu lösen: so bleibt ihm nichts anderes übrig, als — zu zerstören. Er wird parcelliren, so viel er kann und mag; er wird den Wald, der mit dem Gute in Verbindung steht, niederhauen lassen, um ihn zu versilbern; mit Einem Worte: er wird alles thun, was in seinen Kräften steht, um sich den Beweis zu verschaffen, daß er bei dem Ankaufe des Gutes nicht verloren, sondern gewonnen hat; das Gut selbst aber mit allem, was sich in staatsbürgerlicher Bedeutung daran knüpfte, wird unfehlbar darüber zu Grunde gehen und in ihm vielleicht eine Schöpfung vernichtet werden, an welcher der Geist vieler Generationen gearbeitet hat. Ich weiß, mit welchen Gründen man dergleichen zu recht-

fertigen sucht; aber ich weiß zugleich, warum diese Gründe mich nie befriedigt haben. Geld gebrauchen wir freilich alle zur Befriedigung unserer Bedürfnisse; allein in der Art und Weise, Geld zu erwerben, liegt die Aufgabe, und Der macht sich sehr wenig verdient um die Gesellschaft, der, ohne auf Wiedererzeugung Rücksicht zu nehmen, nichts im Auge hat, als seinen vorübergehenden Vortheil. Die Zeiten sind gewiß oft dagewesen, wo Regierungen, um ihrem Geldbedürfniß abzuhelfen, selbst die Fundamente der Gesellschaft Preis gegeben haben; allein die Geschichte lehrt auch in dem Beispiele mehr als Einer Nation, wie dies endigt.

Man hat den Kaufmann einen Producenten genannt. Ganz fehlt ihm dieser Charakter freilich nicht; allein seine Produktion beschränkt sich auf die Herbeiführung von Gelegenheit zur Befriedigung möglicher Bedürfnisse. Geht er weiter, so hört er auf, Kaufmann zu seyn, und wird — was er werden kann. Nicht er selbst soll die Stoffe erzeugen, auf deren Vertrieb er seinen Gewinn gründet; Andere sollen das für ihn thun. Am wenigsten ist er berufen, Ackerbau zu treiben; denn nichts ist sich mehr entgegengesetzt, als der Kaufmannsgeist und der Geist ländlicher Betriebsamkeit. Während jener ins Weite strebt und, so viel an ihm ist, die ganze Welt umfaßt, schränkt sich dieser auf einen engen Spielraum ein, in welchem alle seine Freuden aus dem Gefühl eines bleibenden Eigenthums und des glücklichen Erfolges seiner Bestrebungen hervorgehen. Eben deswegen ist der Kaufmann nirgend weniger an seinem wahren Ort, als auf einem großen Landgute. Gewohnt, mit beweg-

lichem Reichthum umzugehen, wird er geneigt, das Unbewegliche, bloß weil es einen Geldwerth in sich schließt, dem Beweglichen gleich zu setzen; und so hebt die Zerstörung an, selbst wenn er nicht in der Absicht gekauft hat, zerstören oder auflösen zu wollen. Ist das letztere der Fall, so wird er nur in um so kürzerer Zeit vollenden, weil er genau weiß, zu welchem Endzweck er gekauft hat.

Man fragt vielleicht, was dies schade, da der Speculationsgeist sich nur auf große Güter werfen könne, und die Zerschlagung derselben zum wenigsten den Vortheil gewähre, daß die Bevölkerung dabei zunehme und der Steuerertrag wachse.

Ich mag diesen Vortheil nicht bestreiten; allein ich gestehe, ihn nicht so unbedingt finden zu können, daß alle Gegenvortheile darüber verschwinden und zu Null werden. Gebt dem Verfahren, das ihr vertheidigt, die höchste Allgemeinheit, die es erhalten kann; organisirt, statt einer einzigen schwarzen Bande, deren so viel ihr könnt, um euren Zweck desto schneller zu erreichen: die Folge davon wird nie eine andere seyn, als daß die großen Landgüter verschwinden, und daß kleine an ihre Stelle treten. Heißt das nun aber etwas anderes, als dem Landbau, dieser ersten und nothwendigsten von allen gesellschaftlichen Verrichtungen, das Ansehn rauben, worin er bis dahin gestanden hat? Das kleinere ländliche Eigenthum erhält seine Würdigung nur durch das größere, und unfähig, sich selbst zu vertheidigen, wird es von dem Augenblick an, wo das größere verschwunden ist, ein Gegenstand der Bedrückung und der Tyrannei.

Blickt hin auf jene Gegenden, wo die größeren Landgüter geschmolzen sind, und thut den Ausspruch, ob der gesellschaftliche Zustand in diesen Ländern einen hohen Werth in euren Augen habe. Die Städte sind entvölkert, auf dem Lande selbst herrscht Armuth und Elend, und das Volk in seiner Gesammtheit ist keiner Erhebung, keiner Verbesserung seines Zustandes fähig, weil es an allen den Elementen fehlt, aus denen beides hervorgehen könnte. Blickt man nun aber auch auf diejenigen Länder, in welchen man das Land-Interesse immer sorgfältig von dem Stadt-Interesse gesondert und dem Gelde nie gestattet hat, das Unbewegliche in Bewegliches zu verwandeln und großen Landbesitz in kleinen umzuschaffen! Unter diesen Ländern steht Großbritannien oben an. Vielleicht ist man hier nur allzu sehr in das entgegengesetzte Aeußerste gerathen; denn es läßt sich nicht leugnen, daß sich das Land-Eigenthum sich seit etwa einem Jahrhundert in allzu wenigen Händen concentrirt hat. Allein wo blüht der Handel neben dem großen Gutsbesitz mehr, als in Großbritannien? wo ist mehr Reichthum anzutreffen, als auf dieser Insel? wo ist der Unternehmungsgeist kühner? und wo ist die gesellschaftliche Ordnung besser bewahrt? In Wahrheit, welches europäische Reich würde den inneren Bewegungen widerstanden haben, die in den letzten Jahren in Großbritannien alles zu verändern droheten, und doch damit endeten, daß nichts verändert wurde? Bei dieser Gelegenheit gerade zeigte sich, was es mit großem Gutsbesitz auf sich hat. Jene Bewegungen würden freilich nicht entstanden

seyn, wenn das Landeigenthum in eben dem Maße vertheilt gewesen wäre, als es gegenwärtig concentrirt ist; dann aber würde Großbritannien auch gar nicht seyn, was es ist, und seine Hauptstadt wieder, wie zur Zeit Wilhelms des Eroberers, auf eine Bevölkerung von 40, bis 50,000 Seelen herabsinken müssen. Im gesellschaftlichen Leben wird das Eine durch das Andere bedingt, und nur wer, als Staatsmann, den Gegensatz des Unbeweglichen und des Beweglichen gehörig angeschaut, und Mittel gefunden hat, beider Wirksamkeit innerhalb feststehender Gränzen zu erhalten, der kann mit der größten Sicherheit darauf rechnen, die Gesellschaft in eine Bahn geführt zu haben, wo sie zur höchsten Blüthe gelangen wird. Es ist, behaupte ich, unmöglich, über Großbritanniens Verfassung und über die großen Wirkungen derselben nachzudenken, ohne zu der Entdeckung zu gelangen, daß der Majoratsbesitz die wesentlichste Grundlage davon sei; und wenn daraus folgt, daß es eine baare Thorheit ist, ohne dieselbe Grundlage dasselbe Gebäude aufführen zu wollen, so fällt die Schuld eines so lächerlichen Unternehmens nur auf Diejenigen zurück, die sich damit befassen. Ohne Majoratsbesitz kann es keine achtungswerthe Vertretung geben. Will man also diese, so muß vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß das unbewegliche Eigenthum nicht einen Charakter annehme, der auf das Gegentheil hindeutet; das einzige Rettungsmittel gegen eine solche Calamität aber ist das Majorat.

Mit Recht hat man die Welt das Vaterland des

Kaufmanns genannt; er hat kein anderes, weil seine Bestimmung es mit sich bringt, entfernte Welttheile in Verbindung zu bringen, und das menschliche Geschlecht, so viel an ihm ist, mit sich selbst zu befreunden. Je größer, edler und achtungswerther aber diese Bestimmung ist, desto weniger muß ihr dadurch Abbruch geschehen, daß man die Bahn des Kaufmanns verändert, indem man ihm einen Spielraum anweiset, wo sein Hebel nur zerstören kann. Das aber geschieht vorzüglich dadurch, daß man ihm den Ankauf von großen Landgütern gestattet, die er in keiner andern Absicht erwerben mag, als sie zu zerschlagen und parcellenweise wieder zu verkaufen. Zerstört wird auf diese Weise das Ansehn, das sich an jeden größeren Gutsbesitz knüpft, und der einzige Ersatz dafür ist eine vermehrte Bevölkerung, deren Werth in eben dem Maaße verschwindet, worin ihr Anwachs stärkere Beherrschungsmittel nothwendig macht. Vom Schein geblendet wird man nun zwar dem Staate, der auf dem geringsten Flächenraum die meisten Bewohner zählt, für den stärksten halten; aber es fehlt nur allzu viel daran, daß er es wirklich sei. Wo die meiste Gleichheit des Besitzes ist, da ist gewiß auch, wenn dieser Besitz als klein gedacht werden muß, die meiste Unzufriedenheit und Unruhe; und indem beide wesentlich von der Unmöglichkeit einer Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes herrühren, schließen sie ein Maximum von Unzuverlässigkeit in sich. Fünftausend Seelen auf der Quadratmeile mögen gewissen Rechnern sehr viel Vergnügen machen; ich denke dabei nur

an tausend Eigenthümer, die im Schweiße ihres Angesichts leben und sich gegen alles Edlere verhärten müssen. Auch Gestrüpp mag seinen Werth haben und zu etwas zu gebrauchen seyn; aber ein Wald von gesunden und starken Baumstämmen behält unter allen Umständen den Vorzug.

Mancherlei.

Herr Professor Zeune hat sich, öffentlichen Nachrichten zufolge, die Bedingungen klar gemacht, unter welchen er Denen, die seines Raths bedürfen, die Erlaubniß ertheilen will, Hellenen-Kämpfer — so ist es ausgedrückt — werden zu können.

Hier folgen sie.

1. „Jeder Hellenen-Kämpfer muß frei seyn von allen Verpflichtungen gegen die Seinigen. Also Eltern müssen eingewilligt haben, und Frau und Kinder hinlänglich versorgt seyn."

2. „Jeder muß frei seyn von allen Verpflichtungen gegen das Vaterland. Er darf also nicht im Dienste des Staats oder in der Landwehr stehen, oder er muß gesetzlichen Abschied nachweisen können."

3. „Er muß leiblich gesund seyn, um einen ungewohnten Himmelsstrich und eine ungewohnte Lebensart zu ertragen."

4. „Er muß geistig gesund seyn — also einen offenen Geist und ein sittliches Gefühl haben, nicht aus eigennützigen Absichten in den Kampf gehen, sondern nur um ein grausam unterdrücktes Volk gegen seine Peiniger zu schützen, dabei aber es sich zur strengsten Pflicht machen, nicht Grausamkeit mit Grausamkeit zu vergelten nach dem bekannten Grundsatze der Repressalien, sondern seinen reinen christlichen Glauben eben dadurch zu be-

wahren, daß er selbst den Feind menschlich behandelt, und so den Kampf als einen Kampf der Menschlichkeit gegen die Unmenschlichkeit, der Bildung gegen die Rohheit betrachtet."

5. „Er muß schon Feldzüge mitgemacht haben; denn Hände haben die Hellenen genug, aber die Waffen zu führen verstehen nicht Alle."

6. „Vorzüglich ist es gut, wenn er das Anführen versteht; denn an tüchtigen Officieren fehlt es den Griechen noch häufig."

7. „Ganz besonders wird er willkommen seyn, wenn er das Geschützwesen und die Belagerungskunst versteht; denn an sogenannten Genie- und Artillerie-Officieren mangelt es den Griechen am meisten."

Wer giebt nicht allen diesen Bedingungen seinen aufrichtigen Beifall, auch wenn er nicht zu begreifen vermag, wie bei gewissenhafter Erfüllung der obstehenden Bedingungen den Griechen irgend eine der Rede werthe Hülfe zuwachsen könne!

Gleichwohl hat, wie es uns scheint, der achtbare Urheber jener Bedingungen Eine aus der Acht gelassen, welche allen übrigen vorangehen sollte.

Wir würden sie etwa so ausdrücken:

„Jeder Hellenen-Kämpfer muß das Neu-Griechische und die verschiedenen Dialekte desselben verstehen, aus dem sehr erheblichen Grunde, weil es sonst nicht möglich ist, sich Denen verständlich zu machen, für welche und mit welchen er zu kämpfen entschlossen ist."

In Wahrheit, diese Bedingung konnte nicht wegbleiben, wenn es den muthigen Hellenen-Kämpfern nicht

eben so gehen soll, wie jenem jungen Engländer, der eine ganz vergebliche Reise machte. Er hatte erfahren, daß in Holland mit Unterricht in der englischen Sprache sehr viel Geld zu verdienen sei. Da er nun mit seiner Person in einiger Verlegenheit war, so entschloß er sich rasch und gut, nach Holland zu gehn. Die Ueberfahrt war bald zu Stande gebracht, und die Hauptstadt Hollands versprach eine reiche Ernte. Doch nur allzu bald machte unser junge Gelehrte die Entdeckung, daß, um die Holländer im Englischen zu unterrichten, man vorher Holländisch gelernt haben müsse; und da dies nicht sein Fall war, so kehrte er betrübten Herzens und erleichterten Geldbeutels nach London zurück.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß man sich durch die Aufstellung einer solchen Bedingung alle übrigen ersparen würde.

Nur ein Heer von 60,000 Mann ist berechtigt, die Sprache des Landes, in welchem es operiren soll, nicht zu kennen; denn es nöthigt, daß man die seinige kenne, und erreicht seine Zwecke allenfalls auch ohne dies.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Von der wesentlichen Veränderung, welche seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in dem Geiste der Westeuropäer vorging.

Ehe wir uns in eine Darstellung der großen Begebenheiten einlassen, welche seit dem Kostnitzer Concilium Schlag auf Schlag erfolgten, um eine Scheidewand zwischen dem sogenannten Mittelalter und der neueren Zeit zu ziehen, wird es nöthig seyn, genauer anzugeben, in welcher Veränderung des Geistes der Westeuropäer jene Begebenheiten gegründet waren, oder worauf ihre Nothwendigkeit beruhete. Wir können diese Untersuchung um so weniger zurückweisen, da sie von allen, die wir bisher anzustellen Gelegenheit gehabt haben, die allerwesentlichste ist, und uns vielleicht die meisten Aufschlüsse giebt.

Eine allgemeine Bemerkung möge sie einleiten.

Nie wird es möglich seyn, sich der Kraft des menschlichen Geschlechtes in einem solchen Grade zu bemächti-

gen, daß seine Entwickelungsfähigkeit darüber zu Grunde ginge. Der Mensch ist vermöge der sämmtlichen Anlagen, mit denen er geboren wird, Schöpfer; und was man auch thun möge, diese ihm von der Hand der Natur ertheilte Prärogative in die engsten Schranken zurückzudrängen, so wird dies immer nur unvollkommen gelingen. Sind denn Diejenigen, die so etwas unternehmen, nicht zuletzt auch Menschen? Die natürliche Folge davon ist, daß sie die Wirkungen eines neuen Gedanken nicht in ihrem ganzen Umfange überschauen, und daß das, was bei seiner ersten Entstehung ihnen, wo nicht als nützlich, doch als vollkommen unschädlich erscheint, in seinem Fortgange nicht selten gefährlich wird. Von allen politischen Systemen, die es geben kann, ist daher das unstreitig das schlechteste, das sich herausnimmt, die Fortschritte des menschlichen Geistes in Erkennung der Wahrheit hemmen zu wollen; so wie das unstreitig das beste ist, das diesen Fortschritten den freiesten Spielraum giebt, und sich darauf beschränkt, die Wohlfahrt der Gesellschaft im Allgemeinen zu sichern. Wollte man sich anders darüber ausdrücken, so würde man mehr oder weniger der Sklaverei das Wort reden, und alles Schöne und Edele, das in menschlichen Verhältnissen Statt finden kann, einer geist- und herzlosen Herrschsucht Preis geben.

Ohne nun hier zu wiederholen, was im Laufe dieser Untersuchung mehr als Einmal über den eigenthümlichen Geist der Theokratie bemerkt worden ist, wollen wir bei dem Umstande stehen bleiben, daß das christliche Kirchenthum im Mittelalter nicht bloß zu einer Macht, sondern

sogar zu einer vorwiegenden, alle gesellschaftlichen Verhältnisse in sich begreifenden, Macht geworden war. Als politisches System bedurfte es seiner besonderen Hebel, und als allgemeines politisches System, d. h. als Universal-Monarchie, bedurfte es allgemeiner Hebel. Zu diesen gehörte vor allen Dingen seine Sprache: ein Punkt, den wir hier näher ins Auge fassen müssen.

Mit dem Untergange des westlichen Römerreichs war die Sprache verschwunden, worin Rom in einer frühern Zeit der ihm bekannten Welt Gesetze gegeben hatte; an ihre Stelle waren Provinzial-Dialekte getreten, die, bei aller Verwandtschaft mit ihr, des Eigenthümlichen so viel hatten, daß, wer darauf eingehen wollte, immer Gefahr lief, sich lächerlich zu machen, wenigstens seinem Ansehn sehr viel zu vergeben. Die kirchliche Regierung, im fünften und sechsten Jahrhundert als Monarchie ziemlich vollständig ausgebildet, begriff also sehr bald, daß ihr zur Behauptung, so wie zur Vermehrung, ihres Ansehns nichts nothwendiger sey, als eine allgemein angenommene Sprache; und da Rom der Mittelpunkt ihres Wirkens war, so wählte sie dazu die Sprache der alten Römer. Als diese Wahl (wie nahe sie auch liegen mochte) einmal getroffen war, erntete sie davon drei Hauptvortheile, die sich durchaus nicht verkennen lassen. Erstlich, indem sie die Sprache der alten Römer redete, brachte sie die Täuschung hervor, als ob das Ansehn derselben noch immer fortdauere; kein geringer Gewinn für ihre Herrschaftszwecke! Zweitens, indem eben diese Sprache die der öffentlichen Gottesverehrung blieb, entstand ein geheimnißvolles Dunkel, welches ihren

Herrschaftszwecken nicht minder günstig war, so fern die große Mehrheit der Gottesverehrer von dieser Sprache nichts verstand, und sich folglich durch den blindesten Glauben zur Unterwerfung gewöhnte. Drittens war das Mittel gefunden, wodurch die Priesterschaft bei aller örtlichen Trennung immer mit sich selbst in Zusammenhang blieb, und mit Leichtigkeit über Gegenstände briefwechselte, welche für den großen Haufen ein Geheimniß bleiben sollten. Mit Einem Wort: durch ihre eigenthümliche Sprache sonderte sich die Priesterschaft von der Laienwelt, und eben diese Sprache war die sicherste Grundlage für eine Herrschaft, die sich auf den Glauben an die Wahrheit übernatürlicher Lehren stützen wollte.

Doch, wie gut berechnet dies alles seyn mochte: alle Absonderung hat ihre Gränze, und nicht selten geschieht es, daß Grundsätze aufgegeben werden, um augenblickliche Vortheile zu erreichen.

Die große Ausdehnung, welche der kirchlichen Regierung seit der Entstehung des Mönchwesens zu Theil wurde, war bei weitem mehr zu ihrem Schaden, als zu ihrem Vortheil. Sollte die altrömische Sprache die der kirchlichen Regierung bleiben, so durfte es nicht an Einrichtungen fehlen, welche die Erlernung derselben begünstigten; aber sofern die Klosterschulen, vom neunten Jahrhundert an, diese Bestimmung hatten, konnte zweierlei nicht wegfallen. Das Erste war eine allgemeinere Kenntniß der altrömischen Sprache, als sich mit dem Vortheil einer Regierung vertrug, deren erster Charakter das Mystische und Geheimnißvolle war. Das Zweite war von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit. Da sich nämlich die

kirchliche Sprache nur dadurch in einiger Reinheit erhalten ließ, daß man zu den Quellen zurückkehrte, aus welchen sie geschöpft war, so entstanden daraus Studien, die mit dem, was zu dem Wesen eines christlichen Priesters gehört, nichts gemein hatten, und nur allzu leicht von der vorgezeichneten Bahn ablocken konnten. Wie wäre es denn wohl möglich, die Werke eines Cicero und Livius, eines Virgil und Horaz zu lesen, ohne zu Anschauungen zu gelangen, die von denen eines eifrigen Mitglieds der christlichen Priesterschaft himmelweit verschieden sind! Es läßt sich freilich nicht genau angeben, wie das Studium der alten Römer das ganze Mittelalter hindurch auf einzelne Köpfe zurückgewirkt habe; allein im Ganzen genügt es, zu wissen, daß dies Studium in keinem Jahrhunderte des Mittelalters ganz vernachlässigt wurde. Fassen wir die Einzelnen, welche dadurch zu einer höheren Bildung gelangten, als Äußerlesene auf: so stellt sich das eine und das andere Kloster als ein Tempel der Vesta dar, in welchem das heilige Feuer der Kunst und Wissenschaft bewahrt wurde. Die allgemeine Regierung der Kirche selbst war genöthigt, sich gegen diesen Mißbrauch (ein solcher war es wenigstens in ihrem Urtheil) zu verblenden, um ihre größeren Zwecke nicht aufgeben zu müssen; ja, es läßt sich annehmen, daß sie gerade Diejenigen, welche es im Studium des Alterthums am weitesten gebracht hatten, vor allen Uebrigen zu befördern sich berufen fühlte, aus keinem anderen Grunde, als weil sie ihre Sprache in größerer Reinheit und Eleganz redeten und schrieben. Und so geschah es denn, daß die kirchlichen Angelegenheiten am häufigsten von

Denen verwaltet wurden, welche ihren Gesinnungen und Neigungen nach die entschiedensten Polyhistoren waren.

Je mehr sich im Verlaufe der Zeit der Gegensatz von geistlicher und weltlicher Gewalt ausbildete, desto nöthiger wurde es, den Anmaßungen der Geistlichkeit in einer Sprache zu begegnen, die sie als die ihrige betrachtet wissen wollte. Das Studium des Alt-Römischen dehnte sich also leicht auf Männer aus, welche nicht zur Geistlichkeit gehörten; und so bildete sich zuerst der eigentliche Gelehrten-Stand. Die früheste Grundlage desselben war die Rechtswissenschaft, so wie diese aus den Institutionen und Pandekten geschöpft werden konnte. Doch diese Grundlage erweiterte sich nach und nach, und in den italiänischen Republiken Italiens war es schon seit dem dreizehnten Jahrhundert hergebracht, den besten Stylisten zum Staats-Sekretär zu wählen: ein Verfahren, das eine große Aufmunterung zum Studium der alten Schriftsteller in sich schloß. Es darf dabei nicht unbemerkt bleiben, daß dies Studium nicht wenig befruchtet wurde durch die Bildung, welche die Verfassung dieser kleinen Freistaaten dadurch gab, daß sie das Innere ihrer Bürger im höchsten Grade anregte. In Florenz und auf mehreren anderen Punkten Italiens wiederholte sich, was sich ehemals zu Athen und Rom in politischer Hinsicht zugetragen hatte, und hierin lag unstreitig die Ursache der größeren Empfänglichkeit, welche wir bei den Gelehrten Italiens für die Schönheiten der Alten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte wahrnehmen. Mit allem Rost seiner Zeit ist Dante Allighieri ein ausgezeichneter Schriftsteller, und seine drei Bü-

cher über die Monarchie würden Bewunderung verdienen, wenn die scholastischen Formen darin nicht vorherrschend wären. Frei von diesen ist Petrarca, dessen Werken man es ansieht, daß er, unbekümmert um den Schulkram, sich nur an den Mustern gehalten, welche Cicero und Virgil ihm darboten. Wie unbedingt mußte ein Mann, der sich bis zur Idee eines Heldengedichts, dessen Gegenstand Scipio Afrikanus war, erheben konnte, die alte Römerwelt lieben! Bis zu welchem Grade mußte er, auch wenn er Pfründen von Cardinälen annahm, ein Heide seyn! Laura's Verehrer stand zum wenigsten zwischen zwei Welten, und der bessere Theil seines Wesens gehörte der früheren an. Man muß sich also wohl in Acht nehmen, zu glauben, daß Männer, wie Dante und Petrarca, wo sie der Macht gesellschaftlicher Verhältnisse nachgaben, ehrlich zu Werke gegangen: sie thaten nur, was die Umstände forderten, während sie mit ihren Idealen entweder der Zukunft oder der Vergangenheit angehörten.

Dies läßt sich noch weiter verfolgen.

Im menschlichen Leben, wo alles Wechselwirkung ist, wird der Freiheitssinn durch die Begebenheiten geweckt, und eben dieser Freiheitssinn bestimmt wiederum die Begebenheiten. Es gab daher vielleicht nie eine Periode, wo man in größerer Allgemeinheit zur Zertrümmerung der hergebrachten Gesellschaftsformen so aufgelegt war, wie in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Selbst die Geistlichkeit war von diesem Schwindel ergriffen. Was war es anderes, als Revolutions-Schwindel, wenn sie den Grundsatz aufstellte: das Con-

cilium stehe über dem Pabst? Durch diesen Grundsatz wurde dasselbe ausgedrückt, was in unseren Zeiten durch Volks-Souveränetät bezeichnet worden ist; und wie man gegenwärtig die gesetzgebende Macht von der vollziehenden zu trennen strebt, um zu einer bürgerlichen Freiheit zu gelangen, die, als Wunsch, nur von der Schwäche der Regierungen ausgeht: eben so glaubte man am Schlusse des vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts durch Beschränkung des päbstlichen Ansehns den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. Das Auffallende der ganzen Erscheinung besteht zuletzt nur darin, daß die Idee von der Nothwendigkeit einer gegenwirkenden Kraft den menschlichen Geist nie ganz verläßt.

Wenn die Neuerer jener Zeit in die Vergangenheit zurückstrebten, so geschah dies bloß, weil die Zukunft sich ihren Blicken verschloß, wie sie dies unter allen Umständen thut. Inzwischen verstärkte die Neuerungssucht dieselbe Liebe für das Alterthum, von welcher sie ausgegangen war. Die Werke der Alten sammeln und vervielfältigen war eine von den größten Angelegenheiten; und Petrarca, der in dieser Hinsicht mit seinem Beispiel vorangegangen war, fand überall eifrige Nachfolger. „Die Entdeckung einer unbekannten Handschrift,“ sagt Tiraboschi, indem er von diesen Zeiten spricht, „ward beinahe wie die Eroberung eines Königreichs betrachtet.“ Man urtheile hiernach, wie reich und überglücklich Poggio Bracciolini (einer von den vornehmsten Wiederherstellern der Gelehrsamkeit in Italien) sich fühlte, als er bei Gelegenheit des Kostnitzer Conciliums zu St. Gallen in einem kaum für Missethäter bewohnbaren Thurme zwischen

Staub und Schutt eine vollständige Abschrift der Werke Quintilians und einen Theil von den Schriften des Valerius Flaccus fand: Schätze, die er nicht lange darauf durch das Gedicht des Silius Italicus, durch zwölf bis dahin unbekannte Lustspiele des Plautus und durch die Werke des Lucretius, Columella, Ammianus Marcellinus und Tertullianus vermehrte! Ein solcher Mann hielt sich für berechtigt, ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu heißen; und wenn er sich, in seiner eigenen Würdigung, über Könige und Kaiser setzte, so war er dazu durch nichts so sehr verführt, wie durch den hohen Werth, den die allgemeine Meinung auf diese geistigen Ueberreste der Vorwelt legte. Die Fürsten selbst, unfähig, dem vorherrschenden Geschmacke zu widerstehen, fühlten sich geehrt, wenn man ihnen Sinn für das Alterthum zutraute. Es war gewiß ein höchst würdiges Geschenk, als Petrarca seine Büchersammlung der Republik Venedig vermachte; und wer kennt nicht die Freude Alphonso's von Neapel, als Cosmo von Medici ihm eine Abschrift von den Werken des Livius verehrte? Was gegenwärtig durch die Erfindung der Buchdruckerei beinahe Gemeingut geworden ist, wurde zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts noch als Kleinod geachtet. Die Gelehrten selbst begnügten sich, den Fußstapfen des Alterthums mit demüthiger Verehrung zu folgen; und so weit reichte ihre Abgötterei, daß sie der Nachwelt lieber in dem Lichte sklavischer Nachahmer, als freier Selbstschöpfer, erscheinen wollten: denn freudig opferten sie mit der Muttersprache jede Ureigenheit auf, die ihnen beiwohnen konnte. Man hat nach vier Jahrhunderten Mühe, sich

eine Vorstellung von dieser überschwänglichen Liebe für das Alterthum zu machen, von dieser Liebe, die sich nie erschöpfte, und jedes noch so lange Leben eines Gelehrten ausfüllte. Es war ein Erwachen nach einem langen Schlummer, in welchem neue Kräfte gewonnen sind; es war zugleich ein Erstaunen über unermeßliche Reichthümer, die man mitten unter den Leiden der Armuth geerbt hatte. Nicht weniger als drei Jahrhunderte hielt diese Begeisterung vor; denn erst am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts wagte der Verstand der Europäer, sich von dem Gängelbande der Alten loszuwinden und auf selbstgewählter Bahn fortzuschreiten.

Werfen wir einen Blick in die Vergangenheit zurück, so können wir nicht anders, als den Gang bewundern, den die Entwickelung nahm. Gesetzt, es hätte nie eine theokratische Universal-Monarchie gegeben, welche, um sich in ihrem besonderen Seyn zu behaupten, genöthigt war, ihre eigene Sprache zu reden: was würde aus der Civilisation Europa's geworden seyn? Es läßt sich dreist behaupten, daß diese Fragen nach allem, was bis auf unsere Zeiten für die Bildung der Gesellschaft in allen europäischen Reichen geschehen ist, gar nicht anders beantwortet werden kann, als so, daß man sagt: „jene Civilisation würde gar nicht Statt gefunden haben.“ Wie sehr auch die Sprache der alten Römer in einzelnen Perioden des Mittelalters ausgeartet seyn mochte — in ihr lag fortdauernd ein Keim, der nur der Befruchtung harrte, um eine glänzende Entfaltung zu gewinnen. Als nun der rechte Zeitpunkt gekommen war, da mußte es Denen, die sich ausschließend mit den Geisteswerken der

Römer beschäftigten, vorkommen, als läge ihre Welt in einer Verpuppung, von welcher sie nur dadurch befreiet werden könnte, daß sie noch einmal würde, was sie früher gewesen war. Dies war Petrarca's Gedanke, dies der Gedanke aller vorzüglichen Geister des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts. Was Protestantismus genannt wird, ist mannigfaltiger Ausbildungen fähig, und in sich selbst von so allgemeiner Beschaffenheit, daß, während sein Wesen immer dasselbe bleibt, seine Gestalt sich unaufhörlich verändert. In früheren Jahrhunderten war man Protestant, ohne es zu ahnen; und man war es gerade dadurch, daß man sich sehr wenig Mühe gab, die Entwickelungsgesetze zu beobachten, um hinter das Geheimniß eigener Neigungen und Wünsche zu gelangen. So wenig dachten selbst Machthaber über das nach, was rund um sie her vorging, daß sie, so viel an ihnen war, beförderten, was sie hätten hintertreiben sollen. Es lassen sich mehrere Päbste nennen, welche so eifrige Beförderer des Studiums der Alten waren, daß man sich nicht genug über die Verblendung wundern kann, in der sie waren. Wir werden diese Päbste weiter unten nennen, und bemerken jetzt nur, daß die Unbefangenheit, womit sie zu Werke gingen, höchst gefährlich war, ohne ihnen im Mindesten als gefährlich zu erscheinen.

Wer sich dem Studium der Alten in diesen Zeiten ergeben hatte, stand zwischen zwei Welten, von denen die eine durch die Gegenwart, die andere durch die Vergangenheit gebildet wurde. Jene nun wirkte auf ihn gerade so ein, wie die Wirklichkeit, von der Unangenehmes sich niemals trennen läßt, es zu thun pflegt; diese war mit

dem vollen Glanze der Urbildlichkeit umgeben, und um so anziehender, je unmöglicher es war, darin anders als mit bloßen Gedanken zu leben. Alle Vergleichung also, welche man zwischen beiden anstellte, mußten zum Nachtheil der ersten ausfallen; und gerade, als ob es mit dem Stoffe, den die frühere Römerwelt in den von ihr übriggebliebenen Denkmalen zu solchen Vergleichungen darbot, nicht genug gewesen wäre, mußte man mit einer noch früheren Welt bekannt werden, deren anziehende Kraft viel größer war. Wir bezeichnen hierdurch die griechische Welt in ihrer für die Litteratur glänzendsten Periode.

Die Eroberungen der Türken auf der westlichen Gränze Asiens und diesseits des Hellesponts und des Bosporus haben wunderbar auf die Geisteskultur des westlichen Europa's zurückgewirkt. Selbst in der Erinnerung war alles untergegangen, was die griechische Welt mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ausgezeichnet hatte. Obgleich Italien Griechenland so nahe ist, ließ doch kein Italiäner sich einfallen, die Sprache der Griechen zu lernen, seitdem das Exarchat verschwunden war, und selbst die Kirche war gegen ihre ältesten Urkunden so gleichgültig geworden, daß sie es nicht der Mühe werth hielt, eine Abschrift von dem griechischen Texte zu besitzen, noch weniger ihn zu verstehen. Petrarca hatte das funfzigste Jahr erreicht, als ein griechischer Abgesandter, der sein Freund war, ihn mit einer sauberen Abschrift der Werke beschenkte, welche Homers Namen führen; und vielleicht gab es in ganz Italien um diese Zeit kein zweites Exemplar von der Ilias und Odyssee. Petrarca nun selbst gesteht, daß er in seinem

vorgerückten Alter nicht mehr den Muth hatte, die Sprache der Griechen zu lernen. Entschlossener ging zwar sein Zögling Boccacio mit einigen seiner Freunde zu Werke; doch auch diese ermüdeten, und nach einem Menschenalter war wiederum in Italien nicht mehr die Rede von griechischer Litteratur. Den Fortschritten der Türken im europäischen Griechenlande war es aufbehalten, die Werke der vorzüglichsten Geister aus der Periode des Perikles und Alexanders des Großen nach Italien zu verpflanzen. Jenen Gelehrten Griechenlands, die sich, um den Grausamkeiten der Türken zu entrinnen, in Italien niedergelassen hatten, kam nichts so sehr zu Statten, als die bei den Italiänern erwachte Liebe für das Alterthum; denn diese Liebe gab den Griechen ein Ansehn, das sie auf keinem andern Wege finden konnten. Hätte Timur zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das Hinderniß überwunden, das sich ihm in dem Hellespont darstellte; hätte folglich die Versetzung griechischer Gelehrten nach Italien ein Jahrhundert früher Statt gefunden, als sie wirklich erfolgte: so ist mit der größten Sicherheit anzunehmen, daß sie ohne allen Erfolg für die weitere Ausbildung des menschlichen Geistes geblieben seyn würde, bloß weil es an der Empfänglichkeit gefehlt hätte, die allen neuen Bildungen zu Hülfe kommen muß. Der Umsturz des oströmischen Reichs geschah also zu einer Zeit, wo Italien vorbereitet war, den zerstreuten Samen der Litteratur aufzufassen und zu entwickeln. Leontius Pilatus, der Lehrer Boccacio's und anderer Florentiner, hatte ihn vergeblich ausgestreut. Nicht dasselbe Schicksal hatten die Bemühungen des Emanuel

Chrysoloras, der sich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts als öffentlicher Lehrer der griechischen Litteratur erst in Florenz und dann nach einander in Pavia, Venedig und Rom niederließ. Während der zwanzigjährigen Dauer seines Lehramtes lernten alle Freunde der alten Literatur von ihm die griechische Sprache, und Einige von ihnen, denen es nicht genügte, Chrysoloras Schüler zu seyn, suchten die Quelle griechischer Kunst und Wissenschaft in Constantinopel selbst auf, von wo sie nicht bloß mit genauerer Kenntniß der Sprache, sondern auch mit reichen Schätzen an Manuscripten nach Italien zurückkehrten. Unter ihnen zeichneten sich Guarino von Verona, Aurispa und Filelpho als die glühendsten Verehrer der Griechen aus. Aurispa brachte, nach Tiraboschi's Versicherung, nicht weniger als 238 Volumina nach Venedig.

Hierbei ist noch Folgendes zu bemerken.

Die Griechen hatten in keiner Periode des Mittelalters die Sprache und Litteratur ihrer Vorfahren ganz vernachlässigt. Zwar hatte das Griechische, das in Constantinopel geredet wurde, wenig Aehnlichkeit mit demjenigen, das zu Athen in dem Munde Aller war; allein so oft man schrieb, befliß man sich der alten Redeformen, und vom sechsten Jahrhundert an beweisen die in den Schriftstellern vorkommenden Citate, daß man niemals aufhörte, die Werke der bessern Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter zu lesen. Die Gewalt des Priesterthums hatte auch im oströmischen Reiche die Geister entmannt; doch, unfähig, die Vorliebe für das Einfache und Schöne ganz zu ersticken, hatte sie zum wenig-

ſten nicht verhindert, daß einzelne Gelehrte mit den Schätzen des Alterthums vertraut geblieben waren. Vom zwölften Jahrhunderte an nehmen wir ſogar einen neuen Aufſchwung wahr: einen Aufſchwung, dem wir die ausführlichere Geſchichte des Alexius Comnenus, geſchrieben von ſeiner Tochter Anna Comnena, verdanken; einen Aufſchwung, der ſelbſt bis in's vierzehnte Jahrhundert hinein reichte. Man mochte von den Werken eines Platon und Ariſtoteles, eines Demoſthenes und Lyſias, eines Sophokles und Euripides, eines Ariſtophanes und Menander ſehr wenig mehr verſtehen; denn bis zur Unkenntlichkeit war die Welt verändert, in welcher jene Heroen der Litteratur gedacht und geſchrieben hatten. Allein, indem man las und auszog und erklärte, erhielt ſich zum Wenigſten ein Gefühl für den richtigen Ausdruck, und mehr bedurfte es im Grunde nicht, um Italiäner im Griechiſchen zu unterrichten. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß, der inneren Entwickelung nach, jene Florentiner, Venetianer und Neapolitaner, welche Griechiſch lernten, bei weitem den Vorzug vor ihren Lehrern hatten, wenn dieſe Griechen waren; doch es war ja auch vom Schickſal beſchloſſen, daß nur die Erſtern, nicht die Letzteren, bleibenden Gewinn von den Meiſterwerken altgriechiſcher Schriftſtellerei ziehen ſollten.

Eingeweiht in die griechiſche Sprache, gelangten Italiens Gelehrte nach und nach dahin, daß ſie die geiſtigen Erzeugniſſe Latiums und Griechenlands vergleichen konnten. Wie hätten ſie ſich aber verblenden können gegen den Unterſchied zwiſchen Homer und Virgil, Platon und Seneca, Thukydides und Livius, Ariſtoteles und

Plinius! Der höhere Genius der Griechen, von den Römern selbst zu allen Zeiten anerkannt, konnte ihnen also kein Geheimniß bleiben. Für die Erziehung des menschlichen Geistes ist aber nichts so entscheidend, als die Stützen, an welchen er sich bildet, die Muster, denen er nachstrebt. Italien, welches schon im sechzehnten Jahrhunderte höchst freisinnige Schriftsteller hatte, würde diese schwerlich hervorgebracht haben, wenn es sich nicht das funfzehnte Jahrhundert hindurch so ernst und eifrig an den alten Griechen und Römern angeklammert hätte. Es ward hergebracht, daß Fürsten, die etwas gelten wollten, an ihren Höfen berühmte Schriftsteller unterhielten; und so wenig fürchtete man in diesen Zeiten die Wirkungen der Geistesthätigkeit, daß Niemand auf den Gedanken gerieth, die Schreibkunst in Fesseln zu legen. Erst als der römische Hof die Gefahren begriff, die ihm von dieser Seite bevorstanden; erst als es sich für ihn um Seyn und Nichtseyn handelte, weil eine täglich wachsende Kritik seinen Anmaßungen kühner entgegentrat: erst da nahm man sich heraus, beurtheilen zu wollen, welche Art von Gedanken der öffentlichen Wohlfahrt entspräche, und welche nicht. Die Erfindung der Buchdruckerei war freilich, als dies geschah, den Bestrebungen des menschlichen Geistes zu Hülfe gekommen, und hatte den geistigen Verkehr in jeder Beziehung erleichtert. Von dieser Erfindung werden wir weiter unten reden. Hier bemerken wir nur noch, daß, nachdem für die europäische Welt zwei solche Lichter angezündet waren, wie die römische und griechische Litteratur, ihr Versinken in eine neue Barbarei unmöglicher gemacht war.

Italien, das diese Lichter angezündet hatte, wurde in Kurzem ein Pharos für die europäische Welt. Von allen Seiten her bemühete man sich um Lehrer der griechischen Sprache. Im Jahre 1458 wurde in Paris der erste Lehrer für diese Sprache angestellt, und dies geschah unter einem König, dessen politische Lage nur allzu bedenklich war; Frankreich lernte also eine Sprache von neuem kennen, welche im zwölften Jahrhundert wenigstens ein Abälard verstanden hatte. In England war noch im sechzehnten Jahrhundert, wo nicht die Barbarei, doch wenigstens der Pedantismus so groß, daß, als Grocyn und Linacer unter Heinrich dem Achten die griechische Sprache auf der Universität zu Oxford einführen wollten, sich heftige Partheien erhoben, die, unter der Benennung von Griechen und Trojanern, die Gelehrsamkeit vertheidigten oder verdammten; doch die gute Sache siegte auch hier. Was Deutschland in dieser Zeit Gutes für den öffentlichen Unterricht hatte, verdankte es den frommen Bemühungen Gerhard Grote's, der, wie wir oben bemerkt haben, seine Stelle als Canonicus in Utrecht niederlegte, um im väterlichen Hause zu Deventer eine Anstalt zu errichten, bei welcher alles auf den besseren Unterricht der Klerisei abzweckte. Diese Anstalt breitete sich im Laufe eines Jahrhunderts durch eine Menge von Schulen und Gymnasien aus, deren Stifterin sie ward. Zu ihren Zöglingen gehörte Thomas von Kempen, welcher die Welt nicht bloß zur Nachahmung Christi, sondern auch zur Erlernung des Griechischen ermunterte. Auf seinen Rath zogen mehrere wohlhabende Schüler nach Italien, um sich zu Perugia

mit der classischen Litteratur Griechenlands bekannt zu machen; und sie waren es, die diese nach Deutschland verpflanzten. In Deventer nun machte das Studium dieser Litteratur in kurzer Zeit so bedeutende Fortschritte, daß, schon zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, Männer, wie Erasmus von Rotterdam, Reuchlin und Melanchthon, erglänzen konnten.

Ueberall wurde der gesunde Verstand durch die neuen Stützen, die er gefunden hatte, in seine alten Rechte wieder eingesetzt. Doch genug über den, durch das Studium der Alten veränderten Geist des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts. Wir fahren jetzt in der Zergliederung der westeuropäischen Begebenheiten fort, und es wird sich sogleich zeigen, welchen Einfluß jenes Studium darauf hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Ueber die Fortschritte der Opposition gegen das Pabstthum.

Das Pabstthum, so wie es sich im neunten Jahrhunderte unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen entwickelte, war offenbar eine Nachbildung des Kalifats; und wer auch immer der Urheber jener Lehren seyn mochte, welche unter der Benennung der pseudoisidorischen bekannt sind, so konnte er dabei nichts Anderes bezwecken, als eine Urkunde, die dem Koran gleichkäme. Es dauerte indeß lange, ehe die Päbste sich als

Universal-Monarchen geltend machen konnten, und mit Wahrheit läßt sich behaupten, daß Otto der Große durch das Verhältniß, worein er zu Italien trat, sie länger als ein ganzes Jahrhundert zurückgehalten hat. Mit den Kreuzzügen endlich eröffnete sich die große Bahn, welche das christliche Kalifat zu durchlaufen bestimmt war; und ihre zweihundertjährige Dauer würde seine Macht befestigt haben, wenn Europa's Gestalt dem Wesen einer ungeheuren Monarchie eben so entspräche, wie Asiens, das dieselbe in seinen weitgestreckten Ebenen sogar fordert. Was die Päbste niemals wußten (und auch jetzt vielleicht noch nicht eingesehen haben), ist, daß sie mit ihren Forderungen gegen die Natur der europäischen Halbinsel verstießen: eine Natur, die, indem sie eine größere Mannigfaltigkeit von Staaten fordert, jede Einförmigkeit der Entwickelung hintertreibt. Als gute Geographen hätten also die Bischöfe Roms nie auf den Einfall gerathen können, Europa ihrem Scepter zu unterwerfen. Doch es ist auch nie die richtige Einsicht, welche den Ehrgeiz fördert. Im Leben gilt das Gelungene für das Rechtmäßige, und dieses Rechtmäßige dauert gerade so lange, als — es nicht verdrängt wird.

Herabgewürdigt, erst von den französischen Königen, dann von ihrer eigenen Umgebung, und zwar gerade von Denjenigen, welche die sichersten Aufschlüsse über den Zweck und die Mittel des Pabstthums geben konnten, hatten die Päbste kein Daseyn mehr, sobald der Grundsatz angenommen war: das Concilium oder die in ihren vornehmsten Gliedern repräsentirte

sentirte Kirche sei über dem Pabst. Sie befanden sich genau in derselben Lage, worin sich gegenwärtig die Könige von Spanien und von Portugal befinden, indem man ihnen von allen Seiten zuruft: es gebe eine Volks-Souveränetät, und die in den Cortes versammelte Nation habe das Recht, Gesetze zu geben und eine Macht zu bilden, die von der vollziehenden wesentlich verschieden sey. So lange jener Grundsatz vorhielt, waren sie mit allen ihren Ansprüchen auf Unumschränktheit so gut wie vernichtet; denn Unumschränktheit ist nur da möglich, wo der Begriff von Recht in Schatten gestellt wird, und Gnade und Barmherzigkeit den freiesten Spielraum haben. Da nun dem Statthalter Gottes auf Erden nur die Gnade und Barmherzigkeit geziemt: so gab es für ihn nichts Frevelhafteres und Verruchteres, als eine Macht, die ihn zwingen wollte, gerecht zu seyn. Nie konnte er ihre Legitimität anerkennen, nie zugeben, daß sie, ohne von ihm berufen, vertagt und aufgelöst zu seyn, über irgend etwas zu entscheiden die Befugniß habe. Die Wahrheit war hierin sogar auf seiner Seite; denn, was seinen Werth nur durch die Unumschränktheit hat, darf nicht gestatten, daß irgend etwas derselben Abbruch thue. Der freie Zusammentritt zu Concilien, so wie er in den letzten Sitzungen des Kostnitzer Conciliums verabredet und festgestellt war, bildete also das größte Schreckniß für die Päbste.

Für Martin den Fünften ward es noch zu einer besonderen Aufgabe, wie er nach Rom kommen wollte. Frühere und spätere Päbste haben oft gerühmt, daß

sie, als Statthalter Gottes, sich einer besonderen Vorsehung zu erfreuen hätten. Giebt man ihnen dies zu, so muß man zugleich eingestehen, daß Martin der Fünfte durch Werkzeuge, welche außer aller Berechnung lagen, nach Rom zurückgeführt wurde. Das eine dieser Werkzeuge war — eine sittenlose Königin; das zweite — ein ehrlicher Banquier. Von beiden muß in diesem Zusammenhange ausführlicher die Rede seyn.

Jener Ladislaus, den wir oben als einen entschlossenen Verfolger Johanns des Dreiundzwanzigsten geschildert haben, hinterließ keinen anderen Erben, als seine einzige Schwester, Johanna, dieses Namens die zweite Königin von Neapel.

Diese Johanna nun sah in dem Throne nur die Berechtigung zu dem freiesten Leben. Vermählt mit Jacob Grafen von la Marche, einem Verwandten des Königs von Frankreich, vertrieb sie alle Franzosen aus ihrem Königreiche, und sperrte den eigenen Gemahl in ein festes Schloß, wo sie ihn als einen gemeinen Gefangenen behandeln ließ. Ihr erster Liebling war um diese Zeit Johann Caraccioli, ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geistes, wie des Körpers. Diesen sendete sie an Martin den Fünften, als er sich noch in Florenz befand. Der Wunsch der Königin war, ihr anstößiges Leben durch eine feierliche Krönung zu sichern; und da sie für einen solchen Endzweck den Beistand des Pabstes bedurfte, so machte sie sich anheischig, dem heiligen Vater nicht nur die Engelsburg, Ostia und Civita Vecchia (Plätze, welche durch Ladislaus den Zweiten in ihre Gewalt gekommen waren) zurückzugeben, sondern

ihm auch mit der ganzen Macht ihres Königreichs in seinen Unternehmungen gegen jene kleinen Tyrannen beizustehen, die sich des Erbtheils Petri bemächtigt hatten. Die einzige Gegenforderung der Königin war, daß der Pabst ihr einen Gesandten a latere schicken sollte, die Krönung zu verrichten. Ein solcher Antrag war allzu vortheilhaft, als daß Martin der Fünfte ihn hätte zurückweisen sollen. Er machte also nur die Gegenbedingung, daß Johanna ihren Gemahl in Freiheit setzen sollte; und da sie, auf Caraccioli's Rath, diese Bedingung annahm, so erfolgte die Krönung, indeß Jacob von la Marche nach Frankreich zurückging, wo er die auf ihn gehäufte Schmach in einem Minoriten-Kloster verbarg.

Durch die Zurückgabe der Engelsburg und der genannten Seestädte war dem Pabste der Weg zur Rückkehr nach Rom gebahnt. Indeß fehlte es ihm an den Mitteln, die Kosten seiner ersten Erscheinung im Kirchenstaate zu bestreiten. Die Florentiner, mehr geneigt ihn zu verspotten, als ihm beizustehen, würden in ihrer Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal sich noch lange gleich geblieben seyn, hätte sich seiner nicht ein Banquier angenommen.

Dieser war Cosmo de' Medici. Ihm hatte Johann der Dreiundzwanzigste seine Schätze anvertraut, und glückliche Conjuncturen hatten bewirkt, daß er dadurch der reichste Mann, nicht bloß in Florenz, sondern auch in ganz Italien, geworden war. Voll Dankbarkeit nun gegen seinen alten Freund, wünschte Cosmo de' Medici das Schicksal desselben zu verbessern, und die Unterhandlungen, welche er deshalb mit dem Pabste

anknüpfte, hatten einen um so besseren Fortgang, da ihnen das Geldbedürfniß des päbstlichen Hofes zu Hülfe kam. Zunächst befreiete Cosmo seinen Freund durch einen Aufwand von 30,000 Goldgülden, welche der Churfürst von der Pfalz erhielt, aus seinem Kerker zu Heidelberg, und sobald der abgesetzte Pabst in Florenz angelangt war, wurde seine Aussöhnung mit Martin dem Fünften durch eine noch größere Summe vermittelt: durch eine Summe, welche hinreichte, den päbstlichen Hof beweglich zu machen. Balthasar Cossa entsagte feierlich jedem Anspruch auf die päbstliche Würde; der Pabst ernannte ihn dafür zum Kardinal-Bischof von Tusculum, und zum Dechant des heiligen Collegiums, mit der Verordnung, daß er beständig den nächsten Sitz neben dem Pabste haben, und daß dieser Sitz ein wenig höher seyn sollte, als die der übrigen Kardinäle. Die große Menge sah in diesem gegenseitigen Verfahren nichts als Demuth und Versöhnlichkeit; doch anders urtheilte der in das Geheimniß gezogene Banquier, und Platina, der im Leben Martins des Fünften kein Bedenken getragen hat, die volle Wahrheit zu sagen, verdient um so mehr den Dank der Nachwelt, weil aus seiner Erzählung hervorgeht, daß, welcher Anstrich auch den Erscheinungen unter gewissen Umständen gegeben werde, im Hintergrunde dennoch in der Regel die gemeinsten Beweggründe wirksam sind.

Erst den 9. Sept. 1420 reisete Martin der Fünfte von Florenz nach Rom ab, wo er den 28. desselben Monats anlangte. Den Römern war er um so willkommner, da sie, wie alle Bewohner sehr volkreicher Städte, in

wiederholten Unruhen erfahren hatten, daß ein bloßes Municipal-System zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung nicht hinreicht. An den Colonnas fand Martin eine um so sichrere Stütze, da er zu dieser mächtigen Familie gehörte. Braccio, der bisherige Gebieter zu Rom, hatte sich bereits vor der Ankunft des Pabstes unterworfen, und beharrte bei allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, in dieser Unterwerfung. So begünstigt, durfte Martin es wagen, seiner weltlichen Autorität ganz neue Grundlagen zu geben. Das Vorrecht, Münze zu prägen, welches der römische Senat seit drei Jahrhunderten geübt hatte, fiel an ihn zurück; und so entstand eine Reihe von päbstlichen Münzen, welche mit ihm anhob. Dies war indeß eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem, was er noch sonst that, sich und seine Nachfolger auf dem heil. Stuhl zu Gegenständen unbedingterer Achtung zu erheben. Er befestigte die Engelsburg mehr, als sie es vor ihm gewesen war; und da der Gebrauch des Schießpulvers in Europa allgemeiner wurde, so ermangelte er nicht, sich in den Besitz der zur Vertheidigung seiner Festung nothwendigen Kanonen zu setzen. Die Autorität des Pabstes ruhete von jetzt an auf derselben Grundlage, wie die der weltlichen Fürsten; und wenn seitdem, den nächsten Nachfolger Martins ausgenommen, nicht mehr von Vertreibung der Päbste aus ihrer Residenz die Rede gewesen ist: so verdanken sie diesen Vortheil der Einsicht, womit Martin ausgemittelt hatte, daß Derjenige, dessen Beruf in Ausübung der Gewalt besteht, es nie darauf ankommen

lassen darf, wie viel freiwillige Huldigung das Sittengesetz finden werde.

Martin, dessen Regierung vom 11. November 1417 bis 21. Februar 1431 währte, blieb, während dieses nicht unbedeutenden Zeitraumes, nicht ohne Anfechtungen; doch rührten diese nicht von den Römern her, sondern von den Verwickelungen, welche die Königin von Neapel durch ihre Launen und ihren Unbestand herbeizuführen nicht verfehlen konnte. Wenn Johanna den König Alphons von Aragon an Kindesstatt annahm, so war diese Adoption aus einem doppelten Grunde für den Christenvater nur allzu bedenklich: einmal, weil dieser König mit dem Besitze von Aragonien und Catalonien den der beiden Inseln Sicilien und Sardinien verband, und folglich einer von den mächtigsten Königen Europa's war; zweitens, weil Alphons, seiner Persönlichkeit nach, in jeder Beziehung Achtung verdiente. Ein solcher Nachbar konnte Dem nicht willkommen seyn, dessen ganzes Ansehn auf dem Grundsatze der Theilung beruhete. Es lag daher in der Natur der Sache, daß Martin alles aufbot, den König von Aragon von dem neapolitanischen Throne entfernt zu halten; und wenn Alphons sich dadurch rächte, daß er sich der Ansprüche Benedicts des Dreizehnten annahm: so that er hierdurch nichts, was an seiner Stelle nicht jeder Andere gethan haben würde, um den Pabst nachgiebiger und geschmeidiger zu machen. Alle Feinheiten der Staatskunst wurden in diesem Kampfe erschöpft, bis endlich durch Nachgiebigkeit auf beiden Seiten, so wie durch einige glückliche Zwischenfälle, Alphons das Ziel seiner

Wünsche erreichte, nicht ohne den Grund zu einer Veränderung aller europäischen Verhältnisse zu legen.

Wir wenden uns zu einem wichtigeren Gegenstande, als irgend eine Cabinets-Politik seyn kann.

Dem, in der neunundreißigsten Sitzung des Kostnitzer Conciliums gefaßten Beschlusse gemäß, sollte nach Verlauf von fünf Jahren ein neues Concilium gehalten werden, und Martin hatte, unmittelbar nach seiner Erwählung, seine Einwilligung dazu gegeben, und Pavia als den Versammlungsort bezeichnet. Was konnte, was mußte unter solchen Umständen geschehen? Der festgesetzte Termin war nahe, und schwerlich gab es ein Mittel, denselben zu umgehen. Das einzige Tröstliche dabei war, daß man Pavia als den Versammlungsort bestimmt hatte; denn dies schloß zwei Vortheile in sich: ein minder zahlreiches Concilium, und eben dadurch die Möglichkeit, es nach Belieben zu leiten. Wie verhaßt daher auch der bloße Gedanke einer solchen Versammlung dem Pabste seyn mochte, so wollte er doch nicht von sich sagen lassen, daß er nicht Wort gehalten, und noch weit weniger die Vortheile aufgeben, die mit einem von ihm berufenen und geleiteten Concilium verbunden waren. Er forderte also alle Erzbischöfe und Bischöfe der Christenheit auf, sich zu Pavia einzufinden. Doch die Erzbischöfe und Bischöfe beurtheilten die Politik Martins allzu richtig, um sich zu übereilen; nur die italiänischen fanden sich ein, und selbst diese nicht zahlreich. Kaum eröffnet, mußte das Concilium wieder geschlossen werden, weil in Pavia eine ansteckende Krankheit ausbrach. Martin verlegte es nach Siena, wo den 25. November 1423

die erste Sitzung gehalten wurde. Von einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern sollte nicht die Rede seyn, wohl aber von den Ketzern, die in den letzten Jahren gewagt hatten, ihre Meinung mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen: von den Wicklefiten und Hussiten. Gegen sie wurden die strengsten Beschlüsse in Vorschlag gebracht und — angenommen. Dahin gehörte, daß die weltlichen Regenten sie aus ihren Staaten vertreiben sollten, und daß Alle, die eine Klage wider sie erheben, oder sie in die Hände der Inquisitoren liefern würden, denselben Ablaß zu gewärtigen hätten, als wenn sie gegen Türken und Sarazenen zu Felde gezogen wären. Man sieht, daß die kirchliche Regierung noch immer nichts Anstößiges darin fand, dem weltlichen Regenten das Gesetz vorzuschreiben und die Gesellschaft zu entzweien. Von Seiten der versammelten Väter fand kein Widerspruch Statt; denn keiner von ihnen fühlte das Unnatürliche und Grausame, das in einem solchen Beschlusse lag. Hierbei nun sollte es, den Wünschen des Pabstes nach, sein Bewenden haben. Anders jedoch dachten die Bischöfe. Ihnen lag sehr viel daran, daß die von dem Kostnitzer Concilium ausgesprochene Superiorität des Conciliums über dem Pabst bestätigt würde; und auf das Bestimmteste richteten sie ihre Anträge dahin. Hierüber nun erschrak Martin der Fünfte. Er hatte es für möglich gehalten, ein Concilium zu einem Schattenspiel zu machen; und als er jetzt sah, daß es ihm damit nicht gelingen werde, schickte er seinen Secretär Dominicus de Capranica nach Siena, mit einer Bulle, worin er verordnete, daß das Concilium sich

auflösen und die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern derjenigen Versammlung überlassen sollte, welche sich nach sieben Jahren zu Basel in der Schweiz versammeln würde. Hinhalten durch Aufschub war also die von den Päbsten des funfzehnten Jahrhunderts angenommene Taktik. Unstreitig glaubten sie, daß das, was sie am meisten fürchteten, darüber in Vergessenheit gerathen würde; allein es zeigte sich auch damals, daß Ideen, welche das Jahrhundert geboren hat, von dem herrschenden Bedürfniß allzu mächtig unterstützt werden, um in Vergessenheit gerathen zu können.

Die sieben letzten Jahre von Martins Regierung verstrichen unter Bemühungen, den Hussitenkrieg in Gang zu erhalten, was nur allzu gut gelang. Die Begebenheiten dieses Krieges trugen indeß nicht wenig dazu bei, daß der Protestantismus gegen das Pabstthum an Umfang und Stärke zunahm; denn es liegt in der Natur der Sache, daß eine rege gewordene Kraft in eben dem Maße wächst, worin sie gereizt wird. Böhmen, dessen Vertheidigung so leicht ist, scheint von dem Schicksal selbst zur Wiege der Reformation erkoren gewesen zu seyn. Vielleicht wäre die Flamme der kirchlichen Empörung in sich selbst erloschen, wenn die Päbste Entsagung genug gehabt hätten, sie nicht anzufachen. Was sie am meisten dazu verleitete, war ihr Verhältniß zu den weltlichen Fürsten, in welchen sie ihre Schergen zu sehen liebten. Diese also in Bewegung zu setzen, war ihre erste Angelegenheit, ohne daß sie sich die Mühe gaben, die Folgen dieses Mißbrauchs der weltlichen Macht zu berechnen. Ueberhaupt darf man den Päbsten wohl den Vor-

wurf machen, daß sie über ihre Bestimmung allzu we-
nig gedacht haben. Die meisten von ihnen zogen
den Luxus der Macht jeder Berechnung vor. Es ge-
hörte zu den Liebhabereien des funfzehnten Jahrhunderts
Universitäten zu stiften, und die Päbste beförderten diese
Thorheit, ohne zu erwägen, wie viel Nachtheil daraus
für sie hervorgehen könnte. In Deutschland waren in
der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts außer zu
Prag noch vier andere Universitäten gestiftet worden:
nämlich die zu Wien, zu Heidelberg, zu Cöln und zu
Erfurt. Gleich zu Anfange des folgenden Jahrhun-
derts wurde die Universität zu Leipzig gegründet, und
während Martins des Fünften Regierung kamen noch
die zu Rostock und die zu Löwen hinzu. Was war aber
natürlicher, als daß unter diesen Anstalten zu öffentli-
chem Unterricht sich, nach und nach, ein Wetteifer ent-
zündete, der, wenn die öffentliche Meinung fortfuhr, sich
gegen den geistlichen Despotismus zu erklären, diese zu-
letzt mit allen den Waffen unterstützte, welche die Ge-
lehrsamkeit giebt! Gewiß ist, daß die Universitäten
nicht wenig zum Gelingen der Reformation beigetragen
haben.

Martin starb den 20. Februar 1431. Sein Nach-
folger auf dem päbstlichen Thron war Gabriel Con-
delmerio, ein Venetianer, der nach seiner Erhebung den
Namen Eugenius der Vierte annahm. Er zerfiel so-
gleich mit den nächsten Anverwandten seines Vorgängers,
dem Cardinal Prosper Colonna und dessen beiden Brü-
dern, Anton, Fürst von Salern, und Eduard, Graf
von Celano; die Beschuldigung war, daß sie den von

Martin dem Fünften gesammelten Schatz an sich genommen, und, was der Kirche gehöre, in Eigenthum verwandelt hätten. Hieraus entwickelte sich ein Bürgerkrieg. Die Colonnas, die sich für beschimpft hielten, belagerten den Pabst in seinem Palaste, und würden sich seiner bemächtigt haben, hätte sich nicht das römische Volk in seiner Eifersucht auf die übergroße Macht dieser Familie wider sie vereinigt. Genöthigt aus Rom zu weichen, fanden die Colonnas Schutz in ihren Schlössern. Von hier aus setzten sie den Krieg gegen den Pabst fort, welcher vergeblich den Bann auf sie herab donnerte. Der ganze Kirchenstaat gerieth hierüber in Aufruhr; und als Eugenius der Vierte sah, daß er nichts gegen seine Widersacher ausrichten würde, sprach er die Hülfe des Kaisers Sigismund an. Dieser schlug sich ins Mittel, doch so, daß er dem Pabste Unrecht gab. Ueber den vermeintlichen Diebstahl der Colonnas wurde also der Schleier der Vergessenheit geworfen, und indem sie ihre Truppen abdankten, ließ Eugenius sich bereit finden, sie von dem Banne loszusprechen und in alle ihre Titel, Würden und Ehren wieder herzustellen. Die Noth bewirkte dies. Vielleicht bildete Eugenius sich ein, daß er vom Schicksal berufen sei, das Pabstthum dadurch zu beschützen, daß er mehr Charakter entwickele, als sein Vorgänger; Phantasieen dieser Art sind nur allzu gewöhnlich. Wenn er nun wirklich so dachte, so darf man sagen, er sei nur bestimmt gewesen, die Erfahrung zu machen, daß Charakterstroß nicht unter allen Umständen gleich gut angebracht ist.

Abgelaufen war die Zeit, nach welcher sich, der Bulle Martins des Fünften gemäß, das Concilium zu

Basel versammeln sollte. Ohne nun die Aufforderung oder die Erlaubniß des neuen Pabstes abzuwarten, versammelte sich dies Concilium wirklich den 23. Juli des Jahres 1431 in der Kathedral-Kirche von Basel. Noch mehr: sein erster Schritt war, mit Ketzern zu unterhandeln; es forderte nämlich die Hussiten auf, zu Basel zu erscheinen, und versprach geneigtes Gehör, wenn jene sich vernünftig beweisen würden. So viel Gefälligkeit beleidigte den Pabst, welcher behauptete, daß Ketzer, welche die Kirche einmal verdammt hätte, nicht weiter gehört zu werden verdienten. Doch was den heil. Vater noch tiefer kränkte, war, daß das Concilium sich de facto über ihn gestellt hatte. Den Uebeln, welche gegen ihn im Anzuge waren, schleunigst zu begegnen, ertheilte er seinem Legaten, dem Cardinal Cäsarini, den Befehl, das in Basel versammelte Concilium aufzulösen, und ein anderes binnen achtzehn Monaten nach Bologna auszuschreiben. Das päbstliche Schreiben an Cäsarini war nicht bloß von ihm, sondern auch von zehn Cardinälen unterzeichnet. Nichts desto weniger verrieth es den größten Mangel an richtiger Beurtheilung; denn was hätte Die, welche sich zu Basel versammelt hatten, um die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren, wohl bewegen können, unverrichteter Sache aus einander zu gehen und sich nach achtzehn Monaten mit wiederkehrenden Kosten an einem Orte zu versammeln, wo sie ihren Zweck nothwendig verfehlen mußten! Der Cardinal-Legat machte einen Versuch, den Pabst mit dem Concilium zu versöhnen; da dieser aber gänzlich fehl schlug, und Eugenius in einer Bulle vom 18. December 1431 das Concilium

zu Basel für aufgehoben erklärte: so setzte dieses alle Schonung aus den Augen, erneuerte den Grundsatz von der Superiorität des Conciliums über dem Pabst, und kündigte vorläufig an, „daß, wer sich weigern würde, sich den Beschlüssen und Verordnungen eines allgemeinen und rechtmäßig versammelten Conciliums zu unterwerfen, selbst wenn er Pabst wäre, gebührend bestraft werden sollte.“ Die antimonarchische Regierungsform der Kirche war also ausgesprochen, und für Eugenius den Vierten bestand die Aufgabe darin, sich, troß derselben, auf seinem Standpunkte zu behaupten. Die größte Standhaftigkeit war in seiner Lage um so nothwendiger, weil weltliche Fürsten, hohe Klerisei, Gelehrte und Volk niemals einstimmiger gewesen waren, als jetzt.

Eine Zeit lang glaubte Eugenius, die Gewalt des Stromes dadurch zu brechen, daß er ihn ableitete; er hoffte, es wenigstens dahin bringen zu können, daß das Concilium sich eine Versetzung nach Italien gefallen ließe. Allein die Franzosen und die Deutschen voll von dem Gedanken, daß eine Reformation zu Stande gebracht werden müsse, beharrten standhaft auf ihrem einmal gefaßten Beschluß; und nachdem sie dem Pabste zwei Monate zur Zurücknahme seiner Aufhebungsbulle vergönnt hatten, wagten sie es, das Oberhaupt der Kirche vor das Concilium zu fordern, und, wenn er nicht gehorchen würde, ihm vorläufig die Absetzung anzukündigen. Von jetzt an war Autorität im Kampf mit Autorität; und nur allzu bald zeigte sich, daß in einem solchen Kampfe der Einzelne nicht lange der Mehrheit

ge-

gewachsen bleibt. Eugenius glaubte sich dadurch, zu ret-
ten, daß er drei Tage vor dem ihm gesetzten Termin
das Concilium bestätigte, und vier Cardinäle ernannte,
die in seinem Namen den Vorsitz auf demselben führen
sollten; allein die Väter des Conciliums, hiermit nicht
zufrieden, drangen auf eine förmliche Zurücknahme der
Aufhebungsbulle, und nachdem sie in dieser Hinsicht ih-
ren Zweck erreicht hatten, schritten sie muthig zur Refor-
mation in Haupt und Gliedern; denn nur auf diesem
Wege konnte ihr Werk vollendet werden.

Dies will indeß richtig verstanden seyn.

Mit der vollkommneren Ausbildung der kirchlichen
Monarchie hatte sich ein Finanz-System festgestellt, das
ihr zur Stütze diente. Dieses Finanz-System nun war
gänzlich auf die List gebauet. Unfähig, mit irgend einem
Rechte Steuern zu fordern, der Steuern aber deswegen
nicht weniger bedürftig, hatten die Päbste alles dahin
eingerichtet, daß die kirchliche Beamtenwelt zahlte,
und daß es ihrer Betriebsamkeit überlassen blieb, wie sie
die zu zahlenden Summen herbeischaffen wollte. Dies
war der Zweck der Exspectativen, Reservationen, Re-
signationen, Annaten u. s. w. Zur Entschuldigung der
Sache selbst muß man bemerken, daß andere Erhebungs-
formen im Mittelalter nicht wohl möglich waren. Hat
man dies aber zugegeben, so muß man unmittelbar
darauf bekennen, daß diese Art von Steuererhebung nicht
geeignet war, die kirchliche Beamtenwelt in dem Zusam-
menhange zu erhalten, den ihre Einheit forderte. In
dieser Beamtenwelt mußte es immer sehr viele Mißver-
gnügte und selbst Rebellen geben; es waren alle Diejc-

nigen, die sich zurückgesetzt, oder unmäßig gedrückt fühlten. Dazu kam denn bei den Besseren ein Gefühl von Würde, wie es bei fehlerhaften Einrichtungen, die als solche allgemeiner anerkannt sind, selten ausbleibt. Eigentlich handelte es sich um die Einführung eines bessern Finanz-Systems; und das beste würde gerade das gewesen seyn, wobei die kirchliche Beamtenwelt von ihrem Oberhaupte, nicht dieses von jener, abgehangen hätte. Doch dies war etwas, woran man auf dem Concilium zu Basel wenig dachte. Genug, man war der bisherigen Steuerhebung von Herzen überdrüssig; und indem man in ihr nichts als Simonie wahrzunehmen glaubte, ging man in seinem Eifer so weit, daß man verordnete: es solle in Zukunft für die Bestätigung der Wahlen, für die Ertheilung der Pfründen, für Einführungen, Investituren, und selbst für das Pallium, nichts gefordert und nichts bezahlt werden.

Durch diese Verordnung war die ganze kirchliche Regierung wo nicht über den Haufen geworfen, doch zum wenigsten in ihrem Zusammenhange aufgelöset. Es fehlte auf dem Concilium zwar nicht an Männern, welche die Annaten, diesen einträglichen Zweig der päbstlichen Einkünfte, vertheidigten; doch indem die große Menge nichts von dem Zusammenhange begriff, worin das bisherige Finanz-System zu der kirchlichen Regierung stand, erfolgte die Entscheidung, daß auch sie als simonistisch verworfen und folglich streng verboten werden müßten. Man muß also bekennen, daß der wohlgemeinte Eifer der Väter des Conciliums ein Minimum von Weisheit in sich schloß, und daß das, was man ihrer sittlichen

Denkart zu Gute kommen lassen möchte, durch ihren Unverstand aufgewogen wird; denn in ihnen zeigt sich überall eine Beamtenwelt, die, weil sie nicht weiß, worauf ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit beruhet, gegen sich selbst wüthet. Vergebens schickte Eugenius einige Männer von Ansehn nach Basel, um, in seinem Namen, gegen die Aufhebung der Annaten zu protestiren, da das Erbtheil Petri, von unrechtmäßigen Besitzern überschwemmt, keine hinreichende Mittel zum Auskommen gewähre; das Concilium gab zur Antwort: die Annaten wären eine neuere Erfindung; und da die Päbste sich sehr lange ohne dieselben beholfen hätten, so würden sie auch künftig ohne sie bestehen. Das Concilium erklärte zugleich, daß es auf eine rühmlichere und christlichere Weise für Se. Heiligkeit sorgen würde; und daraus geht hervor, daß es — lächerlich genug! — zu dem Pabste in eben das Verhältniß zu treten gedachte, worin Stände zu dem Landesfürsten zu stehen pflegen, wenn dieser von ihren Bewilligungen abhängig ist.

Mit Einem Worte: es war der reinste Unsinn, der die kirchliche Versammlung zu Basel beherrschte. Sie wollte weder der Lehre noch der Hierarchie den mindesten Abbruch thun; aber ihre Mittel waren sämmtlich von einer solchen Beschaffenheit, daß weder die eine noch die andere damit bestehen konnte. Denn wenn die Hierarchie um der Lehre willen da war, so durfte jene nicht zerstört werden; zerstört aber wurde sie nothwendig dadurch, daß man dem Oberhaupte der Kirche, ihren Schlußstein, die Mittel zur Behauptung seiner Würde raubte. Ein politisches System kann durch und durch

fehlerhaft seyn, ohne daß seine Wirksamkeit darunter leidet; nur darf es nicht mit sich selbst in Widerspruch treten, wofern es sich nicht selbst aufheben will.

So lange dies Verhältniß des Conciliums zum Pabste vorhielt, war an keinen Frieden zu denken. Wiederum war es nicht leicht, dies Verhältniß so abzuändern, daß das Concilium sich dem Pabste untergeordnet hätte; denn dies war gegen den Geist der Zeit, wie unklar dieser auch über sich selbst urtheilen mochte. Eugenius befand sich also gewiß in einer großen Verlegenheit — als die Fortschritte der Türken ihm die Gelegenheit zur Zusammenberufung einer Versammlung darboten, die mit besserem Rechte eine ökumenische oder allgemeine genannt werden konnte, als das Concilium zu Basel. Im Leben kommt es nicht selten nur darauf an, daß man seinen Gegner überflügelt, welches am sichersten geschieht, wenn man dessen Verfahren in einem größeren Maaßstabe wiederholt.

Manuel Paläologus war in einem Alter von acht und siebzig Jahren gestorben, und hatte sechs Söhne hinterlassen. Von dieser war Johann Paläologus sein Nachfolger geworden, weil er den Vorzug der Erstgeburt hatte. Andronikus (der zweite von diesen Söhnen) war mit dem Fürstenthum Thessalonika bekleidet worden, das er, nicht lange darauf, an die Venetianer verkaufte, unstreitig weil er sich nicht getraute es zu behaupten. Die übrigen vier Söhne, Theodor und Constantin, Demetrius und Thomas, hatten ihre Ausstattung auf der Halbinsel Morea gefunden, welche Manuel in den glücklicheren Tagen seiner verhängnißvollen Regierung noch

einmal mit dem Reiche vereinigt hatte. Dies war der Zustand des kaiserlichen Hauses in den letzten Regierungsjahren Martins des Fünften.

Beschränkt auf den Besitz von Constantinopel, in einem fortdauernden Kampfe mit widrigen Ereignissen, nicht selten voll Verzweiflung, ließ Johann Paläologus sich bereden, einen letzten Versuch zur Vertreibung der Türken aus Europa zu machen. Da dies nur durch den Beistand der Westeuropäer zu bewirken war, dieser Beistand aber nur dann erfolgen konnte, wenn die griechische Kirche sich mit der lateinischen entweder zum Schein oder wirklich vereinigte: so war er entschlossen, die Hand zu einer solchen Vereinigung zu bieten. Auf die Hindernisse, welche ihr unter Eugenius dem Vierten entgegenstanden, wurde nicht gehörig geachtet, sei es weil man zu Constantinopel die wahren Absichten des Baseler Conciliums nicht zu fassen vermochte, sei es weil eigennützige Unterhändler den wahren Stand der Dinge im Westen absichtlich verschleierten. Der Pabst brachte nichts weiter in Anschlag, als die Gelegenheit, die sich ihm darbot, aus der Verdunkelung hervorzutreten, worein ihn das Concilium zu Basel versetzt hatte. Leicht wurde man also einig über die Bedingungen. Wenn Johann Paläologus verlangte, daß die Einigungs-Synode in einer von den Städten Oberitaliens gehalten werden sollte, so erfüllte er dadurch nur den Wunsch des Pabstes, der, aus Rom vertrieben, Florenz zu seinem Aufenthalt gewählt hatte. Dem Kaiser wurde ein Gefolge von 700 Personen bewilligt; und außerdem daß Eugenius sich anheischig machte, die Reisekosten zu

bestreiten, war er großmüthig genug, achttausend Ducaten zur Erleichterung der griechischen Geistlichkeit vorzustrecken. Avignoner Banquiers machten den Vorschuß, und die Ausrüstung der Schiffe, auf welchen die Versetzung des Hofes und der Geistlichkeit von Constantinopel geschehen sollte, geschah zu Marseille. Ehe diese erfolgen konnte, mußten noch mancherlei Schwierigkeiten überwunden werden, wohin vorzüglich die Genehmigung des türkischen Sultans gehörte. Doch auch von dieser Seite fanden keine Hindernisse Statt; und so richtig beurtheilte Amurath der Zweite die wahre Lage der Dinge, daß er sich nicht bloß verpflichtete, Constantinopel während Johanns Abwesenheit unberührt zu lassen, sondern auch seine Schätze anbot.

Endlich also schlug die Stunde der Abfahrt, dem Kaiser um so willkommner, da er hoffen durfte, den Bekümmernissen und Gefahren, welche seine Lage mit sich brachte, auf einige Zeit zu entrinnen. Ihn begleitete der Patriarch von Constantinopel, Joseph, an welchen sich die fünf Kreuzträger oder Dignitarien der St. Sophienkirche anschlossen. Außerdem traten zwanzig auserwählte Bischöfe, zu welchen, außer den Metropolitanen von Heraclea und Cyzicus, Nicad und Nicomedia, Ephesus und Trapezunt, persönlichen Verdiensten wegen Markus und Bessarion gehörten, die Fahrt an. Wie hätten die Philosophen des Berges Athos ganz wegbleiben können! Die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem erschienen in ihren echten oder vorgeblichen Stellvertretern. Eingeschifft wurden auch die kostbaren Geräthe der St. Sophienkirche, damit der Pa-

triarch mit dem nöthigen Glanze pontificiren möchte. Man wollte alte Herrlichkeit zeigen, während man über die Vertheilung von 15,000 Ducaten, dem ersten Almosen des Pabstes, stritt. In acht Fahrzeugen langte man nach einer langweiligen und beschwerlichen Reise von 77 Tagen in dem Golf von Venedig an.

Hier, mit allen, seinem Range gebührenden, Feierlichkeiten empfangen, ließ Johann Paläologus sich einen funfzehntägigen Aufenthalt in Venedig gefallen, dessen Sehenswürdigkeiten ihn und seine Begleiter mit Erstaunen erfüllten. Zu Ferrara harrte inzwischen der Pabst, in einer dünnen Umgebung von Cardinälen und Bischöfen, des Gastes, der durch enges Anschließen an das lateinische Christenthum ein höheres Maaß von Macht und Freiheit zu gewinnen hoffte. Die Jahrbücher der Kirche bezeichnen den 4. März 1438 als den Tag, wo Johann Paläologus seinen feierlichen Einzug in Ferrara hielt. Begleitet von seinem Bruder Demetrius, ritt er auf einem schwarzen Pferde; doch wurde ein milchweißes Roß, dessen Sattel- und Zaumzeug mit goldenen Adlern gestickt war, vor ihm her geführt, und die Prinzen des Hauses Este trugen den Thronhimmel über seinem Haupte. Nicht eher stieg der Paläologe vom Pferde, als bis er bei den Stufen angelangt war, welche in die Zimmer des Pabstes führten. Eugenius ersparte ihm die Demüthigung einer Kniebeugung, indem er ihn christväterlich umarmte und auf einen Sitz zu seiner Linken führte. Was ein aus Rom vertriebener, von dem Concilium zu Basel beschränkter Pabst, und ein zu einem Bürgermeister von Constantinopel herabgedrückter Imperator mit einander

verkehrten, um sich gegenseitig wieder zu heben, ist der Nachwelt nicht verrathen worden; doch begreift man leicht, was geschehen kann, wenn der Lahme den Blinden anfleht, ihm den Weg zu weisen. Aber auch die griechische Geistlichkeit machte Anspruch auf Achtung. Der Patriarch verließ seine Galeere nicht eher, als bis alles, was seinen Empfang betraf, verabredet war, und der Pabst mußte sich entschließen, ihn als seines Gleichen zu bewillkommnen. Dabei wurde festgesetzt, daß keiner von den griechischen Geistlichen verpflichtet seyn sollte, dem westlichen Primas die Füße zu küssen. Nicht wenig erstaunten die Ankömmlinge über die geringe Zahl der zu Ferrara versammelten Geistlichen: sie hatten auf eine glänzende Synode gerechnet, und fanden nicht einmal, was zum gewöhnlichen Haushalt des Pabstes gehörte. Nur allzu bald hatten sie Anwandlungen von Reue, und die Bedürftigkeit, worin die Staatsklugheit oder der eigene Mangel des Pabstes sie bestehen ließ, trug nicht wenig dazu bei, daß sie den Augenblick verwünschten, wo sie sich zur Abreise von Constantinopel entschlossen hatten. Johann Paläologus entzog sich ihren Klagen dadurch, daß er, begleitet von seinen Lieblingen und Janitscharen, seinen Sommeraufenthalt in einem, nicht weit von Ferrara gelegenen, Kloster aufschlug, wo er über die Ergetzlichkeiten der Jagd alle Leiden des Staats und der Kirche vergaß, und Wildpret erlegte, ohne des Schadens zu achten, den er den Landleuten zufügte. Bald wurde es nöthig, die Griechen durch strenge Polizei-Maaßregeln an Ferrara zu ketten; keiner von ihnen durfte ohne die Erlaubniß seiner Vorgesetzten aus den

Thoren gehen; die Regierung von Venedig wurde ersucht, die Flüchtlinge zurückzusenden, und unvermeidliche Strafe harrete ihrer in Constantinopel. Dabei unterließ man nicht, ihre Hoffnungen anzufrischen. In kurzer Zeit, sagte man ihnen, werde die Gestalt der Dinge sich verändert haben; und wäre nur erst die Vereinigung beider Kirchen erfolgt, so würde die Befreiung Griechenlands von seinen Unterdrückern nicht lange ausbleiben.

Wirklich entwickelte sich das Schauspiel den Wünschen des Pabstes gemäß. Die Neugier, welche nach Ferrara trieb, entvölkerte das Concilium zu Basel. Dazu kam die Ueberzeugung, daß diese Versammlung mit ihren stolzen Grundsätzen nichts leisten werde, wenn sie in der Wahl ihrer Mittel nicht glücklicher sei. Es war ein neuer Pabst gewählt worden, der nicht einmal zum geistlichen Stande gehörte: Amadeus, Herzog von Savoyen, der, des Regierens überdrüssig, sich am Genfer-See niedergelassen hatte, wo er, im Umgange mit seinen Vertrauten, ein angenehmes Leben führte, das nichts weniger als lehrreich und musterhaft war. Dieser Mißgriff brachte das Concilium zu Basel um die Achtung, die es bis dahin genossen hatte. Während es, nach und nach, auf dreißig Bischöfe und etwa dreihundert Geistliche geringeren Ranges herabsank, sah man zu Ferrara einen Pabst, acht Cardinäle, zwei Patriarchen, acht Erzbischöfe, zweiundfunfzig Bischöfe und fünfundvierzig Aebte oder Vorsteher kirchlicher Orden. Das ökumenische Concilium, das Eugenius wünschte, konnte also seinen Anfang nehmen, und sofern dasselbe, als von ihm herrührend, keinen anderen Zweck hatte, als das Pabstthum

zu befestigen, fehlte es nicht mehr an den nöthigen Mitteln.

Festhalten muß man den Gedanken, daß es auf nichts Geringeres ankam, als den Osten von Europa mit dem Westen dieses Erdtheils auf eine bleibende Weise zu verschmelzen; und da beide sich bisher durch kirchliche Antipathieen von einander abgestoßen hatten, so kam es vor allen Dingen darauf an, diese Antipathieen fortzuschaffen, wobei, wie sich von selbst versteht, die Voraussetzung war, daß, wenn nur die Häupter sich über gewisse Lehren einigen könnten, der Widerstand der Menge nicht weiter in Betrachtung komme, weil blinder Gehorsam ihr ewiges Loos sey.

Die gelehrten Kämpfe der westlichen und östlichen Geistlichkeit hatten, nach einer sechsmonatlichen Rast, kaum ihren Anfang genommen, als zu Ferrara eine ansteckende Krankheit ausbrach, welche eine Verlegung des Conciliums nach Florenz nothwendig machte; so wenigstens wird die Sache erzählt, während zu glauben ist, daß der geldbedürftige Pabst den klugen Florentinern die Ehre, das Schicksal der europäischen Welt in ihren Ringmauern entscheiden zu sehen, um 40,000 Ducaten verkaufte.

Um nun nicht allzu weitläufig in einer Sache zu werden, die zuletzt nichts weiter, als eine bloße Posse war, wodurch man ernsthafte Zwecke erreichen wollte, müssen wir bemerken, daß das griechische Kirchenthum in vier Punkten wesentlich von dem lateinischen abwich; wesentlich zum wenigsten in der Würdigung der beiderseitigen Geistlichkeit. Der erste betraf den Gebrauch des

ungesäuerten Brotes bei der Communion; der zweite die Natur des Fegfeuers; der dritte den Supremat des Pabstes; der vierte das einfache oder doppelte Ausgehen des heiligen Geistes. Die Sache jeder Nation ward von zehn theologischen Kämpfern vertheidigt; und wenn die unerschöpfliche Beredsamkeit des Cardinals Julian für die stärkste Stütze der Lateiner gehalten wurde, so galten Markus von Ephesus und Bessarion von Nicäa (ein Abkömmling der Comnenen) für nicht minder geschickte Anführer der Griechen. Was nun den ersten Punkt anging, so kam man leicht darin überein, daß gesäuertes oder ungesäuertes Brot ein unwesentlicher Ritus sei, der ohne allen Nachtheil nach Maaßgabe des Zeitalters oder des Landes abgeändert werden könne. In Hinsicht des zweiten vereinigten sich beide Partheien in dem Glauben an einen Zwischenzustand der Reinigung von Erlaßungssünden; und obgleich die Frage, von welcher Art das Feuer sei, worin die Reinigung vollzogen werde, unbeantwortet blieb, so glaubte man doch, sich nach einigen Jahren darüber verständigen zu können. Für den Supremat des Pabstes sprach die gegenwärtige Lage der griechischen Geistlichkeit; und um allen demüthigenden Geständnissen auszuweichen, führte man an, daß der römische Bischof von den Morgenländern immer als der erste von den fünf Patriarchen geachtet worden, wobei man zugleich bemerkte, daß seine Jurisdiction, wenn sie den heiligen Gesetzen der Kirche gemäß wäre, vollkommen zuläßig sei. Der schwierigste Punkt war — das Ausgehen des heiligen Geistes, entweder vom Vater allein, oder vom Vater und Sohn zugleich. Jenes ent-

sprach dem Dogma der griechischen, dieses dem der lateinischen Kirche. Der Streit selbst war alt, und was in seinem ersten Ursprunge nichts anders gewesen war, als eine mystische, das menschliche Fassungsvermögen übersteigende Lehre, wodurch man sich den Gehorsam der Gläubigen sicherte, das war im Verlaufe der Zeit zu einer Gewissensangelegenheit geworden, wodurch man, vielleicht ohne es zu ahnen, das Priesterrecht vertheidigte. Die Aussprüche verschiedener Concilien kamen hinzu, diesen Punkt zu einem dornichten zu machen; und das von Chalcedon hatte den Griechen ausdrücklich untersagt, dem nicäischen Glaubensbekenntniß weder etwas hinzuzufügen noch abzunehmen. Man führt noch an, daß, wenn in irdischen Dingen nicht einmal begreiflich sei, wie eine Versammlung von Gesetzgebern ihre Nachfolger binden wollen könne, dennoch in geistlichen Dingen alles unverändert bleiben müsse, weil es — von der Eingebung herrühre. Gegen einen solchen Beweisgrund konnte und durfte die lateinische Kirche nichts einwenden; denn sie war in ihren eigenen Grundsätzen berührt. Gleichwohl mußte sie auf ein Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohn bestehen, weil auf dieser Lehre ein wesentlicher Theil ihrer Eigenthümlichkeit beruhete. Nachgiebigkeit über diesen Punkt war unmöglich, und die griechische Kirche zur Annahme des abendländischen Dogma bewegen, hieß über sie triumphiren.

Dinge, von denen man eingestand, daß sie das menschliche Fassungsvermögen überstiegen, mußten auf diese Weise in das Domän des Verstandes gezerrt werden, und was keiner Logik unterworfen war, konnte dem

Messer derselben nicht länger entrinnen. Endlich, nach langem Hin- und Herreden, fand sich der Punkt, in welchem man sich vereinigen konnte. Da, nach der Meinung der Griechen, der Vater der Ursprung des Sohnes war, dieser folglich gleicher Natur und gleichen Wesens mit dem Vater seyn mußte: so meinten die Lateiner, es sei kein Gegenstand der Bedenklichkeit, ein doppeltes Ausgehen vom Vater und dem Sohne durch das Medium einer Spiration und Production anzunehmen. Die Griechen fanden diese Art von Erklärung unverwerflich; nur würden sie sich länger gesperrt haben, wenn nicht Umstände eingetreten wären, welche die Nachgiebigkeit ihrer vornehmsten Geistlichen ungemein erleichterten.

Der Patriarch von Constantinopel näherte sich seiner Auflösung; und wenn seine dahinsterbende Stimme zur Eintracht und zum Frieden ermahnte, so erhielt sie Gewicht durch die allermannichfaltigsten Betrachtungen. Die von ihm bekleidete Würde war ein Gegenstand des Ehrgeizes für Alle, die darauf Anspruch machen durften; und um nicht ausgeschlossen zu werden, mußte man die Gewogenheit des Imperators durch Nachgiebigkeit verdienen. Selbst Die, welche einen solchen Ehrgeiz nicht fühlten, waren für die Vereinigung beider Kirchen, um sich dem Drucke ihrer gegenwärtigen Lage zu entziehen; denn das, was ihnen gereicht wurde, kam nicht in Betracht gegen das, was sie daheim gelassen hatten, und die Schulden, die sie zu machen genöthigt waren, fingen an drückend zu werden. Der Pabst kam zu Hülfe, theils mit reichen Pfründen für Diejenigen, welche, nachdem sie die Eigenthümlichkeit der griechischen Kirche stand-

haft vertheidigt hatten, nicht heimkehren konnten, ohne ihren Landsleuten in dem Lichte von Abtrünnigen oder Bastarden zu erscheinen, theils mit allgemeinen Wohlthaten, indem er die Bezahlung aller in Italien gemachten Schulden übernahm und sich anheischig machte, zwei Galeeren und dreihundert Mann zur Vertheidigung von Constantinopel zu unterhalten. Als es zur Abstimmung kam, wurden die fünf Kreuzträger der St. Sophienkirche ausgeschlossen, und durch bereitwilligere Mönche ersetzt. Von sechsunddreißig Stimmen erklärten sich zwei Drittel für die Vereinigung. Zu den Gegnern derselben gehörten der Bruder des Imperators und der Bischof von Ephesus. Bessarions Uebertritt wurde durch den Cardinalshut belohnt. Und so sieht man, wie menschliche Beweggründe über Dinge entschieden, die einer ganz anderen Regel hätten folgen sollen.

Die Unions-Acte wurde von dem Pabste, von dem Kaiser und von den vornehmsten Gliedern beider Kirchen unterzeichnet. Zwei Abschriften davon würden hingereicht haben, hätte nicht Eugenius auf eine vierfache gedrungen, um seinen Sieg desto vollständiger zu bezeichnen. Am 6. Juli 1439 bestiegen die Nachfolger des heil. Petrus und Constantins ihre Throne. Die beiden Nationen versammelten sich in der Kathedralkirche von Florenz; hier betraten die Cardinäle Julian und Bessarion die Kanzel, und nachdem jeder von ihnen die Unions-Acte in seiner Landessprache abgelesen hatte, umarmten sie sich im Namen und in Gegenwart ihrer beifälligen Brüder. Der Pabst und seine Gehülfen hielten hierauf Gottesdienst, und ein Te Deum mit dem Zusatz Filioque

wurde angestimmt, und durch die Griechen verstärkt. Bei dem Allen waren Johann Paläologus und seine Geistlichkeit der National-Ehre nicht ganz uneingedenk. Vielleicht fürchteten sie die Vorwürfe, die ihnen zu Constantinopel gemacht werden konnten. Wie es sich auch damit verhalten mochte — in dem Tractate, den man abschloß, wurde festgesetzt, daß an dem Glauben und dem Gottesdienste der Griechen nichts verändert werden sollte. Der Erzbischof von Ephesus hörte nicht auf, ein Gegenstand der Achtung zu seyn, weil er seinen Beitritt versagt hatte; und als der Patriarch starb, verschob man die Wahl seines Nachfolgers bis zur Ankunft in Constantinopel, wo sie in der St. Sophienkirche vollzogen werden sollte. Mit vermindertem Stolze kehrten die Griechen über Ferrara und Venedig nach Constantinopel zurück, wo, wie wir weiter unten sehen werden, ein schmachvoller Empfang ihrer harrte.

Der Einzige, der von dieser unwürdigen Mummerei Vortheil zog, war Eugenius der Vierte. Er, den das Concilium zu Basel der Simonie, des Meineides, der Tyrannei, der Ketzerei und des Schismatismus beschuldigt hatte; Er, den eben diese Versammlung als einen mit Lastern Bedeckten, als einen jedes Amts Unwürdigen zu verschreien und selbst abzusetzen verwegen genug gewesen war — er erschien, nach dem Concilium zu Florenz, als der echte und heilige Stellvertreter Christi, welcher, nach sechshundertjähriger Trennung, alle Rechtgläubigen des Morgen- und des Abendlandes in Einer Hürde und Einem Hirten vereinigt habe. Mit diesem Rufe vermochte er dem Nebenbuhler zu trotzen, den die

Versammlung zu Basel ihm in einem weltlichen Fürsten gegeben hatte. Amadeus nahm zwar den Namen Felix der Fünfte an, und stellte sich als solcher an die Spitze der Baseler Versammlung; er sah sich aber unmittelbar darauf von Eugenius gebannt. Vergebens strebte das Concilium zu Basel, sich aufrecht zu erhalten; Deutschlands Fürsten, wie Frankreichs König, verließen es, und zwar nicht mit Unrecht, weil sein Zweck mit seinen Mitteln in Widerspruch stand, und weil die Gährung, die es vermindern wollte, durch seine verkehrten Maaßregeln nur vermehrt wurde.

Es giebt Perioden, wo der menschliche Geist das Bedürfniß neuer Schöpfungen fühlt, ohne genau zu wissen, wodurch dies Bedürfniß allein befriedigt werden kann. Eine solche Periode war die der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Empfunden wurde das Drückende des Pabstthums, und nicht minder bestimmt fühlte man die Ueberflüssigkeit desselben. Doch indem man nicht wußte, wie es anzugreifen sei, um sich von einer einmal vorhandenen Last zu befreien, konnte es schwerlich fehlen, daß man viel vergebliche Bewegungen machte. Das Concilium zu Basel war eine solche. Zusammengesetzt aus lauter Mitgliedern der Kirche, die nur für sich selbst ein höheres Maaß von Freiheit wollten, konnte das Concilium um so weniger etwas ausrichten, da es die Grundlagen der geistlichen Herrschaft unberührt ließ, und die Summe der Glaubens-Artikel sogar durch den zu vermehren strebte, „daß ein allgemeines Concilium über dem Pabst sei, und daß, wer dieser Wahrheit sich hartnäckig widersetze, der Ketzerei schul-

schuldig werde. Weiter konnte man den Unsinn nicht treiben; denn, da es bei dem Pabstthum nur auf Regierungsform ankam, so zerstörte man durch jenen Glaubens-Artikel gerade das, worauf die Wirksamkeit des Pabstthums beruhete. Diesen großen Irrthum aufzudecken, war das Jahrhundert in der politischen Aufklärung nicht weit genug vorgerückt. Aus den Schriften eines Aeneas Sylvius und vieler Anderen ist klar, daß selbst die Vertheidiger des Pabstthums sich nicht darauf verstanden, die einzige achtbare Seite desselben — wir meinen das Monarchische in seinem Wesen — geltend zu machen. Ihre Gegner umfaßten nur das, was ihrem Freiheitssinne entsprach, unbekümmert um die Grundlage der Freiheit. Die Universitäten spielten damals dieselbe Rolle, welche sie auch in späteren Zeiten gespielt haben: Paris, Prag, Wien, Erfurt u. s. w. waren sämmtlich für die Superiorität des Conciliums. Bei dieser entschiedenen Hinneigung des Zeitalters zur kirchlichen Freiheit würde, wo nicht das Pabstthum, doch Eugenius, als Pabst, seinen Untergang gefunden haben, wenn der kirchliche Geist des Morgenlandes ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre; denn durch das Concilium zu Florenz wurden alle die Fehler verbessert, welche Eugenius früher begangen hatte. Die Opposition, womit dieser Pabst zu kämpfen hatte, war doppelter Art: die eine war gegen seine Person, die andere gegen sein Handwerk gerichtet. Beide Arten mußten sehr verschieden behandelt werden; und was Eugenius dem Vierten sehr zur Ehre gereicht, ist, daß er zwischen beiden scharf genug unterschied: denn, während er gegen die erste höchst nach-

giebig war, um sie für sich zu gewinnen, war er gegen die andere die Unerbittlichkeit selbst; und in der That dies doppelte Verfahren war sehr nothwendig, wofern er das Pabstthum und sich in demselben retten wollte.

Wie sehr aber auch der Protestantismus dieser Zeit sich durch das Concilium zu Florenz beschämt fühlen mochte, so hörte doch die Krisis nicht auf, worin sich das Zeitalter selbst befand. Was in dem Verhältnisse der Geistlichkeit zum Pabste drückend war, mußte, wo nicht ganz fortgeschafft, doch wenigstens gemildert werden, und die Ansprüche, welche die Nichtgeistlichen auf Denk- und Gewissensfreiheit machten, waren gleichfalls nicht ganz zurückzuweisen. Hierauf beruhete die Fortdauer der Bewegungen nach der Auflösung des Conciliums zu Basel, welche im Mai des Jahres 1443 erfolgte. Vergeblich suchte Eugenius dadurch einen neuen Zauber zu verbreiten, daß er in Rom selbst ein Concilium veranstaltete, auf welchem aus den entferntesten Reichen des Orients Abgeordnete erschienen, um, gleich den Griechen, Aufnahme in den Schooß der einzigen Mutterkirche zu verlangen: das Zeitalter blieb gleichgültig gegen diese Gaukelei, wenn es auch unfähig war, sie zu würdigen. Je mehr man sich mit dem Inhalte der Alten bekannt machte, desto mehr ward man geneigt, die Vergangenheit über die Gegenwart zu erheben; und wie es in Zeiten der Krisen nie an Gedanken und Erfindungen fehlt, wodurch der Stand der Dinge allmählig ganz verändert wird, so geschah es auch diesmal, daß eine neue Erfindung allen Bestrebungen des Zeitalters zu Hülfe

kam. Dies war die Erfindung der Buchdruckerei, die man nicht mit Unrecht die Sonne der sittlichen Welt genannt hat. Bei ihr werden wir im nächsten Kapitel verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von dem Charakter, den Sitten und den Gewohnheiten der Griechen.

(Aus J. C. Hobhause's Reise durch Albanien und andere Provinzen der europäischen und asiatischen Türkei nach Constantinopel.)

Es darf uns nicht befremden, daß die neueren Griechen in ihrer Lebensweise gar sehr dem Gemählde entsprechen, welches von den alten berühmten Bewohnern ihres Landes auf uns gekommen ist. Da sie von den Früchten desselben Bodens und in einem Klima leben, das sich seit den frühesten Zeiten durchaus nicht verändert hat: so würde es sogar seltsam seyn, wenn selbst ihre körperliche Constitutionen und ihre Gemüthseigenschaften denen des großen Volkes, das wir ihre Vorfahren nennen, nicht sehr ähnlich wären. In Wahrheit, ich glaube, daß ihr Körperbau, ihre Tracht, ihre Lebensweise und, wie ich so eben bemerkt habe, selbst ihre Denkart sich nur sehr wenig von denen der alten Griechen unterscheiden.

Es giebt eine Volksähnlichkeit, die man in allen Griechen bemerkt, obgleich, im Großen genommen, die Inselbewohner dunkeler und von stärkerem Gepräge sind, als die des festen Landes. Ihre Gesichter sind noch eben so, wie die, welche den alten Bildhauern zu Modellen dienten, und die jungen Männer besonders sind von einer so vollendeten Schönheit, daß wir sie in unserem nörd-

lichen Klima bei jungen Leuten gleichen Alters für verweichlicht und weibisch erklären würden. Ihre Augen sind groß und schwarz, weshalb Mauromati (Schwarzauge) ein sehr gewöhnlicher Beiname ist. Ihre Augenbraunen sind gewölbt; ihre Gesichtsfarbe ist beinahe braun, doch vollkommen rein; und ihre Wangen und Lippen sind mit glänzendem Roth gefärbt. Das Oval ihrer Gesichter ist regelmäßig, und in allen ihren Zügen ist Verhältniß, nur daß ihre Ohren größer als gewöhnlich sind. Ihr Haar ist dunkel und lang, aber bisweilen ganz buschicht; und da sie alles Haar der Vorderscheitel und zu beiden Seiten des Gesichts wegscheeren, so kleidet es gar nicht. Einige der vornehmeren Klasse schneiden alles Haar ab, bis auf wenige Locken, welche auf der Scheitel in einen Knoten geschlagen werden. Auf ihren Oberlippen tragen sie einen dünnen, langen Knebelbart, den sie nicht ohne Sorgfalt ganz schwarz halten. Bärte werden nur von der Priesterschaft und den Archonten, Presbytern oder den Codscha Baschis und anderen Männern von Ansehn getragen. Ihre Nacken sind lang, aber breit und fest aufstehend; ihre Brust weit und ausgedehnt, ihre Schultern stark, aber im Unterleibe sind sie schlank. Ihre Beine sind vielleicht breiter, als die von Leuten, welche an einem knappen Anzug gewöhnt sind; aber sie sind stark und gut gebildet. Ihre Statur geht über das Mittelmaaß hinaus. Sie sind muskulös, doch nicht übermäßig; alles an ihnen ist rund und ausgefüllt, ohne zur Corpulenz hinzuneigen.

Sowohl Gesicht als Gestalt sind bei den Weibern tief unter denen der Männer. Wiewohl sie dieselbe Art von

Gesichtszügen haben, so sind doch ihre Augen allzu schmachtend, und ihre Gesichtsfarbe allzu blaß; und selbst in einem Alter von zwölf Jahren findet sich bei ihnen eine Welkheit und Schlotterigkeit, welche nichts weniger als angenehm ist. Sie stehen in der Regel unter dem Maaße, wovon man annimmt, daß es einem Frauenzimmer angemessen sei, und sind sie im Leben nur ein wenig vorgeschritten, d. h. befinden sie sich zwischen 25 und 30 Jahren, so werden sie leicht fett und ungeschickt.

Ich möchte nicht behaupten, daß es hiervon keine Ausnahmen gebe; das aber kann ich mit voller Wahrheit sagen, daß ich während meiner ganzen Reise nicht Eine sehr hübsche Griechin gesehen habe. Frauenzimmer der vornehmeren Klasse vernachlässigen indeß keinesweges die Sorge für ihre Reize. Den Glanz ihrer Gesichtsfarbe zu verstärken, nehmen sie ihre Zuflucht zu Schönheitswassern und zu Schminke; sie haben sogar eine seltsame Art von Gebet, wodurch sie die Einwirkungen der Märzsonne von sich abwenden möchten. Sie färben das Innere ihrer Augenwimpern, einige mit einem Gemisch von Antimonium und Oel, das im Türkischen Surmeh genannt wird, andere mit dem Ruß, der aus dem Rauch des Labdanum-Harzes entsteht, und um den Glanz der Augen noch mehr zu erhöhen, streuen sie ein Pulver in die Augenwinkel. Die weiße Schminke, die sie auflegen, wird aus zu Pulver gebrannten Schnecken und Zitronensaft bereitet; die rothe Schminke aus den Wurzeln der wilden Lilie, vier- bis fünfmal gewaschen, und dann getrocknet und in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt. Das Pulver selbst ist weiß; wird es aber mit der Hand in

die Wange gerieben, so giebt es einen rothen Anstrich, welcher bleibt, und von dem man annimmt, daß er der Haut nicht schade. Man muß bekennen, daß dies ein trefflicher Austausch gegen die dicke Lage von Bleiweiß ist, welche das Gesicht und den Busen der Atheneriunen des Alterthums bedeckte.

Die Wirkung dieser Schminke ist, so viel ich habe bemerken können, durchaus nicht angenehm, wiewohl die Griechinnen selbst sie für sehr bedeutend halten müssen; denn bei den wichtigsten Ceremonien, z. B. bei Verlobungen und Verheirathungen, wird die Braut mit dicken Farbenlagen besudelt, ohne daß dabei die mindeste Rücksicht auf Natürlichkeit genommen wird. Gelegentlich, besonders aber zu Constantinopel, tragen sie auch Schönpflästerchen: eine Gewohnheit, die, wie ich glaube, nicht aus dem Alterthum herrührt, sondern durch das Christenthum eingeführt ist.

Von allen Paradoxen des Herrn von Pauw scheint mir keins besser begründet, als das, welche die alten Griechinnen angeht. Dürfen die gegenwärtigen Weiber Griechenlands, besonders aber Athens, überall als die Repräsentantinnen der früheren betrachtet werden: so hat man wahrlich nicht Ursache, sich einen hohen Begriff von der Schönheit der Griechinnen im Alterthume zu machen. Ich bin auch mit demselben Schriftsteller geneigt, den außerordentlichen Einfluß griechischer Hetären, und das, was er Ausartung des Instinkts nennt, zum Theil derselben Ursache beizumessen. Wären die Weiber im Allgemeinen schön gewesen, so würde nicht ganz Griechenland, jung und alt, Krieger, Redner, Philosophen, zu

den Füßen einer Aspasia oder Lais, Phryne oder Py-thonice, gelegen haben, und noch weit weniger so allge-mein in eine andere noch tadelnswerthere Ausschweifung gerathen seyn. Weiber von den Inseln des Archipelagus, mit Ausnahme der Scioten, sind bei weitem einfacher, als die vom festen Lande Griechenlands.

Der Urheber der Bemerkungen über die Le-vante meint, daß die Venetianer und die Türken das griechische Blut verderbt haben. Allein, wenn dies der Fall wäre, so würde sich die Ausartung eben sowohl bei den Männern, als bei den Weibern offenbaren, was ganz und gar nicht Statt findet. Uebrigens ist dies eine Geschmacksache, und ein Anderer kann sehr hübsch fin-den, was ich zu bewundern weit entfernt bin, wobei ich auch noch Das bemerke, daß ich bei dieser Beschreibung die Griechen des festen Landes, und besonders die Athe-ner, im Auge habe; denn in deren Stadt verweil-ten wir länger, als in irgend einem anderen Theile der Türkei.

In Athen und auch anderwärts ist es vorherrschende Mode, daß junge Frauenzimmer ihr Haar dunkelbraun färben; sie bedienen sich dazu einer Pflanze, Hena ge-nannt. Die Matronen hingegen geben ihren Locken ei-nen dunkel-schwarzen Anstrich. Außer dem Hause sind die griechischen Frauen, gleich den türkischen, in einen wei-ten Mantel gehüllt, nur daß sie, statt der Kappe über dem Gesichte, gewöhnlich einen langen Schleier tragen, den sie leicht auf die Seite legen, wenn nicht etwa Türken gegenwärtig sind. In den Städten des festen Landes, und selbst zu Athen, lassen die Griechen nicht leicht einen

männlichen Fremdling in die Nähe des weiblichen Theiles ihrer Familien kommen. Dieser lebt in einem abgesonderten Theile des Hauses, und wird in gewissen Fällen eben so verschlossen gehalten, wie die türkischen Frauen. Vor der Verheirathung kommen sie Keinem, der nicht zur Familie gehört, zu Gesicht, wenigstens ist dies die Regel; hinterher aber genießen sie das Vorrecht, bei Leuten ihres Volkes und bei Fremden eingeführt zu werden. Eine junge Dame, die Schwester des Herrn Nicolo zu Johannina, der wir ein Geschenk von einigen venetianischen Seidenwaaren gemacht hatten, ließ uns sagen: „da sie unverheirathet sei, so bedaure sie, uns nicht in Person die Hände küssen zu können; sie bitte indeß, daß es in ihrem Namen durch den Dragoman geschehe, der das Geschenk überbracht habe." Wir bekamen sie nicht zu sehen, so lange wir im Hause wohnten. In den inneren Gemächern entkleidet sich ein junges Mädchen von der äußeren Hülle, und könnte, während des Sommers, leicht überrascht werden auf einem Teppich oder Sofa mit ihren bloßen Füßen und mit ihrer ganzen, von Gaze mehr beschatteten als verhüllten, Gestalt.

Wenige Fremde, und vielleicht ein fremder Franke, werden bisweilen eingeladen zu der ersten öffentlichen Ceremonie, die einem jungen Mädchen bevorsteht, d. h. zu ihrer Verlobung mit ihrem künftigen Gemahl, den sie in der Regel nie gesehen hat. Wir selbst wurden ein Mal zu einem Abendessen geladen, wo es, auf eine Veranlassung dieser Art, Musik und Tanz gab. Das Mädchen (genannt ἡ νύμφη) saß auf der Mitte des Sofa, bedeckt mit Schminke und Schönpflästerchen, eine Art

von Krone auf dem Kopf, und in allen Theilen ih-
res Anzugs von Edelsteinen und goldenen Ketten star-
rend. Wir wurden nach einander zu ihr geführt und
ihr vorgestellt, und sie küßte unsere Hände. Ihre eige-
nen weiblichen Verwandten, so wie die ihres künftigen
Gemahls, saßen auf beiden Seiten neben ihr. Die Mut-
ter des jungen Mannes, der nicht gegenwärtig war, steckte
an den Finger des Mädchens einen Ring, und küßte sie im
Namen ihres Sohnes auf die Wange, wodurch die Ver-
lobung vollzogen war. Die Heirath, so sagte man uns,
sollte erst nach Jahr und Tag geschehen, da der junge
Mann in einiger Entfernung sich in ein Geschäft einge-
lassen hatte, das ihm so viel Vermögen bringen sollte,
als der Hausstand erforderte.

Die Vermählungs-Ceremonie ist, trotz der unbezwei-
felten Alterthümlichkeit einiger dabei üblichen Gebräuche,
gleich den meisten Riten der griechischen Kirche, höchst ge-
mein, und für Leute, welche daran nicht gewöhnt sind,
sogar lächerlich. Die Braut und der Bräutigam stehen
neben dem Altar, eine angezündete Wachskerze in ihren
Händen. Der ihnen gegenüber stehende Priester lieset
und singt ein kirchliches Gebet, nimmt alsdann zwei
Ringe und zwei mit Goldschaum belegte Blumengewinde,
steckt jene an die Finger, und legt diese auf die Häupter
des Brautpaars, redet und singt und vertauscht die Ringe
und die Blumengewinde. Dies Wechseln wird meh-
rere Male wiederholt, und zwar mit großer Schnelligkeit
unter Geschwätz und Gesang, bis endlich die Ringe auf
den Fingern bleiben, wie es ihrer Bestimmung gemäß ist,
die Blumengewinde aber auf die Seite gelegt werden,

ohne weder den Kopf des Mannes, noch den der Frau zieren zu dürfen. Brot, welches eingesegnet und mit dem Zeichen des Kreuzes versehen ist, wird hierauf gebrochen und von Braut und Bräutigam gegessen, und eine Schale Weins erst dem Einen und dann der Andern dargeboten, worauf die Braut etwas von demselben Kuchen mit Rosoglio an die Versammlung reicht, und, wenn sie nicht höheren Standes ist, von allen Gegenwärtigen ein Stück Geld bekommt, wofür sie jedem die Hände küßt. Dies ist der letzte Theil der Hochzeit, und die Wegführung der Braut in das Haus des Bräutigams geschieht, wo nicht an demselben, doch am folgenden Tage, wenn eine Procession damit verbunden ist. Der Abend wird mit Musik, Tanz und einer Mahlzeit beschlossen, bei welcher Früchte, vorzüglich Nüsse (eine alte hochzeitliche Leckerei), das Hauptgericht sind.

Zu Athen sahen wir eine Braut von wenigstens 50 jungen Mädchen, welche weiß gekleidet waren und Blumen auf ihren Köpfen hatten, nach Hause begleiten. Die Mädchen gingen paarweise, vorauf die Musikanten mit Guitarren, Berggeigen und Violinen. Der Zug ging nach der Wohnung einer Freundin, wo die Braut bis zur Ankunft der Procession ihres Mannes blieb, die sie nach ihrem eigenen Hause begleitete.

Von den so eben beschriebenen Gebräuchen waren wir selbst Augenzeugen. Es sind aber noch andere mit dieser wichtigen Ceremonie verbunden, von denen wir nur hören oder lesen konnten. Dahin gehört das Baden der Braut in der Nacht vor dem Hochzeitstage, und das Gehen derselben an der Thürschwelle des Bräuti-

gams über das bedeckte Sieb, das, wenn es nicht unter den Füßen der Braut knarrt, ihre Keuschheit verdächtig macht. Die letztere Gewohnheit wird von mehreren Schriftstellern angeführt, und mag noch wirklich in Gange seyn, wiewohl ich davon nichts gehört habe.

Es giebt nur wenige Beispiele von einer zweiten Ehe unter den Griechen, so wie, den Priesterstand ausgenommen, von Leuten, welche ledig bleiben für das ganze Leben.

Die Weiber können selten lesen oder schreiben, aber alle sind äußerst geschickt im Sticken, und spielen in der Regel die griechische Laute oder die Berggeige. Tanzen lernen sie von ihren Gespielen. Der Tanz, genannt χορος, und zur Unterscheidung, Romaika, besteht aus sehr langsamen Bewegungen, indem die jungen Frauenzimmer sich durch Taschentücher verbinden, und die Führerin Tritt und Takt angiebt. Die Tänzerinnen selbst singen nicht; aber die Musik ist eine Laute oder Guitarre, und bisweilen eine Violine, die von des Spielers Stimme begleitet wird. Sind Männer in den Tanz verflochten, dann treten Jünglinge und Mädchen zusammen, und es geht nun um so lebhafter her.

Bei allem Mangel an Erziehung sind die griechischen Frauenzimmer mit einer Menge von Gesängen oder Recitativen bekannt, die von Erzählungen begleitet werden, welche kein Ende haben, weil sie von den Mitgliedern der Gesellschaft oft stundenlang aufgenommen und fortgesetzt werden. Der Urheber der Vergleichung zwischen den alten und neuen Griechen sagt seinem Freunde, daß, so oft er diese abwechselnden Erzähler vernehme, er in der Gesellschaft der Minyniaden zu seyn glaube, welche

mit abwechselnden Reden das nützliche Werk ihrer Hände verkürzen. Wer nie von den Töchtern des Königs von Orchomenos gehört hätte, würde sich mit einer Reihe Balladen zu unterhalten glauben, die alle in demselben Tone vorgetragen und nur durch die Hersagung ihres langen und melancholischen Titels unterbrochen werden.

Haben die griechischen Frauen Gelegenheit, ungewöhnliche Fertigkeiten zu erwerben, so zeigt sich bei ihnen ein lebhafter Verstand. Zu Smyrna und Constantinopel, wo viele von ihnen in den Familien der Dragomans leben, und andere mit den Consuln, Abgesandten und fremden Missionen verbunden sind, erwerben sie leicht fremde Sprachen, und bisweilen eine genauere Kenntniß der Litteratur, und Vollkommenheiten, welche das Frauenzimmer des civilisirten Europa auszeichnen.

Was ihren sittlichen Charakter betrifft, so ist er, was man liebenswürdig nennen könnte; und dafür würde er recht eigentlich in dem Urtheil derjenigen Männer gelten, welche ein Weib wegen seiner Schwachheiten bewundern, und es in eben dem Maaße lieben, worin es der Unterstützung bedürftig ist. Sie sind geschäftige Hausfrauen und zärtliche Mütter, die ihre Kinder selbst stillen. Ja, was Reisende sich auch rühmen mögen, ich muß sie in der Regel für keusch erklären. Daß es Liederliche unter ihnen giebt, kann freilich nicht geleugnet werden; allein, wenn auch nicht ihre eigene Neigung, so haben doch die Institutionen Griechenlands, wie sie zu allen Zeiten gewesen sind, immer auf Erhaltung ihrer Tugend abgezweckt. Für die Ausübung ihrer guten oder schlechten Eigenschaften haben sie keinen anderen Wirkungskreis, als

den ihrer Familie, und welche geheime Macht sie auch besitzen mögen, so hört man doch nie, daß sie auf öffentliche Verhandlungen Einfluß hätten. Man kann ganz Griechenland durchreisen, und, wenn man es nicht besonders darauf anlegt, nicht eine einzige griechische Frau sehen.

Gleich ihrem Geschlechte in allen anderen Theilen der Welt, treiben sie ihre Andacht bis auf den höchsten Grad der Begeisterung, und glauben, wo möglich noch bereitwilliger als die Männer, alle absurden Lehren und Fabeln ihrer Kirche. Ahnungsvolle Träume und himmlische Offenbarungen suchen, wie man erwarten wird, weit öfter die Weiber als die Männer heim, ob sie gleich beiden Geschlechtern auf keine Weise fremd sind. Einige von ihren abergläubischen Gebräuchen schmecken stark nach Heidenthum, wie leicht bewiesen werden könnte, wenn man sich die Mühe geben wollte, die Stellen nachzuschlagen, wo alte Schriftsteller auf ähnliche Gebräuche anspielen.

Die Ceremonien der Niederkunft, wo die Hülfe immer von einer Frau herrührt, sind sehr mystisch. Während der Wehen brennt die Lampe vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, und die Wiege ist mit gestickten Tüchern, Juwelen und Münzen geschmückt, welche für die vier Feen, die über dem Kinde walten, zu Geschenken bestimmt sind. Ist das Kind zur Welt gekommen, so wird es sogleich in die Wiege gelegt, und mit Amuleten beschwert, und ein kleiner Bissen von weichem Schlamme, wohl eingetaucht in einen Krug durch vorläufige Zaubersprüche gehörig zubereiteten Wassers, wird auf die

Stirn des Neugebornen gelegt, um den Wirkungen des bösen Auges zu begegnen: einer schädlichen Bezaubе-rung, die von dem Anblick eines als persönlich gedachten, obgleich unsichtbaren, Dämons ausgeht, und unmittelbar auf die Bewunderung eines unvorsichtigen Zuschauers folgt. Das böse Auge wird zu allen Zeiten gefürchtet; denn man glaubt von ihm, daß es jedes Volk verfolge, das vermöge seiner Wohlfahrt ein Gegenstand des Neides werden könne. Nicht bloß eine Griechin, sondern auch eine Türkin, wird, wenn sie bemerkt, daß ein Fremder ihr Kind ins Auge faßt, in das Gesicht desselben spucken, wohl gar in ihren eigenen Busen, wenn sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit seyn sollte; doch der Gebrauch des Knoblauchs, oder selbst des Wortes, wodurch dies Gewächs bezeichnet wird (σχορδον), wird als ein durchgreifendes Abwehrungsmittel betrachtet. Neu gebaute Häuser und selbst die Zierathen griechischer Fahrzeuge haben lange Knoblauchsbündel, die von ihnen herabhangen, um den verhängnißvollen Neid des übelwollenden Betrachters aufzufangen. Die türkischen Schiffe haben dasselbe; und in der That, es lassen sich mehrere Verfahren angeben, welche beiden Völkern gemein sind.

Die alten Griechen führten ihre Künste unter ihren lateinischen Eroberern ein; die neueren haben ihren Gebietern, den Türken, einen Geschmack für ihre Albernheiten eingeimpft. Wie es immer der Fall war, lebt in diesem Volk eine starke Anhänglichkeit an seinen Gebräuchen, und eine unerschöpfliche Munterkeit und Lebendigkeit in ausschließender Erhaltung derselben, was ihnen den Anstrich der Aufrichtigkeit in ihren Versicherungen,

und folglich auch den der Glaubwürdigkeit giebt, und sie daher fähig macht, die Lehrer eines Volkes zu werden, das vollkommen so unwissend ist, wie sie selbst. Die Türken, welche die Macht ihrer Unterthanen verachten, haben ganz unvermerkt die Gewohnheiten derselben angenommen, und wenn sie nichts weiter aufgefaßt haben, als einige abergläubische Riten, so geschah es, mein' ich, weil nichts weiter von ihnen zu lernen war.

Die, welche darüber jammern, daß die Türken nicht die Mündel ihrer Gefangenen geworden sind, und davon dieselben Vortheile ziehen, welche ehemals den Römern durch den Besitz Griechenlands zu Theil wurden, müssen sich, vermöge einer seltsamen Bethörung, eingebildet haben, daß die Griechen des funfzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung noch dieselben gewesen seien, die sie in den Zeiten des Aratus waren. Aber, was mich betrifft, so finde ich bei weitem größere Gleichheit zwischen den Römern, welche unter Mummius standen, und den von Mahomed dem Zweiten angeführten Otomanen, als zwischen den Griechen, welche Zeugen von der Einäscherung Korinths waren, und denen, welche die letzte Eroberung von Constantinopel überlebten. Mit Herrn Thornton könnten wir hinzufügen, daß alles, was nachahmungswürdig war, von den Türken nachgeahmt wurde. Sie sahen und bewunderten den Bau der St. Sophien-Kirche, und baueten die Moscheen, womit die Kaiserstadt verziert wurde, nach demselben herrlichen Modell.

Die Manieren der Griechen würden sehr verbindlich seyn, hätten sie nicht den Anstrich von Kriecherei und Falschheit, der das Auge eines Engländers beleidigt, auch

auch wenn er die Eingebornen der Länder nicht verletzen sollte, wo die Höflichkeit viel weiter getrieben wird, als bei uns. Sie sind anhaltend aufmerksam, und thun, was die Gastfreundschaft gebietet, mit Heiterkeit und Geschliffenheit; dabei aber kann man sich immer darauf gefaßt halten, daß, wie verbindlich die Sprache dieses Volkes auch im Anfange und Fortgange seyn möge, sie dennoch mit einer widerwärtigen Bitte endigen werde. Um sich einen Begriff von der Niederträchtigkeit und Unverschämtheit zu machen, zu welcher ein Mensch durch den Geldburst gebracht werden kann, muß man in der Türkei gereiset seyn.

So wie den Türken alles feil ist, eben so besitzen die Griechen nichts, was sie nicht verkaufen möchten. Daß der Gebieter in einem Lande, wo Reichthum allein Macht ist, seinen Reichthum aus allen Kräften zu vermehren strebt, ist eben nicht zu bewundern; aber daß der Sklav, der weder Ansehn, noch Freiheit, noch Schutz erkaufen kann, dieselbe Leidenschaft empfindet, muß außerordentlich scheinen, und wird sich nur aus dem Umstande erklären lassen, daß alle Griechen Handelsleute sind, und folglich von den schmutzig geizigen Gewohnheiten und Principen geleitet werden, welche man in dieser Menschenklasse vorzugsweise antrifft.

Die erste, und oft die einzige, Empfehlung, welche ein Grieche seinem Nachbar oder irgend einem Andern zu Gute kommen läßt, besteht darin, daß er reich ist, und viel, sehr viel Aspern hat (πλουσιος ειναι, εχειν πολλα, πολλα ασπρα); und, ohne alle Uebertreibung, Armuth und Dummheit sind für ihn Synonima

Als eines Tages von einem jungen Manne die Rede war, den wir in Joannina kennen gelernt hatten, sagte einer von den Gegenwärtigen: er sei ein einfältiger Bursche. „Im Gegentheil," erwiederte ich, „er schien mir ungemein angenehm und gut unterrichtet." Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Herr, war die Antwort; denn wie er auch schwatzen möge, er hat keinen Asper in der Tasche.

Alle Griechen sind, wie wir bemerkt haben, in einem gewissen Grade Handelsleute. In dem District von Athen, so wie in dem von Livadien und in den meisten Theilen von Morea, ist der Ackerbau den albanesischen Colonisten überlassen, und jeder Grieche hat entweder einen Laden, oder beschäftigt sich mit Großhandel. Sogar die, welche zu Constantinopel die Fürsten vom Fanal (Fanarioten) genannt werden, d. h. die, aus deren Familien die Hospodare der Moldau und Wallachei hervorgehen, sind in Handelsunternehmungen verwickelt. Dieser Umstand, verbunden mit der türkischen Unterdrückung und dem Mangel an erblichen Würden, verursacht eine Art von Gleichheit unter ihnen, und verwischt alle die Unterschiede, welche in England so streng beobachtet werden. Ich sage: in England; weil ich glaube, es giebt kein Land in der Welt, wo alle Abstufungen des Ranges so gleichförmig beobachtet werden, wie bei uns. Wahr ist es, es giebt bei uns mancherlei Wege, sich in die Höhe zu schwingen; allein bis man gestiegen ist, muß man sich den Umgang mit Leuten seines Standes nicht verdrießen lassen.

Ich war eines Tages im Hause des Signor Nicolo zu Joannina nicht wenig darüber erstaunt, daß ein Schuet-

der, welcher einem von uns so eben das Maß genommen hatte, sich in demselben Zimmer niederließ, wo wir versammelt waren, und auf die Einladung des Wirthes eine Tasse Kaffee annahm, die ihm von dem Bruder des Signor mit den üblichen Ceremonien gereicht wurde. Nichts schließt mehr Vertraulichkeit in sich, und führt nach und nach so sehr zur Gleichheit, als wenn man zusammen ißt und trinkt; allein nach den Sitten der Griechen und Türken, die in vielen Punkten sich gleich und dem Morgenlande allein eigenthümlich sind, wird die niedrigste Person in dieser Freiheit von den Vornehmen begünstigt. Ist ein großer Mann auf Reisen, so hat er nie seinen besonderen Tisch, sondern einige von seinen Begleitern nehmen Theil an demselben Mahle. Ich erinnere mich, daß einer von den jungen Paschas zu Joannina darauf bestand, daß unser Bedienter Georg sich am Ende des Sofa ihm gegenüber niederlassen und Kaffee und Eingemachtes, wie er und seine Gäste, annehmen sollte. Indeß muß man sich daran erinnern, daß in der Türkei beinahe Alle dieselbe Art von Erziehung erhalten, und folglich ungefähr dieselben Manieren annehmen. Die Folge davon ist, daß in der Gesellschaft nicht die Unbehülflichkeit und Verwirrung entsteht, welche bei uns ganz unfehlbar entstehen würde, wenn eine Person niedrigen Standes zu einem besseren Cirkel gelassen würde, als sie gewöhnlich besucht. Weder der Dragoman, noch der Schneider, würden von einem Fremden von der sie umgebenden Gesellschaft durch Mangel an Gewandtheit und durch minder freie Manieren zu unterscheiden gewesen seyn.

Sie haben die Miene ungemeiner Güte, und selbst ceremoniöser Aufmerksamkeit in ihrer Behandlung von Dienern und Abhängigen; und wenn ein reicher, oder, mit anderen Worten, ein großer Mann, einem Niedrigen auf der Straße begegnet, so erwiedert er nicht bloß dessen Gruß, sondern geht auch den ganzen Cirkel von höflichen Erkundigungen durch, welche bei einem zufälligen Zusammentreffen hergebracht sind und eine andere Unterhaltung einleiten. Zwei Griechen fragen einander wohl zwanzig Mal ab, wie es geht, mit allen Erkundigungen nach Frauen und Töchtern und Söhnen und Familie und Geschäften, ehe sie zu einer Unterredung gelangen, und nicht selten trennen sie sich plötzlich, ehe sie dazu kommen. Sie stehen da, die rechte Hand ans Herz gelegt, und verbeugen sich fünf Minuten hindurch in dieser Stellung, welche nichts anderes sagt, als unser Wie gehts? und durch ein glückliches Niesen von dem Einen oder dem Andern werden die Complimente unterbrochen und verlängert; denn bei einer solchen Gelegenheit werden die Verneigungen und die Gott helfe ihnen! vielfältig zurückkehren. In einer großen Gesellschaft unterbricht ein Niesen die Unterhaltung, und zieht die Segenswünsche aller, welche gegenwärtig sind, nach sich, indem mehrere zu gleicher Zeit das Kreuz schlagen*).

Wie geldsüchtig die Griechen auch seyn mögen, so sind sie doch nicht knickerig; sie lieben nicht bloß zu prah-

*) Τουτου δὲ λέγοντος πταρνυται τις, ακουσαντες δε οἱ στρατιῶται παντες μιᾷ ὁρμῇ προσκυνήσαι τον Θεόν. Xenoph. Anab. Lib. III. Man sieht hieraus, wie alt hergebracht es ist, beim Niesen „Gott helf" oder dergleichen zu sagen.

len, was sich bei gewissen Charakteren sehr wohl mit der größten Sparsamkeit verträgt, sondern sie sind sogar verschwenderisch und edelmüthig. Ihre Furcht vor den Türken bringt es mit sich, daß sie ihre Pracht innerhalb der Mauern ihrer Häuser verbergen; doch ihr Verlangen, Reichthum und Geschmack zu zeigen, hat bei Einzelnen von diesem Volke sehr oft den Ausschlag gegeben. Ein Grieche, Namens Stavraki, der um die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts die Gunst und sogar das Vertrauen des Sultans besaß, erbauete, gegen den Rath seiner Freunde, an den Ufern des Bosporus ein prächtiges Haus, dessen äußerer Glanz die Aufmerksamkeit der Türken auf sich zu ziehen wohl geeignet war. Stavraki wurde verhaftet und vernichtet; aber das Ende dieses Unglücklichen schreckte einen andern Griechen nicht ab, dasselbe verhängnißvolle Haus auf der Stelle zu beziehen.

Zu Constantinopel und in dessen Umgegend ist es ausschließendes Vorrecht der Mahomedaner, ihre Häuser mit lebhafter Farbe anzustreichen; die der Juden sind schwarz, die der Armenier und Griechen braun oder dunkelroth. Ein griechischer Arzt, der einen verstorbenen Sultan mit Erfolg bedient hatte, und die Aufforderung erhielt, sich eine namhafte Belohnung oder Gnadenbezeigung auszubitten, forderte für sich und seinen Sohn nur die Freiheit, sein Haus nach Belieben, d. h. wie ein türkisches, anstreichen zu dürfen. Man zeigte mir dies Haus, und wirklich zeichnete es sich durch seine hellrothe Farbe unter den übrigen düsteren Wohnungen aus. Es befindet sich in einem von den Dörfern auf der euro-

päischen Seite des Bosporus. Der erste Dragoman der Pforte hat ein großes Haus, welches dreifarbig angestrichen ist, so daß es aussieht, wie drei Häuser; und dies ist eine Art von List, damit der vorübergehende Türke nicht von den stolzen Dimensionen des Gebäudes getroffen werde.

Diejenigen Griechen, welche das Vorrecht haben, in den Straßen von Constantinopel zu reiten — und ihre Zahl ist sehr gering — sind ungemein stolz auf diesen Vorzug, und benutzen jede Gelegenheit, ihre Superiorität an den Tag zu legen.

Die Vornehmen tragen eine sorglose Freigebigkeit zur Schau. Der Dragoman der Pforte, welcher Fürst genannt wird, kam an Bord der Fregatte, welche den englischen Gesandten von Constantinopel abholte, und nach einer kurzen Unterredung mit Sr. Excellenz ging er wieder zurück. Als er die Leiter herabstieg, steckte er seine Hand in den Busen, und ohne auf das Geschenk zu sehen, drückte er es einem von den Matrosen, der beim Herabsteigen geholfen hatte, in die Hand. Als dieser auf dem Verdeck nachsah, fand er, daß es acht bis zehn Goldstücke, kleine byzantinische Zechinen, waren, deren jeder ungefähr drei Schilling werth ist. Ich stand dabei, und konnte kaum dem Eindruck widerstehen, den der Dragoman ohne Zweifel machen wollte, nämlich, daß er gewohnt wäre, sich bei solchen Gelegenheiten von seinem Gelde zu trennen, und zwar mit prahlerischer Sorglosigkeit.

Kurz zuvor hatten wir denselben Prinzen den Dolmetscher zwischen Sr. Excellenz und dem Kaimakan oder

Vice-Vezier von Constantinopel machen gesehen; und in dieser Stellung war seine Demuth beinahe rührend. Er war gekleidet in einen groben Ueberrock, der nur spottweise für ein Ehrenkleid gelten konnte, und nur um so schäbiger wurde, wenn man ihn mit den glänzenden Anzügen der Türken und mit den schönen Pelzen verglich, welche dem Gesandten und Einigen von seinem Gefolge geschenkt wurden; und er verrichtete sein Amt in einem so schwachen Tone, daß er selbst von den Zunächststehenden nur mit Mühe verstanden werden konnte, wobei er noch einige absichtliche Stockungen anbrachte, um seine Ehrfurcht und Angst vor seinen Gebietern zu beweisen. Man darf indeß nicht unbemerkt lassen, daß diese seltsame Art von Schmeichelei von den Türken selbst geübt wird, wenn sie sich in der Nähe des Sultans befinden, und daß eine deutliche und ungezwungene Art sich auszudrücken vor dem Gebieter des Reichs für anmaßend gelten würde. In dem Audienz-Saale sprach der Kaimakan, als er die Rede des Abgesandten beantwortete, in Gegenwart seines Herrn, bewegungslos auf dem Throne sitzenden Gebieters, nicht bloß leise, sondern stockte auch so lange und so oft, daß der Sultan ihn zwei- bis dreimal anstieß. Dies alles geschah nicht aus wirklicher Vergessenheit, sondern wurde bloß als Beweis demüthiger Verwirrung affectirt.

An demselben Tage, wo Divan gehalten wurde, mußte der griechische Prinz von vier Uhr Morgens bis um zehn Uhr Vormittags stehn, während der Gesandte dem Kaimakan aufwartete; und als Se. Excellenz und sein zahlreiches Gefolge an verschiedenen Tischen zu Mit-

tag speisete, mußte jener, erschöpft von Müdigkeit, weil ihm nicht erlaubt war, an einem solchen Orte auf einem Sofa auszuruhen, sich in einem Winkel des Nebenzimmers auf harten Boden schlafen legen, indeß drei Griechen, seine Begleiter, vor ihm standen, damit er nicht von den Türken entdeckt würde. Zufällig sah ich ihn, und machte einen von den Anwesenden auf ihn aufmerksam. Er saß auf dem Boden, gelehnt an einen Winkel der getäfelten Wand; sein schwarzer Bart ruhete auf seiner Brust; sein Gesicht war blaß, seine Augen in tiefem Schlummer geschlossen, doch jeder Zug unverändert und mit dem Ausdruck des Schreckens und des ewigen Zwanges. Ein trauriges Gemälde von dem Jammer hochgeehrter Sklaverei!

Dieser Fürst ist einer von den vornehmsten Griechen im türkischen Reiche; die Fürstenwürde von der Wallachei und Moldau ausgenommen, giebt es keine höhere Würde, als die er bekleidet. In der That, er wurde im Jahre 1802 zum Hospodar der Moldau ernannt, als die Russen sich in die Ernennung der Woiwoden dieser beiden Provinzen mischten, und er könnte leicht noch einmal denselben Rang einnehmen.

Trotz der beständigen Demüthigung, welche mit dem Posten eines Dragomans der Pforte verbunden ist, und trotz der Ungewißheit, die den Herrscherstab jener beiden Provinzen begleitet, lassen die Griechen von dem Fanal es nicht an ihren Bemühungen fehlen, um zu diesem Posten zu gelangen, eben so thätig in ihren Intriguen, sich einander ein Bein zu unterschlagen, und die Genehmigung der Pforte zu gewinnen, als ob die Gegenstände

ihres Ehrgeizes ehrenvoll und bleibend wären, anstatt herabwürdigend und unsicher zu seyn. Die Türken, welche bei dieser Nebenbuhlerei gewinnen, erhitzen den Streit, und verfügen über die Aemter unbedenklich zum Vortheil des Meistbietenden. Das Geld, welches für diese Würden ausgegeben wird, ist bald ersetzt durch die Bedrückungen der gewählten Bewerber.

Der Dragoman der Pforte hat Gelegenheit, zu einträglichen und ehrenvollen Posten zu empfehlen, und für sein gutes Wort, so wie für jede Einmischung in die Hof-Intriguen, erhält er eine angemessene Belohnung. Die Hospodare der Wallachei und Moldau erheben ungeheure Summen durch willkührliche Schätzung; und da sie Macht über Leben und Tod haben, und eine Zeitlang die oberste Gewalt ausüben, so ist von Seiten der unglücklichen Unterthanen kein Widerstand möglich.

In keiner Lage erscheint der Grieche unvortheilhafter, als auf den Thronen von Bucharest und Jassy. Der Ausgang des russischen Krieges dürfte eine bedeutende Veränderung in der Verfassung dieser beiden Provinzen bewirken, und die gänzliche Unterwerfung derselben unter die Waffen der Moskowiten wird den griechischen Unterthanen die größten Gegenstände ihres Ehrgeizes rauben. Die Intriguen der Fanarioten werden sich alsdann auf den Posten eines Dragomans beschränken. Die Erhebung zu einem von diesen drei Posten, wie vorübergehend auch der Genuß seyn möge, gewährt den Fürstentitel; und dies hat den griechischen Adel in Gang gebracht, wenn das Ding so benannt werden kann. Das Alterthum dieser adeligen Familien ist indeß nicht weit

her. Der erste Dragoman der Pforte von griechischer Abkunft war Panayot, Kiuperli's Arzt, der durch seine Kunstgriffe Morosini'n zur Uebergabe von Candia bewog. Vor dieser Zeit war dieser Posten mit Ausländern und Renegaten besetzt worden.

Nikolaus Maurocorbato, der erste griechische Waiwode der Wallachai, den die Pforte wählte, wurde um die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts ernannt, nachdem er zu Carlowitz Bevollmächtigter des Sultans gewesen war. Zwar rühmen sich einige Familien einer noch edleren Abkunft von den Suveränen Constantinopels; denn der Name Kantakuzenus ist einmal von zwei wallachischen Griechen angenommen worden: doch, wie es scheint, ohne daß sie einen gerechten Anspruch auf diese Auszeichnung hatten.

Die Fürsten von dem Fanal dürfen sich auswärts von dem Ueberreste ihrer Nation nur durch ihre Bärte und gelben Pantoffeln, so wie durch das Vorrecht zu reiten, unterscheiden; doch auch zu Hause genießen sie einen Schein von Autorität, indem sie ihren Bedienten Amtstitel geben, und von einem Schwarm Schmeichler und Abhängiger umgeben sind. Ihre Frauen und Töchter werden in jedem Luxus und jedem Pomp der Asiaten gewiegt: ein Vorrecht, das weder ihre Denkart, noch ihre Sitten verbessert, wenn gleich auch sie dahin gekommen sind, ihre Bedienten chiennes und bêtes zu nennen. Der wenige Umgang, den ich mit ihnen gepflogen, hat keinen angenehmen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen.

Prunkliebe ist der hervorstechendste Charakterzug der Griechen; und da die Politik der Türken ihnen, vor al-

len übrigen Rajahs oder nicht-mahomedanischen Unterthanen, Aemter anvertrauet, welche Macht und Zutrauen voraussetzen: so ermangeln sie nie, diese eben nicht neidenswerthe Auszeichnung zur Schau zu tragen.

Die Codja-Baschis, denen die Municipal-Gewalt gewisser Distrikte, vorzüglich in Morea, anvertrauet ist, führen einen unmäßigen Haushalt, dessen Mitglieder mit Titeln geschmückt sind, welche selbst den Abhängigen eines englischen Herzogs fehlen. Sie haben ihren Kalo-Jatros oder Arzt, ihre Grammatiker oder Geheimschreiber mit einem Copisten, ihre Tartare oder Eilboten, und fünf bis sechs Priester als Familien-Capellane, außer einer zahlreichen Dienerschaft, deren Personal sich bisweilen auf 40 bis 50 Personen beläuft. Der Titel, den man ihnen giebt, wenn man an sie schreibt, ist: Εντιμοτατος και ευγενεςατος κυριος κυριος (Hochzuverehrender und hochwohlgeborner Herr Herr).

Diese Codja-Baschis sind beschuldigt worden, strengere Herren zu seyn, als die Türken: „ein entartetes Geschlecht, unverschämt, stolz, niederträchtig, voll von Sklavenlastern, und nur darauf bedacht, wie sie sich für die entehrende Behandlung ihrer Herren bezahlt machen wollen, daß sie Monopolisten, Angeber und Räuber werden.“ (Siehe Pouqueville's Reisen in Morea S. 106.) Doch dergleichen Tadel ist immer verdächtig, als von persönlicher Erbitterung eingegeben, und mehr auf einzelnen Beispielen als auf National-Charakter beruhend, wiewohl ich fürchte, daß unter den Archonten und Aeltesten der Griechen manche Originale für dieses unvortheilhafte Bildniß aufgefunden werden können.

Der Reisende, vor allen aber Derjenige, der die erleuchtete Freiheit der brittischen Hauptstadt und die würdevollen Ceremonien der protestantischen Kirche zurückgelassen hat, muß beim Anblick des kirchlichen Systems der Griechen auf den Gedanken gerathen, er sei in die finstersten Jahrhunderte der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückversetzt. In jeder mit dem christlichen Gottesdienst verbundenen Observanz liegt irgend etwas Heiliges, das dieselbe vor Verachtung und Verlachung bewahren muß; doch die Riten dieser Kirche tragen so viel Abgeschmacktes in sich, und werden mit einem solchen Mangel an Feierlichkeit vollzogen, daß es nicht leicht ist, sich während einer Messe des Lachens zu enthalten. Der Haupttheil des Gottesdienstes besteht darin, daß man häufig das Kreuz schlägt, und daß man zehntausend Mal wiederholt: Herr erbarme Dich unser! letzteres wird durch die Nase gesungen, und man hält dabei so lange aus, als der Athem des Cantors ausreicht. Es hält sogar schwer, die wiederholten Worte auszumitteln; denn während man glaubt, es werde ein Psalm oder ein Gebet gesungen, wird nichts wiederholt, als die Worte: νυριε ελεησον, κυριε ελεησον, κυριε Ιησου Χριϛε ελεήσον με, τον ἁμαρτολον (Herr erbarme dich; Herr erbarme dich; Herr Jesu Christe erbarme dich mein, des Sünders).

Zugleich entdeckt man einen Grad von ursprünglicher Einfachheit in den meisten Kirchen, der uns in die frühesten Zeiten des Christenthums zurückversetzt. Sie sind in der Regel sehr klein, der Boden ist von Lehm, der Altar von Stein und das Sanctuarium von dem

Schiff durch Tannenbretter gesondert, und eine Umfriedung von Pfählen auf der anderen Seite für die Weiber. Selten trifft man in diesen Gebäuden Sitze an, aber in allen Winkeln stehen Krücken zur Bequemlichkeit der bejahrteren Gottesverehrer, die sich darauf entweder mit den Armen oder mit dem Kinne stützen.

Nur in den großen Städten und in einigen Klöstern sind die Kirchen besser angethan, wiewohl man auch in ihnen keine Spur von Geschmack findet; Vergoldungen und Heiligenbilder, deren einziger Werth von den ihnen angedichteten Wunderkräften herrührt, sind ihre einzige Zierden.

Es würde schwer halten, unter den Laien auf Jemand zu stoßen, der sich über einen Religions-Artikel Zweifel anwandeln ließe: alle sind den Ceremonien sehr ergeben, und beobachten die Vorschriften der Kirche, welche sehr bestimmt und strenge sind, mit der größten Pünktlichkeit. Nur 139 Tage im Jahre sind sie ganz frei von allen Fasten. Die Osterfasten dauern zwei Monate, die Weihnachtsfasten vierzig Tage; es giebt aber noch zwei andere Fasten, nämlich St. Peter- und Pauls Fasten, und das Fasten zu Ehren der heil. Jungfrau. Dabei wird Dienstags und Freitags das ganze Jahr hindurch gefastet. Die Kaloyeren (Mönche) haben drei andere Fasten, welche zusammen noch achtundvierzig Tage länger dauern.

Die Geistlichkeit übt einen unbegränzten Einfluß, und es ist schmerzlich, die Opfer zu sehen, welche der dürftige halbverhungerte Landmann den Priestern darbringt. Außer anderen Gaben, giebt es gewisse Tage,

wo alle Eingepfarrten, Männer und Weiber von der ärmsten Klasse, Brote, Eingemachtes (Colywa genannt) und Wachsfackeln bringen, und dies Alles während des Gottesdienstes vor dem Altar niederlegen, von wo es ins Sanctuarium gebracht wird, und zum Nachtschmaus für die Priester dient. Die Colywa ist eine Quantität gekochten Weizens, mit Korinthen bedeckt und mit Kernen von Granatäpfeln, Zucker, Confekt, Sesam und Basilienkraut geziert. Die griechischen Mädchen bringen von diesen Colywas und anderen Süßigkeiten jeden zwölften Tag, den sie πολυκέριον nennen, Geschenke an ihre Freunde; und in mancher anderen Hinsicht scheinen die Belustigungen und die Religion dieses Volkes noch eben so verkettet, wie in älteren Zeiten. Sie tanzen zu Ehren einiger Heiligen, und am Epiphanias-Feste durchwandern Banden von Fiedlern und anderen Musikanten die Straßen vom Morgen bis zur Nacht.

Dieses Fest fiel, während unseres Aufenthalts zu Athen, auf denselben Tag mit dem zweiten Bairam der Türken — auf den 17ten Januar —; und die Mahomedaner schossen von der Akropolis mit Kanonen unter dem Gelärm von Trommeln und Pfeifen, während um dieselbe Zeit in jeder Straße der unten liegenden Stadt die Christen ihre Munterkeit in Erinnerung an eine ganz andere Begebenheit an den Tag legten.

Das unterdrückte Volk würde das Leben allzu lang und allzu beschwerlich finden, wenn es keine kirchlichen Feste gäbe. Es hat also auch den fröhlichen Theil der Ceremonie beibehalten, welche mit dem Leichenbegängniß seiner Vorfahren verbunden war. Stirbt eine Person

von Ansehn, so wird der Leichnam reich ausgeputzt, und auf eine Bahre gelegt, die mit Blumen bestreuet und mit einem reichen Traghimmel bedeckt ist. Nur das Gesicht des Gestorbenen ist aufgedeckt, und so bleibt die Leiche eine kurze Zeit auf dem Hausflur stehen, umgeben von der Familie des Gestorbenen. Zu festgesetzter Zeit bricht die Procession auf. Die Diener des Hauses gehen paarweise vor der Bahre her, welche in geringer Entfernung von der Erde auf Stangen getragen wird. Auf die Bedienten folgen die männlichen Verwandten, und die Priester unmittelbar vor der Bahre. Zu beiden Seiten derselben erblickt man zwei bis drei alte Weiber, welche, laut wehklagend, die Würden und Tugenden des Gestorbenen rühmen, und ihn unablässig fragen, weshalb er denn die Welt verlassen. „Warum — so fragen sie — bist du gestorben? Du hattest Geld, du hattest Freunde, du hattest eine hübsche Frau und schmucke Kinder — warum bist du also gestorben?" Diese Leidtragenden werden gemiethet, und das gewöhnliche Honorar ist für Jeden — fünf Brote, vier Krüge Wein, ein halber Käse, eine Schöpfenkeule und eine Kleinigkeit an Geld. Ihr Geheul ist unendlich spaßhaft, und verräth nicht den mindesten Kummer. Hinter der Bahre folgt ein langer Zug von weiblichen Verwandten und Freunden, alle in Trauerkleider gehüllt. Ist ein junges Mädchen gestorben, so begleiten mehrere Mädchen die Bahre, und werfen von einer Zeit zur andern natürliche oder künstliche Blumen auf die Leiche.

Zu Constantinopel, oder vielmehr zu Pera, ist die Entfernung bis zur Begräbnißstätte sehr beträchtlich, und

dies giebt Veranlassung zu zahlreichen Gefolgen. Hat man nun die Stelle erreicht, so setzt man die Bahre nieder; es wird ein Gebet gesprochen, und die Leiche in ihrem Anzuge, nachdem sie in ein Grabtuch gehüllt worden, zur Erde bestattet, indeß die Leidtragenden, während der letzten Ceremonie, aufs Kläglichste heulen. Von den Blumengewinden, welche die Bahre schmückten, werden einige ins Grab gelegt, und andere von den Leidtragenden und Freunden mit nach Hause genommen. Hierauf, gewöhnlich neun Tage nach der Bestattung, wird für die nächsten Verwandten ein Fest veranstaltet, bei welchem es weder an Musik und Tanz, noch an jeder anderen Belustigung fehlt. Am meisten aber gewinnen die Priester bei diesen festlichen Beweisen des Kummers: sie werden am neunten Tage, und nicht selten auch während der Trauer, mit reichlichen Kolywas versehen: ein Geschenk, welches drei bis vier Jahre hindurch an dem Begräbnißtage wiederholt wird.

Die Geistlichkeit theilt sich in zwei Klassen, nämlich in die Kaloyeren oder Mönche vom heil. Basilius-Orden, aus welchem alle Prälaten gewählt werden, und in die Popen oder Weltpriester, welche heirathen dürfen, wenn sie eine Jungfrau nehmen und vor der Ordination in den Stand der Ehe treten.

Kaloyeren lesen niemals Messen; erhalten sie aber die Priesterweihe, so werden sie heil. Mönche genannt, und verrichten Amtsgeschäfte nur an hohen Festtagen. Aufnahme in die Brüderschaft erfolgt, wenn man sich an einen von diesen heil. Mönchen wendet und 60 bis 70 Piaster zahlt. Dabei ist weder Prüfung noch Probe-

bezeit nöthig, und sehr junge Leute dürfen die Kutte anlegen. Mancherlei kann übrigens zum Eintritt in die kirchliche Brüderschaft verführen. Die Priester sind in ihren Gemeinen (Heerden) allmächtig, und genießen sogar Achtung von den Türken. Es ist freilich besser, reich und frei zu seyn, als die Kutte zu tragen; aber wiederum ist es besser, ein wohlgenährter Zellenbewohner zu seyn, als ein hungeriger Landstreicher. Die griechischen Mönche genießen unter andern auch den Vorzug, daß ihre Wohnungen auf den schönsten Punkten des Landes gelegen sind; und troz den Fasten, worin sie nur Hülsenfrüchte, Wurzeln und reines Wasser genießen sollen, sind sie die Feistesten unter ihren Landsleuten, und zeigen, wie reichlich

Dieu prodigue les biens
A ceux qui font voeu d'être siens.

Der reinste Wein, der klarste Honig, Oliven, trockene Früchte, Weizenbrot wird zu allen Zeiten in ihren Wohnungen angetroffen, und nur in diesen; auch würde sich ihre Wohlgenährtheit nicht wohl erklären lassen, wenn man annehmen wollte, daß sie die Vorschriften der Ordensregel nicht überschritten. Ihr Einkommen beziehen sie theils von den Ländereien, welche zu ihren Klöstern gehören, theils aus den freiwilligen Beiträgen der gläubigen Heerde. An besonderen Tagen ziehen sie umher mit kleinen Heiligen-Bildern, die sie von den Leuten küssen lassen, und mit einem Krug heiligen Wassers und mit einer Bürste, um auf der Stirn der Gläubigen ein Kreuz zu machen. Dafür erhalten sie von Jedem einen oder zwei Para.

Die geachtetsten unter den Kaloyeren sind die, welche ihre Erziehung in den Klöstern des Berges Athos erhalten haben. Dieser Berg wird auch der heilige genannt, weil er, was in der Geschichte der Institutionen ohne Beispiel ist, von sechs tausend Heiligen schwärmt. Die theologischen Studien dieser Zellenbewohner sind bei weitem nicht so schwer, wie ihre körperliche Arbeit; denn sie bebauen nicht bloß den Boden, und bestellen ihre Weinberge und Gärten, sondern sie zimmern auch Fischerkähne, und üben manches andere Gewerbe, indem einige von ihnen spinnen und weben. Auch die Klöster von Pathmos stehen in Ruf, und Bettelmönche, welche daher stammen, werden in ganz Griechenland angetroffen. Sie ertheilen ihren Segen, und, unter andern Abgeschmacktheiten, verrichten sie an vollkommen gesunden Leuten vorläufig die letzte Oehlung.

Die Popen werden nicht so hoch geschätzt, wie die Kaloyeren, und ob sie gleich weit bedienstlicher sind, so stehen sie sich doch weit schlechter, als die Mönche. Ein Diakonus tritt durch eine Art von öffentlicher Erwählung in den Priesterorden. Der dienstthuende Pope fragt die Versammlung, ob er würdig sei, worauf, wenn der Zuruf ihn dafür erklärt hat (und der Zuruf lautet immer ἄξιος, ἄξιος) er seine heiligen Verrichtungen mit Fug und Recht beginnt. Fast jeder Priester hat seine eigene Capelle; denn es wird für geistlichen Ehebruch gehalten, wenn jemand außerhalb seines eigenen Gotteshauses officirt. Gerade dies hat die Zahl der griechischen Kirchen so sehr vermehrt. In Athen allein giebt es vierzig Kirchen, außer 150 Capellen, und die von ganz At-

tika belaufen sich auf 4000; doch dies schließt jede geheiligte Höhle, welche eine Thür und einen Altarstein hat, in sich.

Einige Schriftsteller haben die Klöster als den Aufenthalt aller Laster dargestellt; doch, wie ich glaube, mit großem Unrechte. Was die Geschicklichkeiten der Geistlichkeit betrifft, so muß sie in dem letzten Jahrhundert sehr zugenommen haben, wenn das wahr ist, was Tournefort sagt: „daß es, zu seiner Zeit, ein großes Verdienst bei der Geistlichkeit gewesen, die Schrift zu lesen, und daß im ganzen Reiche kaum zwölf Menschen das alte Griechische verstanden." Belon hatte vor ihm gesagt, daß von allen Tausenden des Berges Athos nur zwei oder drei ihr Brevier verständen. Die Einzigen, die ich als liberal in Beziehung auf das Kirchenthum in Griechenland traf, waren ein Bischof und zwei Hadjis oder in Jerusalem gewesene Priester. Dieser Bischof war in die Mysterien seines Glaubens so tief eingedrungen, daß er sie verachtete, und die Hadjis, welche die heilige Stadt gesehen hatten, versicherten, es sei nicht der Mühe werth, sie zu sehen; wobei sie die tausend Piaster, welche sie unterweges ausgegeben hatten, sehr bedauerten.

Die große Mehrheit der Geistlichkeit ist gewiß höchst unwissend, stupid und unthätig; und um ihr Einkommen zu verbessern, nähren sie bei der großen Menge einen so abgeschmackten Aberglauben, daß sich kaum annehmen läßt, sie selbst seien darin noch befangen. Es ist demnach vollkommen wahr, daß ihnen die Entartung der Griechen, vor allem aber das Verharren dieses Volkes in seinem geistigen Unvermögen, in großem Maße

zugeschrieben werden muß. Nach ihnen ist die Welt noch immer voll von Wundern, und der Teufel übt einen thätigen und unverkennbaren Einfluß auf die Seelen und die Leiber der Menschen. Es giebt also noch immer Besessene, und das Exorcisiren dieser Unglücklichen ist eine oft wiederkehrende und nicht uneinträgliche Verrichtung der Priester.

Von allen Griechen aber sind die Athener die allerleichtgläubigsten, geneigt sogar, lächerliche Geschichten in diesem Punkte zu erfinden. Sie alle glauben, wie bereits von den Weibern angeführt ist, an die Kraft der Magie, und schrauben ihre Einbildungskraft leicht so hoch empor, daß sie sich von einem Feinde bezaubert wähnen. Wenn ein Mädchen zwei Liebhaber hat, so ist es nicht ungewöhnlich, daß der zurückgesetzte, nach vollzogener Hochzeit seines Nebenbuhlers, seine Zuflucht zu Zaubermitteln nimmt. Er verbindet die Locken seiner Haare mit einer gewissen Form von Worten, und durch jeden Knoten schiebt er das Glück des Bräutigams auf eine Nacht hinaus. Was auf diese Weise geschehen ist, wird bekannt gemacht, und der unglückliche Gemahl wird nicht selten aus Leichtgläubigkeit und Scham der Stifter seines eigenen Ungemachs. Ein Archon zu Athen, den wir sehr wohl kannten, litt diesen Umfall im ersten Monate seiner Verheirathung, und wurde aus den Zauberschlingen nur durch das wiederholte Gebet und durch das heilige Wasser seines Caplans befreiet, wobei die Heiligenbilder, wie sich von selbst versteht, nicht unbenutzt blieben.

Viele Häuser zu Athen stehen in dem Credit, daß

sie von einem Geiste bewohnt werden, den man Arabin nennt. Ob die Türken mit diesem Aberglauben von den Griechen angesteckt sind, oder ihre Fabeln mit sich nach Europa gebracht haben, ist nicht wohl auszumitteln; genug, sie glauben gleichmäßig an Feen, die sie Gins nennen. Zu Libakavo sahen wir ein großes Haus, das, einem Türken zuständig, gänzlich verlassen war und dessen Hof und Garten von Unkraut strotzte. Dabei sagte man uns, niemand wolle dies Haus bewohnen, weil es von den Gins heimgesucht werde. Das Verfahren dieser Geister ist ganz wie das unserer bösen Geister: sie machen sehr viel Lärm, bringen das Hausgeräth in Unordnung, und lassen sich nur selten sehen.

Panagia, oder die allerheiligste Jungfrau, ist der Liebling der Griechen: die Minerva der neueren Athener. Schwerlich giebt es ein Dorf, wo ihr Bild nicht, mit einer vor demselben brennenden Lampe, in einer Nische der Mauer oder in einem hölzernen Häuschen angetroffen würde. Die Anfertigung und Ausschmückung dieser Bilder ist ein einträgliches Gewerbe; und bisweilen stößt man auf Bilder dieser Art, welche ganz hübsch gerathen sind. Ein verschwenderischer Engländer bot funfzig Zechinen für einen Heiligen (es war, wenn ich nicht irre, der heilige Demetrius), den ein athenischer Maler so eben beendigt hatte; er erhielt aber eine abschlägige Antwort.

Während der Regierung des zweiten Theodosius erschien Gamaliel dem Presbyter von Jerusalem, Lucian, und sagte ihm: er und der heil. Stephanos wünschten aus dem Grabe befreit zu werden, worin sie auf

einem benachbarten Felde lägen. Seit dieser Zeit sind Offenbarungen dieser Art nichts Seltenes; und während unseres Aufenthaltes in Athen erhielt eine Frau von dem heil. Nikolaus eine ähnliche Botschaft. Die heilige Erscheinung sagte der Frau: er (der Heilige) schwärme umher in einer Kirche, welche versunken sei, und wünsche befreiet zu werden. Zugleich zeigte sie den Ort an, wo nachgegraben werden sollte, um seine Erlösung zu bewirken. Dem gemäß wanderte die Dame am folgenden Tage, in Begleitung der angesehensten Geistlichen und Archonten, nach dem bezeichneten Platze. Nachdem man nun an zwei Orten nachgegraben hatte, stieß man auf einige Bruchstücke von angestrichenen Ziegeln, wie man wohl allenthalben in der Nähe von Athen antrifft, vorzüglich auf dem alten Keramikos, außerhalb der Stadt. Sogleich erscholl es: Ekklesia! Ekklesia! Die ganze Versammlung kreuzte und segnete sich. Es wurden vor den Gruben Lichter angezündet, und ein reicher Grieche, dem der Grund und Boden, auf welchem man diesen Fund gemacht hatte, gehörte, schenkte ihn auf der Stelle dem Heiligen, damit man weiter graben und ihm freien Ausgang verschaffen möchte. Ganz Athen gerieth darüber in Bewegung, und da die Nachgrabung hart am Wege begonnen war, so würde dieser zerstört worden seyn, hätten sich nicht die Türken in die Sache gemischt und die Fortsetzung der angefangenen Arbeit verboten. Wir Engländer, die wir darüber nur lächeln konnten, hatten deshalb manchen scheelen Seitenblick zu ertragen. Ueberhaupt glaubt man von den Franken, daß sie eine übernatürliche, auf keine Weise zu beneidende, Einsicht be-

sitzen, die sie dem bösen Prinzip verdanken. Gottlos ist ihr gewöhnliches Beiwort, und was die Engländer betrifft, so nimmt man von ihnen an, daß sie nicht zu den Christen gehören, weil sie sich nicht kreuzen. Einige von uns standen am dem Ausgange einer römisch-katholischen Capelle, als am entgegengesetzten Ende Messe gelesen wurde. Gerade in dem Augenblick nun, wo die Hostie in die Höhe gehalten wurde, guckte ein Türk durch die Thür, und als er sah, daß die ganze Versammlung einer Oblate ihre Ehrfurcht bewies, warf er mit dem höchsten Ausdruck des Mitleids und der Verachtung den Kopf zurück, lächelte, zog die Schultern, und sah uns an, als wenn er fragte: Was müßt ihr und ich von diesen Narren denken! Da die Engländer zu Pera keinen Ort der öffentlichen Andacht haben, so glaubt man von ihnen, daß sie gar nicht beten; und man glaubt dies um so mehr, weil die Minister katholischer Nationen bisweilen in Procession zur Messe gehen.

Wie verächtlich auch die Türken von der christlichen Religion denken mögen, so gewähren sie doch der griechischen Geistlichkeit ihren Schutz. Mahomed der Zweite bewilligte dem von ihm gewählten Patriarchen alles, was die griechischen Imperatoren ihm bewilligt hatten, und bis auf den heutigen Tag wird der Oberpriester von einem Minister der Pforte aufs feierlichste investirt. Im Uebrigen ist seine Würde käuflich. Sie kostet 60,000 Kronen, und der Patriarch entschädigt sich dadurch, daß er alle einträgliche Posten, innerhalb seiner Jurisdiction, verkauft — also die Patriarchate von Jerusa-

lem, Antiochien und Alexandrien, so wie alle erzbischöflichen Stühle. Die Griechen selbst waren die Urheber dieses Verfahrens, und obgleich das Einkommen des Patriarchen nicht mehr beträgt, als etwa dreitausend Pfund, so hat er doch Gelegenheit, dasselbe durch Geldstrafen und Erpressungen sehr zu vermehren. Die reichsten Bischöfe haben nicht mehr als dreihundert Pfund jährlich. Der Erzbischof von Athen, dessen geistliches Domän sich über Böotien und einige Theile vom Peloponnes erstreckt, übt ein unumschränktes Ansehn über die gesammte Geistlichkeit seines Sprengels, und hat nicht weit von seinem Hause ein Gefängniß für die Uebertreter der kirchlichen Gesetze, die er mit Stockschlägen, und überhaupt auf alle Weise, nur nicht mit dem Tode, bestrafen kann. Seine Stelle erkauft er von dem Patriarchen. Diese ist also der Gegenstand von mancherlei Ränken, welche sich nicht selten mit der Vertreibung des Mißfälligen und mit der Wahl eines anderen Erzbischofes endigen. Manche von diesen Priestern, welche die üblichen Gränzen der Erpressung überschritten, haben ihre Absetzung auch in einem Volksaufstande gefunden. Was daraus für die Sitten folgt, ist leicht gefaßt. Die Bewohner von Athen stehen in der Würdigung ihrer Landsleute eben nicht hoch, und ich hörte an Ort und Stelle das Sprichwort anführen, welches Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls und Untergangs der Römerherrschaft aufbewahrt hat. Es lautet folgendermaßen: „So schlecht wie die Türken von Negropont, die Juden von Salonika, und

die Griechen von Athen. Ein französischer Resident, der viele Jahre unter ihnen gelebt hatte, sprach zu mir über ihren Hang zur Verläumdung und zum Beinunterstellen, und schloß mit den Worten: „Glauben Sie mir, mein Herr, es ist dieselbe Canaille, wie in den Tagen des Miltiades."

Ueber die Ansprüche der korsicanischen Comnenen.

(Eine genealogische Untersuchung.)

Die Antwort, welche der verständige Telemach auf die Frage: von wem er entsprossen sei? ertheilt, hätte zu allen Zeiten den Eifer der Genealogen mäßigen sollen *). Doch diese Schmeichler setzten sich immer erst über die Hauptsache weg, und brachten alsdann ihre Vermuthungen an die Stelle der historischen Wahrheit. Kein Zweig des menschlichen Wissens ist daher mit größerer Willkühr ausgebildet worden: der schwächste Schimmer hat hingereicht, Geschlechtsfolgen aufzustellen, in welchen nie der mindeste Zusammenhang war.

Auf diese Weise hat man sich nicht damit begnügt, die Comnenen von den ältesten römischen Geschlechtern, den Sylviern und Juliern, abzuleiten, sondern man ist sogar auf asiatische Fürstengeschlechter zurückgegangen, und hat den ersten Ursprung der Comnenen in dem Hause des trojanischen Königs Priamus wieder-

*) Diese Antwort findet sich im ersten Gesange der Odyssee, und lautet in der Vossischen Uebersetzung von Wort zu Wort also:

Gern ja will ich, o Gast, dir lautere Wahrheit verkünden.
Meine Mutter die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
Weiß ich es nicht: denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.

gefunden, namentlich in der Nebenlinie, die ihren Ab- gangs-Punkt in Anchises, dem Vater des Aeneas, hat. Ein Verwandter des comnenischen Hauses, Johann Laskaris, welcher um das Jahr 1460 schrieb, ist der erste Urheber dieses seltsamen Stammbaums, den man seit dieser Zeit nie wieder aufgegeben hat. Johann Laskaris sieht sich zwar genöthigt, den Zeitraum von 469 bis 930 der christlichen Zeitrechnung mit Stillschweigen zu übergehen, weil er in demselben nichts findet, wodurch seine Hypothese gerechtfertigt würde; allein dies verschlägt dem kühnen Genealogen nichts. Ihm ist es genug, daß der Stammvater der späteren Imperatoren vom comnenischen Geschlechte Flavius Nicephorus Comnenus geheißen hat. Hierbei nun entscheidet der Vorname Flavius; und da Constantin der Große und vor ihm Domitian, Titus und Vespasian denselben Vornamen geführt haben, die Flavier aber höchst wahrscheinlich — versteht sich, in der Voraussetzung des Genealogen — mit den Juliern in sehr naher Verwandtschaft standen: so ist nichts erwiesener, als daß die Comnenen mit den Flaviern und Juliern Ein Geschlecht bildeten, das, über alle Schicksalsschläge erhaben, sein Vorrecht, die Welt zu beherrschen, nie verlieren konnte. Nur die Benennung „Comnenus" verdient ihm erklärt zu werden; denn es muß irgend ein Grund vorhanden seyn, weshalb die edlen Flavier diesen Beinamen erhalten haben. Nun gut! es gab ein wildes Volk unter der Benennung der Cumanen; und da irgend ein Flavier, man weiß nicht genau in welchem Jahrhunderte, über diese Barbaren siegte: so erhielt er den Beinamen

Cumanus, woraus in der Folge Comanus, und noch später Comnenus, gebildet wurde.

Mit einem so geringen Aufwande von Witz und Gelehrtsamkeit wußten die Genealogen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sich das Vertrauen ihrer Leser zu erwerben.

Doch hundert Jahre später stand es um die historische Kritik in Italien um nichts besser. Den vollständigsten Beweis davon liefert das von dem Doctor der Theologie und apostolischen Protonotarius Don Lorenzo Miniati gefertigte Werk, welches den Titel führt: Le glorie cadute dell' antichissima ed augustissima Famiglia Comnena. Es ist eine Wiederholung der leeren Träume des Johann Laskaris über die Entstehung der Comnenen, in dem verderbten Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts, und das einzige Wahre, was man darin antrifft, hebt an mit dem Jahre 1057, wo Isaak Comnenus als Imperator an die Spitze des oströmischen Reiches trat, das er, nach einer zweijährigen Verwaltung — unstreitig, weil die Last für seine Schultern allzu stark war — an Constantin Dukas abgab, weil auch sein eigener Bruder Johann Comnenus Curopalates sich nicht mit der obersten Gewalt befassen wollte.

Unserem Vorsatze getreu, nur über die Ansprüche der korsicanischen Comnenen unsere Meinung abzugeben, können wir uns hier nicht in eine umständliche Erzählung der Begebenheiten einlassen, welche die Geschichte des oströmischen Reiches und der Comnenen bis zum Jahre 1462 ausmachen, wo der bedeutendste Zweig die-

ses Hauses, nach der Eroberung von Trapezunt durch Mahomed den Zweiten, seinen Untergang fand. Indeß wird es nöthig seyn, eine allgemeine Uebersicht von diesen Ereignissen zu geben, weil daraus allein hervorgehen kann, mit welchem Rechte sich die forsicanischen Comnenen zu dem regierenden Theile dieser berühmten Familie rechnen. Zur Sache!

Isaak Comnenus hatte den Thron nur versucht. Sein Nachfolger, Constantin Dukas, starb nach einer Regierung von etwa sieben Jahren, und hinterließ eine Wittwe und drei unmündige Söhne, unter welchen Michael der älteste war. Schwierige Umstände bewogen Constantins des Zehnten Wittwe (ihr Name war Eudocia), ihre Hand dem Romanus Diogenes zu geben. Das Schicksal dieses Imperators im Kampf mit den seldschukischen Türken ist bekannt. Sein Nachfolger in der Regierung war der älteste Sohn des Constantin Dukas, Michael der Siebente, mit dem Beinamen Parapinaceß. Dieser entsagte im Jahre 1078, und sein Nachfolger war Nicephorus Botoniates, den Alexius Comnenus im Jahre 1081 entthronte. In die Regierungs-Periode dieses Imperators fallen die ersten Kreuzzüge, von denen das oströmische Reich unstreitig sehr viel zu leiden hatte, denen aber Alexius den doppelten Vortheil verdankte, einmal, daß die verloren gegangenen Bestandtheile des Reiches zurückgewonnen wurden, zweitens, daß seine Regierung 37 Jahre (von 1081 bis 1118) dauern konnte. Ihm folgte Johann Comnenus, und diesem Manuel Comnenus, dessen Regierung wiederum 37 Jahre dauerte. Sein Sohn Alexius

der Zweite wurde nach einer dreijährigen Regierung zwar von einem seiner nächsten Verwandten entthront und getödtet; doch indem dieser sich des Thrones bemächtigte, blieb derselbe zum Wenigsten das Erbtheil des Hauses. In diesen Zeiten war eine Dynastie, deren Dauer über ein Jahrhundert hinausging, eine Seltenheit; und daher konnte es nicht fehlen, daß auch die Comnenen mit nahem Umsturze bedrohet waren. Andronikus, der Verdränger Alexius des Zweiten, wurde von Isaak Angelus gestürzt, welcher dasselbe Schicksal von seinem Bruder Alexius erfuhr. Unter der Regierung des letzteren erschienen die Venetianer und Franzosen vor Constantinopel. Diese Hauptstadt wurde von ihnen erobert, und — aus war es mit den Herrscherrechten der Comnenen, der Angeli, der Dukas. Zum wenigsten regierte keins dieser Häuser wieder in Constantinopel. Eine Reihe lateinischer Kaiser behauptete sich von 1204 bis 1261 zu Constantinopel; und als diese endlich vertrieben wurden, kam die Reihe der Regierung an die Paläologen und Kantakuzenen.

Im Allgemeinen ist man zu der Bemerkung berechtigt, daß im oströmischen Reiche nichts unsicherer war, als die Erbfolge. Fünf bis sechs vornehme Familien, unter einander verschwägert, machten sich dieselbe fortdauernd streitig; und es war bei weitem mehr Sache des Zufalls, als Werk gesetzlicher Anordnungen, wenn die eine oder die andere einen längeren Zeitraum im Besitz des Thrones blieb. Erst in späterer Zeit hat man die politischen Begriffe des westlichen Europa auf die Erscheinungen im östlichen Römerreiche übergetragen; und

daraus sind unzählige Mißdeutungen entstanden, welche noch immer fortdauern. Die Comnenen, die Dukas, die Angeli, die Laskaris, die Kantakuzenen hatten von ihren Thronrechten nie einen so strengen Begriff, wie es in den westeuropäischen Reichen hergebracht war; und die natürliche Folge davon war, daß, wenn ein Unfall über sie kam, sie ihr Schicksal fast eben so leicht ertrugen, wie Hochspieler, welche immer mehr oder weniger auf Unglück gefaßt sind. Will man die wahre Ursache dieser, dem ersten Anscheine nach, so philosophischen Denkungsweise kennen lernen? Ein oströmischer Imperator konnte vermöge seiner Stellung, worin alles auf die Wirksamkeit der Gewalt berechnet war, nie Wurzel fassen in den Gesinnungen des Volkes, dem er angehörte; denn er war von diesem Volke durch Alles geschieden: erstlich durch seine Unumschränktheit, dann durch seine Umgebung, die aus lauter Fremdlingen bestand, endlich durch sein Heer, das aus dem Gesindel aller Nationen zusammengesetzt war. In der Regel führte der Drang der Umstände auf den Thron, indem es schlechterdings keinen anderen Ausweg zur Rettung gab; und wenn man einmal im Besitz der höchsten Gewalt war, so kam es darauf an, sich darin mit so viel Umsicht und Verstand zu behaupten, als man durch sich selbst oder durch seine Freunde aufbringen konnte. Im Ganzen war also nichts unsicherer, als dieser Besitz, und vielleicht schien es eben deswegen gar nicht der Mühe werth, auf gute Erbfolge-Gesetze zu denken; denn wozu hätten diese nützen sollen, da man sie nicht durch vaterländische Einrichtungen unterstützen konnte?

Dies vorläufig; die Anwendung wird sich weiter unten finden.

Bei dem allgemeinen Umsturze, den das oströmische Reich durch die erste Eroberung von Constantinopel erfuhr, strengten mehrere griechische Prinzen alle ihre Kräfte an, einzelne Trümmer dieses Reiches zu retten; und der Erfolg ihrer Bemühungen war um so sicherer, da die Venetianer und Franzosen bei weitem nicht stark genug waren, alle Provinzen zu besetzen. Theodor Laskaris, Schwiegersohn Alexis des Dritten, trat als Eroberer der griechischen Provinzen in Asien auf: er unterwarf sich, nach einander, Bithynien, einen Theil von den Küsten des Archipelagus, so wie von Phrygien, und ließ sich zu Nicäa als Imperator krönen. Zu eben der Zeit flüchteten sich Alexius und David Comnenus, Enkel des Imperators Andronikus des Ersten, nach Pontus, und legten daselbst den Grund zu einem neuen Staate, von welchem Trapezunt die Hauptstadt ward. Michael Angelus Comnenus endlich eroberte, im Jahre 1204, Durazzo, und bildete sich einen beträchtlichen Staat, der sich von Durazzo bis zu dem Meerbusen von Lepanto erstreckte, und Epirus, Akarnanien, Aetolien und einen Theil von Thessalien in sich begriff. Alle diese Fürsten nannten sich Imperatoren; denn alle glaubten dazu gleich-berechtigt zu seyn, und waren es auch wirklich. Man denke sich nun die Zerrissenheit des oströmischen Reiches während des Zeitraums von 1204 bis 1261! Was von den Lateinern hatte besetzt werden können, unterlag der Macht der Feudal-Verhältnisse; die Venetianer waren im Besitz der vornehmsten Inseln und Küstenstädte; die Grie-

Griechen hatten die Gränzländer im Osten und im Westen inne. Unter den drei nebenbuhlenden griechischen Fürsten war Theodorus Laskaris bei weitem der mächtigste, und die Nähe von Nicäa machte, daß er die Aussicht auf den Thron von Constantinopel nicht verlor. Er und seine nächsten Nachfolger beschränkten die lateinischen Kaiser, nach und nach, auf den Besitz der Hauptstadt; doch diese wieder zu erobern, war ihnen vom Schicksal nicht vergönnt. Erst als das Geschlecht der Angeli-Comnenen von dem Throne zu Nicäa verdrängt war, und Michael Paläologus von demselben Besitz genommen hatte, gelang die Wiedereroberung Constantinopels mit Hülfe einer genuesischen Flotte; und von dieser Zeit an herrschten die Paläologen bis zum gänzlichen Untergange des oströmischen Reichs, d. h. bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken.

Wir verlassen jetzt das Geschlecht der Paläologen, um uns nach Trapezunt zu wenden. Die Geschichte nennt in dem Zeitraum von 1204 bis 1462 nicht weniger als elf Imperatoren, welche zu Trapezunt regiert haben; es waren lauter Comnenen, welche von Andronikus dem Ersten abstammten. Den Anfang machte Alexius. Ihm folgte ein Sohn gleichen Namens, der 1255 starb; diesem Johann Comnenus der Dritte; diesem Alexius der Fünfte; diesem Basilius der Erste; diesem Johann der Vierte; diesem Basilius der Zweite; diesem Alexius der Sechste; diesem Johann der Fünfte; diesem Alexander; diesem endlich David der Zweite. Kaum vermag die Geschichte noch etwas mehr von ihnen zu sagen; denn in Trapezunt wurde eben so regiert,

wie in Constantinopel. Der Staat war in den Hän-
den westeuropäischer Kaufleute (der Ragusaner, der Ve-
netianer und der Florentiner), die in jeder Hinsicht das
Gesetz vorschrieben. In ihren Palästen lebend, nahmen
die Imperatoren sehr wenig Antheil an der Verwaltung;
und die Truppen, welche sie unterhielten, waren angewor-
bene Fremdlinge. Was in der Geschichte dieser Com-
nenen allein merkwürdig ist, bestehet darin, daß die Erb-
folge regelmäßig von dem Vater auf den ältesten Sohn
fortgeht, bis auf den letzten Imperator, welcher beschul-
digt wird, die Rechte seiner Neffen usurpirt zu haben,
wiewohl dies nicht ganz ausgemacht ist; denn die drei
letzten Imperatoren waren Söhne Alexius des Sechsten,
und Johann und Alexander scheinen früh und ohne Er-
ben verstorben zu seyn.

Von diesen trapezuntischen Imperatoren nun leiten
die corsicanischen Comnenen ihren Ursprung ab; und
wir werden sehen, auf welche Weise.

In der Natur der Sache lag es, daß den Türken die
Eroberung des oströmischen Reiches durch nichts so sehr
erleichtert wurde, wie durch die Zerrissenheit, worin es
seit der Wiedereroberung von Constantinopel durch Mi-
chael Paläologus bestand. Es findet sich auch nicht die
geringste Spur, daß die trapezuntischen Comnenen den
Paläologen von Constantinopel, oder diese jenen, in ihren
Bedrängnissen zu Hülfe gezogen wären. Ueberall dieselbe
Schwäche, gegründet auf Nebenbuhlerei verwandter Fa-
milien! Die natürliche Folge dieses Unverstandes war,
daß Mahomed der Zweite, nachdem er Constantinopel
erobert und die Paläologen aus dem Wege geräumt

hatte, auf die Bezwingung der trapezuntischen Imperatoren Bedacht nahm. Dies geschah im Jahre 1461. Sobald nun Mahomed der Zweite Trapezunt zu Wasser und zu Lande eingeschlossen hatte, legte er dem Imperator David die Frage vor: „ob er lieber mit Verlust seines Königreichs Leben und Schätze retten, oder beides mit dem Königreiche zugleich verwirken wolle." Der schwache Comnene gab nur der Furcht Gehör, und ansteckend war das Beispiel eines mohamedanischen Nachbarn, des Fürsten von Sinope, welcher, nach derselben Aufforderung, eine befestigte Stadt mit vierhundert Kanonen und zehnbis zwölftausend Soldaten übergeben hatte. Es erfolgte eine Capitulation, welche Anfangs buchstäblich gehalten wurde. Der trapezuntische Imperator wurde mit seiner Familie in ein festes Schloß von Romanien gebracht. Hier lebte David fünf Monate hindurch mit den Seinigen in beständiger Angst, bis es endlich dem Sultan gefiel, die Beschuldigung aufzustellen, daß der Gefangene einen Briefwechsel mit dem Pabste und mit dem Könige von Persien, der sein Schwager war, unterhalte. Diese Beschuldigung mochte gegründet seyn, oder nicht: genug, David wurde mit seinen Söhnen, sieben an der Zahl, hingerichtet.

So erzählt Chalkokondylas den Hergang der Sache, und so ist dieser für wahr angenommen worden, bis sich im Jahr 1807 zwischen dem letzten vorgeblichen Abkömmling der Comnenen, Demetrius, und dem Verfasser des Gemäldes der Revolutionen in Europa, Herrn Christoph Wilhelm Koch, ein Streit erhob, in welchem der letztere sich vielleicht allzu nachgiebig bewies.

Herr Koch hatte in einer Note gesagt, daß die Comnenen in Corsica von einem Sohne des letzten Imperators von Trapezunt abzustammen vorgäben, während, der Aussage des Chalkokondylas zufolge, angenommen werden müsse, daß von diesen Söhnen kein einziger übrig geblieben sei. Diesem höchst einfachen Ausspruche setzt Herr Demetrius Comnenus eine Schrift entgegen, welche im Jahre 1784 zu Amsterdam unter dem Titel: Precis historique de la Maison Imperiale des Comnènes, depuis David, dernier Empereur de Trebisonde, jusqu'à Demetrius Comnène, actuellement Capitaine de Cavallerie en France, mit dem Motto erschienen war: Damnosa quid non imminuit dies! Herr Koch, ohne auf den Streit ernstlich einzugehen, erklärte in seiner Antwort: „es sei gar nicht seine Absicht gewesen, dem Herrn Demetrius Comnenus zu schaden;“ und hierbei hatte die Sache ihr Bewenden, nur daß Herr Jondot, ein fleißiger Mitarbeiter am Moniteur, diese Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, die Leser dieses damals höchst wichtigen Regierungsblattes darauf aufmerksam zu machen, daß Napoleon Bonaparte leicht ein Mitglied des comnenischen Hauses seyn könne, indem in Italien nichts gewöhnlicher sei, als die Uebersetzung griechischer Eigennamen in die Landessprache. Bonaparte schien sich durch diese Bemerkung nicht geschmeichelt zu finden; er wollte lieber der Nachfolger Karls des Großen, als der Abkömmling einer zu Grunde gegangenen Dynastie seyn. So blieb dies alles auf sich beruhen, und in dem Schicksal des Rittmeisters Demetrius Comnenus ging nicht die mindeste Veränderung vor.

Schon im Jahre 1789, d. h. in jener Periode, wo Catharina die Zweite und Joseph der Zweite gegen die Türken verbündet waren, erschien zu Venedig eine Schrift unter dem Titel: Coup d'Oeil historique et généalogique sur l'origine de la Maison imperiale de Comnène, par le chevalier d'Henin; und diese Schrift hatte schwerlich einen anderen Zweck, als darauf hinzudeuten, daß, wenn es eine Aufhebung der türkischen Herrschaft in Europa gelte, noch immer ein Abkömmling jener Fürsten vorhanden sei, welche das oströmische Reich so viele Jahrhunderte hindurch regiert hätten. Wir sind unfähig, zu sagen, welchen Eindruck dieses kleine Werk des Chevalier von Henin damals gemacht habe; indeß ist es auffallend, daß gegenwärtig, wo die Entwürfe von 1789 sich zu erneuern scheinen, zum zweiten Male auf jenen Abkömmling der Comnenen hingewiesen wird. Gerade dieser Umstand giebt den Untersuchungen, die wir hier anstellen, eine Wichtigkeit, die ihnen sonst fehlen würde; und wenn das Ergebniß derselben dem letzten angeblichen Sprößling des comnenischen Geschlechtes nicht ganz günstig seyn sollte: so hoffen wir, man werde uns wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzugestehen, daß wir nichts behauptet haben, woraus sich die Absicht herleiten ließe, dem Herrn Demetrius Comnenus schaden zu wollen.

Was wir zunächst geltend machen müssen, ist, daß von einem Zweige des comnenischen Geschlechtes, der sich im Jahre 1474 unter den Mainotten auf der Südspitze von Morea niedergelassen, das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert gar nicht die Rede gewesen ist. Nach

der Eroberung Constantinopels durch die Türken kamen viele vornehme Griechen, unter welchen es weder an Comnenen, noch an Paläologen fehlte, über Ragusa und die sieben Inseln in Italien an; und die Rolle, welche die Päbste noch in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts spielten, brachte es mit sich, daß alle diese Exulanten sich an den gemeinschaftlichen Christenvater wendeten, theils um ihren augenblicklichen Bedürfnissen abzuhelfen, theils um sich die Hoffnung einer besseren Zukunft zu erhalten. Was man nun mit Wahrheit sagen kann, ist, daß die Päbste sich alle Mühe gaben, einen Kreuzzug wider die Türken zu Stande zu bringen; vorzüglich Pius der Zweite, der sogar das Opfer der Anstrengungen wurde, die er zu diesem Endzweck machte. Als jedoch die Exulanten sahen, daß die Autorität der Päbste nicht hinreichte, ihren Zustand zu verbessern, fanden sie sich in ihr Schicksal, und, anstatt müßig auf ihr verlornes Erbtheil hinzublicken, ließen sie sich in den verschiedenen Staaten Italiens nieder, wo man ihren Wünschen durch Verleihung von Kirchen- und Staatswürden entgegen kam.

Geburt und ein berühmter Name haben zu allen Zeiten gleich viel gewirkt; und je besser die griechischen Exulanten dies wußten, desto eifriger waren sie darauf bedacht, ihre Geschlechtsregister fortzuführen. Am vollständigsten ist dies den Comnenen gelungen, wenn Miniati's Werk darüber entscheiden darf. Allein in diesem Werke findet sich keine Spur von Comnenen, die sich unter den Mainotten niedergelassen hätten, so daß man mit Wahrheit sagen kann, dieser angebliche Zweig des

comnenischen Geschlechts sei bis zum Jahre 1663, wo die zweite Ausgabe des miniatischen Werkes zu Venedig erschien, den übrigen Zweigen dieser Familie vollkommen unbekannt geblieben: ein Umstand, der wahrlich um so wichtiger ist, da die Genealogen bei ihm, wenn er bekannt gewesen wäre, mit besonderer Vorliebe verweilt seyn würden, so fern er wenigstens eine Art von Suveränetät gerettet hätte.

Ist aber eine beinahe zweihundertjährige Verdunkelung nicht vortheilhaft für die Behauptung der corsicanischen Comnenen in Hinsicht ihrer Abkunft, so sind die Beweise, wodurch sie diese Behauptung zu rechtfertigen suchen, es noch weit weniger. Alle diese Beweise lassen den Hauptpunkt (die wirkliche Abstammung) unberührt, und beziehen sich nur auf die Periode, wo sie ihre Protogeronten-Rolle unter den Mainotten gespielt haben. Die Lettres Patentes du Roi données à Versailles, au mois d'Avril 1782, enregistrées au Parlement, le 1 Sept. 1783 führen zum Beweise, daß die corsicanischen Comnenen echten Ursprungs sind, nichts weiter an, als Heirathsverträge, Taufscheine, Bestallungen u. s. w.; und da von allen diesen Documenten keins über das Jahr 1473 hinausgeht, so ist klar, daß dadurch nicht die Abkunft jenes Nicephorus Comnenus, den die corsicanischen Comnenen als ihren Stammvater betrachten, sondern nur die Niederlassung dieses Individuums, zu welchem Geschlecht es auch gehört haben möge, dargethan wird. In der That, es ist auffallend, daß der französische Genealoge, welchem Ludwig der Sechzehnte die Untersuchung jener Documente übertragen hatte, den

Ausspruch thun konnte: es lasse sich nicht daran zweifeln, daß Herr Demetrius Comnenus, Rittmeister in französischen Diensten, in gerader Linie von David Comnenus, letztem Imperator von Trapezunt, abstamme, und folglich aller seinem Ursprunge gebührenden Auszeichnungen fähig sei." Kein Zweifel war durch die von dem Herrn Rittmeister eingereichten Documente gehoben: die Abstammung von David Comnenus blieb so problematisch, als sie je gewesen war; und was der letzte Sprößling des comnenischen Geschlechtes durch die Anerkennung, welche eine Folge von jenem Ausspruche war, gewann, verdankte er nur der Unwissenheit oder Uebereilung des besoldeten Genealogen.

Es kommt nun vornehmlich auf eine Prüfung der Hypothese an, nach welcher die corsicanischen Comnenen ihre Abkunft von David Comnenus, letztem Imperator von Trapezunt, herleiten.

Erwähnt haben wir bereits, das dieser Fürst mit seinen sieben Söhnen im Jahre 1562 hingerichtet worden. Die nächste Autorität für diese Thatsache ist Chalkokondylas. Diese Autorität wird freilich von den corsicanischen Comnenen in Zweifel gezogen, und wir mögen nicht leugnen, daß, wenn man an den Worten dieses Geschichtschreibers zerrt, ein Sinn herausgebracht werden kann, welcher die Rettung des einen oder des andern von Davids Söhnen — zwar nicht wahrscheinlich, doch nicht unmöglich macht. Indeß was ist dadurch gewonnen? Aus Miniati's Werk ist klar, daß die Comnenen Italiens, so viele deren im siebzehn-

ten Jahrhundert noch übrig waren, immer vorausgesetzt haben, der letzte Imperator von Trapezunt sei mit allen seinen Söhnen hingerichtet worden; Miniati hat diesen Gegenstand in seinen Glorie cadute dell' antichissima ed augustissima famiglia Comnena sehr ausführlich behandelt. Unstreitig erzählt dieser italiänische Geistliche Manches, was ein Geschichtschreiber nicht erzählen soll, weil er es nicht vertreten kann; allein indem er die Namen der Söhne Davids mit dem Alter eines Jeden von ihnen anführt, leistet er mehr, als er leisten wollte, d. h. er führt uns in die rechte Bahn zur Beurtheilung der in Rede stehenden Hypothese. Die Namen der Söhne Davids sind: Alexius, Basilius, Isaak, Andronikus, Johannes, Manuel und ..... Der Name des Siebenten ist nicht genannt, indem der Schriftsteller bloß anführt, daß er bei seiner Hinrichtung sechs Jahre alt gewesen. Nun geben die corsicanischen Comnenen zwar zu, daß die sechs Ersten von diesen Unglücklichen wirklich hingerichtet worden; aber, um ihre Abstammung von dem letzten Imperator Trapezunts zu retten, nehmen sie an, daß der siebente von Davids Söhnen, den sie Nicephorus nennen, wegen seines zarten Alters verschont geblieben sei, und seine erste Erziehung in Mahomeds des Zweiten Harem bekommen habe. Diese Hypothese wird alsdann von ihnen weiter ausgesponnen, und zwar in folgender Weise. „Als dieser Prinz, sagen sie, zur Reife gekommen war, sah er sich unablässig von den Wirkungen der grausamen Politik des Henkers seiner Familie bedroht. Darüber faßte er den Entschluß, aus dem Harem zu entfliehen, und es gelang ihm, unter der

Benennung „George" zu entkommen. Er wendete sich zuerst nach Persien zu seiner Tante, Sara Comnena, einer Schwester seines Vaters; da er aber bei dieser keine Aufnahme fand, so ging er nach Griechenland zurück, wo er von den Mainotten aufgenommen und zum Protogeronten erwählt wurde."

Was in dieser Erzählung Abenteuerliches ist, soll von uns unberührt bleiben; wir wollen also weder die Schwierigkeiten einer Flucht aus dem Harem, noch die Entfernungen von Constantinopel nach der Hauptstadt des persischen Reichs, und von dieser nach der Südspitze von Morea geltend machen. Das Einzige, was wir in Betrachtung ziehen wollen, sind zwei Daten, die in Uebereinstimmung gebracht werden müssen, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit für die Hypothese der corsicanischen Comnenen entstehen soll. Das eine dieser Daten ist das Jahr, in welchem David Comnenus mit seinen Söhnen hingerichtet wurde; das andere das Jahr, in welchem der gerettete Prinz sich unter den Mainotten niedergelassen haben soll. Jenes ist das Jahr 1462, dieses das Jahr 1473. War nun der Prinz Nicephorus bei der Hinrichtung seines Vaters, der nicht unwahrscheinlichen Angabe Miniati's nach, erst sechs Jahr alt, so folgt daraus, daß er bei seiner Erscheinung unter den Mainotten ein Alter von 17 Jahren zurückgelegt hatte. Wie läßt sich nun aber denken, daß die Mainotten einen jungen Menschen von diesem Alter, der seine Abkunft durch nichts beweisen konnte, und von dem wir außerdem annehmen müssen, daß er in der höchsten Entblößung bei ihnen angelangt sei, sogleich zu ihren Protogeronten

gewählt haben! Mußte nicht Alles ihn von einer Würde ausschließen, die, wenn zufällig eine Lücke entstanden war, nur dem erprobten Verdienste zu Theil werden konnte, und die im gewöhnlichen Laufe der Dinge seit den Zeiten der spartanischen Könige den Charakter der Erblichkeit hatte?

Es ist also nichts mehr und nichts weniger, als eine bloße Hypothese, wenn die corsicanischen Comnenen ihren Ursprung von dem jüngsten Sohne des trapezuntischen Imperators David herleiten; alles, was Wahrscheinlichkeit genannt zu werden verdient, ist ihnen entgegen, und an einem Document, wodurch die vorgebliche Abkunft bewahrheitet würde, fehlt es gänzlich. Dabei wollen wir ganz und gar nicht leugnen, daß irgend ein Abenteurer, der sich einen Comnenen genannt, unter den schwierigen Umständen, worin sich die Mainotten um das Jahr 1473 gleich den übrigen Bewohnern von Morea befanden, der Protogeront dieser Völker geworden sei; nur mußte er andere Eigenschaften haben, als ein Jüngling von 17 Jahren haben konnte, der dem Harem entsprungen wäre, und, nach einem unglücklichen Versuch an einem entfernten Hofe, sich als Bettler herumtriebe.

Um das Unwahrscheinliche der genannten Hypothese noch mehr ins Licht zu setzen, müssen wir einige Augenblicke bei den Eigenthümlichkeiten der Mainotten oder — wie sie auch sonst wohl genannt werden — Manioten verweilen.

Nichts ist unsicherer, als die Geschichte dieses Volkes, seitdem der spartanische Staat von der Erde verschwunden ist; kaum daß seit dem Jahre 193 v. Ch., wo die Macht des Tyrannen Nabis durch die Römer gebrochen

wurde, der eine und der andere Lichtstrahl auf den Theil des Peloponnes fällt, wo die Spartaner einer früheren Zeit ihre Rolle zum Schrecken ihrer Nachbarn und der von ihnen erreichbaren Welt gespielt hatten. Die Römer nahmen dem Nabis alle Raubschiffe, deren er sich zu bedienen pflegte, und trennten außerdem alle längs den Küsten von Lakonika gelegenen Städte von dem lacedämonischen Gebiete. Dies war aber nur der erste große Schlag, den der lykurgische Staat empfand. Das angefangene Werk wurde von den Aetoliern und den Achäern vollendet. Jene ermordeten den Nabis selbst, um sich seiner Schätze bemächtigen zu können; diese säuberten Lacedämon von dem Gesindel, das sich während der Regierung des Nabis daselbst angehäuft hatte. Ein großer Theil dieser Bösewichte flüchtete sich damals in die Seestädte; und aus ihrer Vermischung mit den Eleuthero-Lakoniern sind die Mainotten oder Maniotten entstanden. Diese sind also nicht, wie man gemeiniglich annimmt, Nachkommen der Spartaner, sondern Nachkommen derjenigen Lakonier, welche, nachdem sie nur allzu lange von den Spartanern unterdrückt waren, zuerst durch den Consul T. Quinctius Flaminius in Freiheit gesetzt wurden*).

Von den Sitten und Gebräuchen dieser Mainotten aber begreift man nur dann etwas, wenn man die Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes in's Auge faßt. Zwischen dem Taygetus und dem Vorgebirge Matapan gelegen, bietet es ein dürres Erdreich dar, auf

*) S. Liv. Lib. XXXIV.

welchem nur einige Thäler fruchtbar genug sind, den Anbau der Gerste, der Maulbeerbäume, der grünen Eichen und der Oelbäume zu belohnen. In der Armuth des Bodens lag also von je her die Aufforderung zum Raube für die Bewohner dieser Gegenden; und so oft von den Tugenden der Spartaner die Rede ist, sollte man sich billig daran erinnern, daß auch sie nur ein Raubvolk waren, welches aus alten Vorurtheilen bewundert wird, eigentlich aber verabscheut werden sollte. Was die gegenwärtigen Bewohner des südlichen Morea betrifft, so theilen sie sich seit vielen Jahrhunderten in zwei sehr unterschiedene Geschlechter. Die, welche um den Flecken Vitulo herum, also etwas nördlicher, wohnen, stehen in dem Rufe, weniger grausam zu seyn, als die südlichen Mainotten, welche man, wegen ihrer unmenschlichen Denkungsart, Kakowugnis (Bösewichte des Berges) nennt. Das Christenthum, das seit einer sehr langen Zeit bis zu ihnen vorgedrungen ist, hat nicht die mindeste Veränderung in ihren Gesinnungen hervorgebracht; sie haben zwar ihre Priester und ihre Mönche (Kaloyeren genannt); aber diese, weit entfernt, die Sittenlehre zu predigen, führen nicht selten die Räuberbanden an, welche die Kaufleute Messeniens und die Türken von Koron plündern, und, wenn sie eine ganze Woche hindurch verlebt haben, ohne irgend einen Fang zu machen, sich bitterlich über die Vorsehung beklagen, von der sie sich verlassen glauben. Beständig unter den Waffen, haben die Kakowugnis die Gewohnheit, ohne Barmherzigkeit alle diejenigen zu ermorden, die, nachdem sie im lakonischen Meerbusen Schiffbruch gelitten haben, das Vorgebirge

Matapan durch Schwimmen erreichen; die ausgeplünderten Leichname bleiben unbegraben auf diesem traurigen Ufer liegen, wo alle Gegenstände, die man entdeckt, Ekel und Abscheu erregen. Ihre Wohnungen sind elende Hütten um die Trümmer einer alten lakonischen Stadt erbaut, die, Mania oder Maina genannt, durch eine sonderbare Verwechselung der Ausdrücke, ihre Benennung auf die ganze Küste übertragen hat. Weder die früheren Römer, noch die Imperatoren von Constantinopel, noch die türkischen Sultane haben jemals etwas über die Mainotten vermocht, und, sich selbst überlassen, haben diese nie den mindesten Beruf gefühlt, ihre Lebensweise und ihre Sitten zu verändern. So wie man nun in allen großen Reichen Asiens halb wilde Völkerschaften findet, die vom Raube leben und nur sich selbst gehorchen; so ist dies der Fall mit den Bewohnern der Südküste von Morea. Sie sind eben das, was die arabischen Beduinen der Türkei, die Kurden und Dahomiten Persiens, die Miaoßen China's und die Marbikoren des Königreichs Guzurate sind: geborne Räuber, denen man schwerlich Unrecht thut, wenn man sie zugleich Menschenfresser nennt; wie denn noch vor Kurzem ein englischer Officier, der, von der Sache der Griechen angezogen, bei den Mainotten landete, sie beschäftigt fand, einen so eben geschlachteten Türken zu verzehren*).

*) Was hier von den Mainotten gesagt wird, erhält Bestätigung durch Hobhouse's Reise durch Albanien und andere Provinzen der Türkei in Europa und Asien. Man sehe den 17ten Brief dieses Werkes.

Indem es sich nun so mit den Mainotten nicht besser verhält, rechnen die corsicanischen Comnenen wahrlich allzu viel auf die Unwissenheit der Bewohner des europäischen Festlandes, wenn sie verlangen, daß man es ihnen zum Verdienst anrechnen soll, daß ihre Vorfahren, zwei Jahrhunderte hindurch, die Protogeronten dieses Räubervolkes gewesen sind. Mit Recht bemerkt Herr von Pauw in seinen philosophischen Untersuchungen über die Griechen, „er halte es für unmöglich, eine Thatsache dieser Art zu erweisen, da die neueren Griechen so viele falsche Acten und so viele falsche Legenden geschmiedet haben, daß die Kaloyeren des Berges Athos, wenn sie auch noch so lange lebten, nicht vermögend seyn würden, sie alle zu lesen*); allein wenn die in Rede stehende Thatsache auch noch so gut erwiesen werden könnte, würde daraus noch etwas anderes folgen, als daß die Nachkommen der trapezuntischen Kaiser zwei Jahrhunderte hindurch Räuberhauptleute gewesen sind? Das einzige Wahre in der ganzen Sache scheint, wie schon oben bemerkt worden ist, darin zu bestehen, daß irgend ein Abenteurer, der sich Nicephorus nannte, von dem Bischof von Vitulo für einen Prinzen von der Familie der Comnenen ausgegeben worden, um ihn bei den Mainotten desto sichreren Eingang zu verschaffen, und daß die Nachkommen dieses Abenteurers, als Protogeronten, sich wirklich eingebildet haben, Abkömmlinge des letzten Imperators von Trapezunt zu seyn. Was ist nicht möglich

*) Siehe den 2ten Theil Seite 372 der deutschen Uebersetzung von Willaume.

in einem Lande, wo die Schreibekunst höchstens von den Priestern geübt wird, wo es an allen Einrichtungen zur Aufklärung der großen Menge fehlt, und wo alle Freiheit, welche die Einwohner genießen, an dem Vortheil des ersten Staatsbeamten und des vornehmsten Priesters abgemessen wird!

Ich darf indeß nicht unbemerkt lassen, daß die Legende, wonach die corsicanischen Comnenen von den trapezuntischen Imperatoren abzustammen vermeinen, nicht die einzige ist; es giebt eine zweite, wo möglich noch abenteuerlichere. Diese hat der Abt Giovacchino Cambiagi, ein Florentiner, in seiner, Friedrich dem Zweiten, Könige von Preußen *), gewidmeten Geschichte des Königreichs Corsica aufbewahrt. Woher der Abt sie genommen, läßt sich nicht wohl sagen; nur das ist gewiß, daß er nicht die byzantinischen Geschichtschreiber, am wenigsten aber die Alexias der Anna Comnena, gelesen hat. Da das Werk bereits 1770 erschienen ist, so konnte Herr Cambiagi freilich eben so wenig den Précis historique etc., als den Coup d'Oeil historique et genealogique des Chevalier von Henin kennen; allein die Protogeronten Maina's hatten sich seit beinahe einem Jahrhundert in Corsica niedergelassen, und da von der Colonie, die sie auf dieser Insel gestiftet hatten, die Rede seyn mußte, so blieb nichts anderes übrig, als auch von dem berühmten Geschlechte der Comnenen zu reden, zu welchem sie zu gehören vorgeben, ohne es beweisen zu können. Dies nun thut der Abt Cambiagi, in-

*) Der Verfasser nennt ihn Federigo III., Rè di Prussia.

indem er zu ihrem Stammvater keinen Geringeren macht, als den zweiten Sohn Alexius des Ersten, der auch der Große genannt wird. Seine Erzählung ist in Wahrheit spaßhaft, und läuft, kurz gefaßt, auf Folgendes hinaus.

„Alexius hat aus seiner ersten Ehe zwei Söhne, Johann und Stephan, als er sich zum zweiten Male mit der schönen Theodora, Nichte des Imperators Michael, vermählt. Diese Theodora verliebt sich in den Kanzler Germanus; und, obgleich der Kanzler es bedenklich findet, ihre Leidenschaft zu erwiedern, so läßt er sich doch allmählig ins Garn locken. Die jungen Prinzen bemerken diesen Liebeshandel, und Stephan, neugieriger als sein Bruder, wagt es sogar, die Liebenden zu überraschen. Deshalb von der Stiefmutter, wie es sich gebührt, tüchtig ausgescholten, erhält er von dem Kanzler, wie es sich nicht gebührt, einen Denkzettel, der in einer noch tüchtigeren Maulschelle besteht. Diese nimmt der lustige Stephan ganz ruhig hin; doch als er den ganzen Auftritt seinem Bruder Johann erzählt, wird er von diesem zur Rache angefeuert. Den erlittenen Schimpf auszulöschen, erdolcht er den Kanzler, als dieser eben aus dem Schlafzimmer seiner Stiefmutter kommt. Jetzt vor der Rache seiner Stiefmutter keinen Augenblick sicher, ergreift er die Flucht, und kommt nach Morea, wo die Mainotten ihn zu ihrem Protogeronten wählen: eine Würde, in welcher er sich so sehr gefällt, daß, nach dem Tode seiner Stiefmutter, weder die Bitten seines Vaters, noch die seines Bruders ihn zur Rückkehr zu bewegen vermögend sind."

Er also, der Sohn des großen Alexius, ist der

Stammvater der corsicanischen Comnenen in der Darstellung des Abts Cambiagi, und der Grund ist kein anderer, als die Benennung „Stephanopulen,“ welche den mainottischen Protogeronten gemein ist, zu erklären, obgleich Alexius der Große nie einen Sohn dieses Namens gehabt hat.

Wäre in der Erzählung des florentinischen Geschichtschreibers nur ein Schatten von Wahrheit, so würden die corsicanischen Comnenen berechtigt seyn, ihre Protogeronten-Würde bis in die letzte Hälfte des elften Jahrhunderts zu verlegen. Da ihnen dies nun niemals eingefallen ist; da sie vielmehr das Jahr 1473 als dasjenige bezeichnen, wo sie zuerst auf der Südküste von Morea aufgetreten sind: so ist kein Grund vorhanden, über diesen Zeitpunkt hinauszugehen, um ihnen eine Ehre zuzuwenden, welche nur allzu zweideutig bleiben würde.

Gehörten überhaupt die mainottischen Protogeronten, von dem so eben bezeichneten Jahre an, zum Geschlechte der Comnenen, so würde es nur derjenige Zweig dieser Familie seyn können, der, nach der ersten Eroberung von Constantinopel, sich in den Besitz von Durazzo setzte, und von hier aus einen Staat bildete, welcher Epirus, Acarnanien, Aetolien und einen Theil von Thessalien in sich begriff. In diesem Falle aber würden sie keinen andern Ahnherrn haben, als den Michael Angelus Comnenus, durch welchen dieser Staat zuerst gegründet wurde. In dieser Voraussetzung nun ist nichts so auffallend, als daß die Protogeronten von Maina zwei Jahrhunderte hindurch eben so wenig etwas von den, nach der letzten Eroberung von Constantinopel nach Italien geflüchteten

Comnenen wußten, wie diese von jenen, und daß ihre Abstammung vom comnenischen Geschlechte überhaupt erst im Jahre 1783 in Frankreich zur Sprache kam. Die in Italien lebenden Comnenen behielten wenigstens in so fern ein Gefühl von ihrer Würde, als sie, wenn sie nicht Geistliche waren, bei ihren Verheirathungen strenge Rücksicht auf ihren Stand nahmen, und sich folglich immer nur mit dem vornehmsten Adel verbanden. Die Protogeronten Maina's hingegen verbanden sich, ihrem eigenen Geständnisse nach, mit den Töchtern der Mainotten, ohne jemals einen Blick auf das Ausland zu werfen. Noch mehr: es findet sich in ihrer Geschichte, so weit sie bekannt geworden ist, auch nicht die mindeste Spur von Verträgen, die sie, als unabhängige Fürsten, mit anderen Staats-Chefs abgeschlossen hätten: ein Umstand, der nur allzu viel Licht auf die Beschaffenheit des Mainotten-Staates wirft. Die Republik Venedig stand seit der ersten Eroberung Constantinopels in der engsten Verbindung mit den griechischen Inseln, vorzüglich aber mit Morea. Woher kommt es nun, daß in der Geschichte dieser Republik nie die Rede ist von dem Mainotten-Staate und den Protogeronten desselben? Noch mehr: einige Comnenen vom Geschlechte des Michael Angelus Comnenus waren im Dienste der Republik Venedig, und doch lernte keiner von ihnen in den Protogeronten Maina's einen Stammverwandten kennen, was ganz unfehlbar würde erfolgt seyn, wenn die Comnenen Maina's irgend eine Berühmtheit, irgend eine Autorität genossen hätten, wodurch sie auch nur in Italien bekannt gewesen wären. Am wenigsten hätte ihr

Daseyn dem Pater Vincenzo Comneno entgehen können: diesem gelehrten Dominicaner, der mit der größten Sorgfalt alles sammelte, was zur Geschichte seiner Familie gehörte, und der von dem gänzlichen Untergange der trapezuntischen Comnenen vollkommen überzeugt seyn mußte, da er unter andern eine Tragödie unter dem Titel schrieb: David Comneno scannato, con sette suoi figliuoli. Da dieser Dominicaner um die Zeit lebte, wo die Protogeronten Maina's wegen einer Niederlassung in Italien erst mit den Venetianern, dann mit den Königen von Neapel und Sicilien, dann mit der Republik Genua unterhandelten: so würde es doch wahrlich auffallend seyn, wenn Vincenzo Comneno, der in Neapel lebte, von ihnen keine Notiz genommen hätte, vorausgesetzt, daß ihr Geschlechtsname bei dieser Gelegenheit zur Sprache gekommen wäre.

Die Versetzung der mainottischen Comnenen nach Corsica, und was daraus folgte, wird ziemlich übereinstimmend auf folgende Weise erzählt.

Zwei Jahrhunderte waren seit der ersten Niederlassung des Abenteurers Nicephorus verflossen, und zehn Protogeronten hatten, als Nachkommen dieses Abenteurers, an der Spitze der Mainotten gestanden, als gegen das Jahr 1675 bürgerliche Zwietrachten unter diesem Räubervolk ausbrachen, welche, von den Türken genährt, damit endigten, daß das Haupt der regierenden Familie sich zu einer Auswanderung entschloß. Sein Name war Constantin Stephanopuli (Comnenos), und sein Entschluß rührte, wie man sagt, von der Verzweiflung her, worin er sich befand, einen gewissen Liberacchi zu verdrängen,

der sich der Gemüther der Mainotten bemächtigt hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: ehe Constantin zur Ausführung seines Entschlusses schreiten konnte, mußte er wissen, wo er mit den Seinigen ein Unterkommen finden würde. Zu diesem Endzweck wendete er sich zunächst an die Venetianer; diese aber wollten sich nicht mit ihm und seiner Sippschaft befassen. Ein zweiter Versuch, den er machte, die spanische Regierung für sich und seinen Plan zu einer Niederlassung in Sicilien zu gewinnen, schlug nicht minder fehl. Jetzt nun wendete er sich an die Genueser, die in ihren Streitigkeiten mit den Corsen einer Schutzwehr bedurften, welche am passendsten aus waffenkundigen Colonisten gebildet wurde. Die Genueser gingen also nicht ungern auf die Vorschläge des empfindlichen Protogeronten ein; und nachdem alles verabredet war, kehrte Constantin nach Vitulo zurück, um sich mit seiner Habe und mit seinen Anhängern nach Corsica einzuschiffen. Wie groß die Zahl der letzteren war, läßt sich nicht wohl angeben; doch scheint er mit einigen Tausenden angelangt zu seyn. Paomia hieß der ihm von den Genuesern auf Corsica eingeräumte Distrikt; und hier wurde eine Colonie nach dem Muster derjenigen gebildet, welche die Römer auszusenden pflegten, um jüngst bezwungene Völkerschaften im Zaum zu halten.

Daß die Mainotten den Corsen nicht willkommen waren, versteht sich wohl von selbst; und wie geschickt auch der Herr von Henin alle Umstände zum Vortheil der von ihm beschützten Comnenen zu wenden sucht, so geht doch aus seiner Erzählung sehr deutlich hervor,

daß die Mainotten nicht lange in dem Besitz des ihnen angewiesenen Distrikts blieben, und, von den Corsen verdrängt, sich nach Ajaccio zurückziehen mußten.

Inzwischen starb Constantin bald nach seiner Niederlassung auf Corsica, die er sehr bereuete, nicht weil er mit den Bewilligungen der Genueser unzufrieden war, sondern weil er sich in eine Lage in gebracht hatte, die nur allzu viel Schwierigkeiten mit sich führte. Er hinterließ zwei Söhne: Theodor und Kalomero oder Kalomachi. Von diesen folgte Theodor als Haupt der Colonie mit allen den Privilegien, die seinem Vater bewilligt waren; doch ohne glücklicher zu seyn, als dieser. Der nächste Nachfolger war Johann, unter welchem Paomia verloren ging. Je mehr die Zeit vorrückte, desto weniger sahen sich die Genueser im Stande, die Souveränetät von Corsica zu behaupten. Constantin, Johanns Nachfolger, höchst unzufrieden mit seiner Lage in Ajaccio, entwarf den Plan zu einer Niederlassung in Sardinien, und führte ihn mit Hülfe des Turiner Hofes aus; doch auch dies Unternehmen scheiterte an dem Widerstande der Sarden, und Constantin mußte sich glücklich preisen, daß die Genueser ihm die Rückkehr nach Ajaccio gestatten wollten. Hier war er noch nicht lange angekommen, als der Marschall von Castries in Corsica anlangte, um im Namen des Königs von Frankreich von dieser Insel Besitz zu nehmen. Jener unterzog sich dem Auftrage, ein Regiment Griechen anzuwerben, starb aber bald darauf.

Der Proteus-Charakter der Genealogen hat nichts Anstößiges darin gefunden, diesem Abkömmlinge mainotti-

scher Protogeronten eine Empfindsamkeit beizulegen, nach welcher er, um sein Geschlecht nicht bis zur förmlichen Unterthänigkeit herabsinken zu lassen, gewünscht haben soll, daß dasselbe aussterben möchte. Zu diesem Endzweck, sagen sie, bestimmte er seinen ältesten Sohn zum Eintritt in den geistlichen Stand, und wirklich ist dieser als Priester bei dem Kirchsprengel St. Gervais zu Paris angestellt worden. „Auch der zweite Sohn, Demetrius Comnenus, fügen sie hinzu, wurde auf die Empfehlung des Marschalls d'Aubeterre in einem Alter von sechzehn Jahren bei dem Collegium de propaganda fide zu Rom angestellt; da aber der geistliche Stand allen seinen Neigungen entgegen war, so ging er nach Corsica zurück, wo er zu einer Zeit anlangte, als sein Vater so eben beigesetzt war." Dies nun ist derselbe Demetrius Comnenus, der im Jahre 1783 seine Ansprüche bei dem französischen Hofe geltend machte, und dem es durch den königlichen Genealogen, Herrn Cherin, gelang, dieselben anerkannt zu sehen, nicht ohne als Capitaine à la suite de la cavalerie angestellt zu werden.

Der Leser mag nun selbst urtheilen, was es mit einer Rechtmäßigkeit auf sich hat, die auf so schwachen Füßen steht, daß sie ohne eine sehr kühne Hypothese sogleich zusammenfällt, und die noch obendrein den wesentlichen Fehler in sich schließt, daß sie nicht anerkannt werden kann, ohne allen Begriffen von Sittlichkeit Hohn zu sprechen. Denn welcher Ehrliebende möchte von den mainottischen Protogeronten abstammen! und wer, wenn er nicht von jedem sittlichen Gefühl ganz verlassen ist, würde vollends seinen Ruhm in eine solche Abkunft setzen!

Nie ist die Lüge frecher zu Werke gegangen, als bei Abfassung des Stammregisters der corsicanischen Comnenen.

Nachschrift.

Dieser Aufsatz war bereits der Presse übergeben, als sich von Frankreich aus die Nachricht verbreitete, daß Herr Demetrius Comnenus zu Paris in einem Alter von 74 Jahren gestorben sei, ohne männliche Nachkommen hinterlassen zu haben. Es kann also nicht wohl ein Streit entstehen, dem ähnlich, welcher sich im Jahre 1807 erhob, als der letzte vermeinte Abkömmling des comnenischen Geschlechtes die Echtheit seiner Abkunft gegen den Verfasser des Gemäldes der Revolutionen *rc.* vertheidigte. Indeß glaube ich, durch die offene Darlegung aller der Thatsachen, wodurch die corsicanischen Stephanopulen sich als Comnenen auszuzubringen versucht haben, nicht hinter den Forderungen zurückgeblieben zu seyn, welche die historische Kritik macht; und wenn durch diese meine Untersuchungen die Glaubwürdigkeit des Précis historique de la maison impériale des Comnènes, so wie der kleinen Schrift des Chevalier d'Henin, tief erschüttert ist: so können Freunde der geschichtlichen Wahrheit mir dafür nur Dank wissen. Die Geschichte wimmelt von Unrichtigkeiten aller Art; und wie gering auch das Verdienst, sie davon zu reinigen, seyn möge: so muß es dennoch Anerkennung finden, weil die Zahl Derer, die es sich erwerben können, immer nur gering ist.

Zur Entschuldigung oder zur Rechtfertigung dieser Untersuchung muß ich auch das anführen, daß sie in jener Zeit, wo Herr Demetrius Comnenus sich gegen den Ausspruch des Herrn Christoph Wilh. Koch auflehnte, in Frankreich nicht vollendet werden konnte, weil die Regierung selbst es verhinderte. Das Vorurtheil, daß die corsicanischen Stephanopulen Abkömmlinge der Comnenen wären, war einmal im Gange; und da von jedem Vorurtheil sich irgend ein Vortheil ziehen läßt, so gedachte der Marschall Junot, der mit dem Herrn Demetrius Comnenus verschwägert war, dasselbe zu Befriedigung seines Ehrgeizes zu benutzen. Ihm schwebte, dem anmaßenden Geiste der französischen Marschälle dieser Zeit gemäß, die portugiesische Krone vor; und so gewiß glaubte er sich seiner Sache, daß er, um den Besitz dieser Krone zu rechtfertigen, gegen die hohe Geburt seiner Gemahlin keinen Zweifel aufkommen lassen wollte. Dies war unstreitig sehr lächerlich; allein worauf verfällt man nicht, wenn man sich von Vorurtheilen unterstützt glaubt! Napoleon Bonaparte seiner Seits hatte andere Gründe, jede Erörterung, deren Gegenstand die Abstammung der corsicanischen Stephanopulen war, zu verhindern. Er wollte nicht mit ihnen verwandt seyn, um nicht für einen Mainotten zu gelten. So ist wenigstens die Sache erklärt worden.

Ueber die neueste Schrift des Herrn Bignon.

Herr Bignon kann, wie es scheint, noch immer nicht vergessen, welchen Antheil er, während der Dauer des Rheinbundes, an der Verwaltung Deutschlands gehabt hat; seine lettre à un ancien ministre d'un état d'Allemagne sur les differens de la maison d'Anhalt avec la Prusse, ist ein neuer Beweis davon.

Diese kleine Schrift ist besonders ergetzlich durch die possierliche Erbitterung, welche der Verfasser gegen Preußen zeigt: eine Erbitterung, die so weit geht, daß er das Schicksal der Partheilichkeit beschuldigt, weil es die Fürsten des Hauses Hohenzollern über die des Hauses Anhalt erhoben.

Wir überlassen es Herrn Bignon, diesen Prozeß durch alle Instanzen zu führen, und bleiben bei dem doppelten Vorwurfe der Vergewaltigung und Fiscalität stehen, den er der preußischen Regierung macht, weil sie bei ihren neuen Finanz-Einrichtungen die Souveränetät der Fürsten von Anhalt nicht in dem Maße respectirt haben soll, wie Souveräne es zu fordern berechtigt sind.

Sollte dieser Vorwurf gegründet seyn?

Die erste Bemerkung, die sich uns aufdrängt, betrifft das Wesen der Souveränetät. In Wahrheit, diese ist nicht so beschaffen, daß sie unter allen Umständen dieselbe seyn könnte. Die Fürsten des Rheinbundes in

ihrem Verhältnisse zu Napoleon Bonaparte, als Beschützer dieses Bundes, genossen einer ganz anderen, ja, man muß sagen, weit vollkommneren Suveränetät, als sie die Fürsten des deutschen Staatenbundes je genießen können, so lange dieser Staatenbund fortdauert. In dem Rheinbunde waren alle Staaten Deutschlands vereinzelt: jeder hatte nur sein Verhältniß zu dem Beschützer desselben ins Auge zu fassen, und so fern er mit diesem gut stand, konnte er sich gegen seine Nachbarn alles erlauben, was er durchzuführen die Macht hatte, oder zu haben glaubte. Nicht so im deutschen Staatenbunde. Der bloße Begriff dieses Bundes bringt es mit sich, daß die Willkühr jedes Mitglieds durch den Gesammt-Vortheil beschränkt wird, und die nothwendige Folge davon ist, daß sich die Suveränetät der einzelnen Mitglieder anders gestaltet. Streng genommen, kann dieser Staatenbund keine andere Suveränetät anerkennen, als die, welche von seiner Gesammtheit ausgeht; und, was es auch mit dieser Suveränetät auf sich haben möge: in ihr findet jedes einzelne Mitglied des Bundes die Gränze seiner Autorität, aus keinem anderen Grunde, als weil der Bund die Bedingung des Daseyns seiner Glieder ist. Eine solche Staatsform kann fehlerhaft seyn — kann es besonders in einer gegebenen Zeit seyn; ist sie aber einmal da, so fordert sie Unterwerfung unter die Gesetze, aus welchen sie hervorgegangen ist.

Hiernach machen wir Herrn Bignon den Vorwurf, daß er sich die Suveränetät der deutschen Fürsten ganz anders gedacht hat, als er es hätte thun sollen; sie ist nämlich nicht mehr, was sie in jenen Zeiten war, wo

Napoleon Bonaparte nach der Schlacht bei Eckmühl (wenn ich nicht irre) in seinem Armee-Büllstin sagte: „meine Soldaten von Deutschland haben ihre Pflicht gethan."

Dies im Allgemeinen.

Was die anhaltischen Staaten besonders betrifft, so könnte man wohl die Frage aufwerfen, welche Art von Souveränetät sich auf Enclaven gründen lasse. Diese Frage ist nie beantwortet worden; sie hätte aber beantwortet werden müssen, wenn Zwistigkeiten und Prozesse vermieden werden sollten. Als Napoleon Bonaparte den Herzog von Oldenburg vertrieb, da wußte er keine andere Entschuldigung aufzubringen, als die, daß er in seinem Reiche nicht einen zweiten Souverän dulden könne; und es läßt sich schwerlich leugnen, daß diese Entschuldigung sehr viel für sich hatte. In Deutschland aber ist man gewohnt, alles von der Rechtsseite aufzufassen, und hiernach soll selbst über Dinge entschieden werden, welche mit dem positiven Rechte wenig gemein haben. Ist also von der Souveränetät des Fürsten von Anhalt-Köthen die Rede, so wird nicht weiter darauf Rücksicht genommen, daß dieser Fürst ein enclavirter ist: sein Recht wird dem Rechte desjenigen gleichgesetzt, der ihn umschließt; und, was daraus auch folgen möge — Recht muß Recht bleiben.

Untersuchen wir jetzt einmal etwas genauer, was den eigentlichen Gegenstand des Streites zwischen Anhalt-Köthen und Preußen ausmacht.

Preußen, von alten Finanzgesetzen gedrückt, welche der bürgerlichen Freiheit und der Sittlichkeit gleich viel Abbruch thun — Preußen faßt den Gedanken einer gründlichen Verbesserung derselben, und führt ihn dadurch aus, daß es die Zölle an die Grenzen verlegt, und durch eine Consumtionssteuer, deren Sätze höchst milde sind, die Summen aufbringt, welche früher das Resultat eines eben so beschwerlichen als kostspieligen Verfahrens waren. Zwar nennt Herr Bignon dieses neue Steuersystem un nouveau réglement de douanes, qui parmi les chefs-d'oeuvre de la fiscalité est encore un prodige; allein es würde ihm schwer werden, den Vorwurf gänzlicher Unwissenheit in dieser Beziehung von sich abzuwälzen. Die Sache selbst hatte keinen anderen Zweck, als die

Freiheit und Sittlichkeit der Bewohner Preußens zu vermehren; und da diese Monarchie auf 5046 Quadratmeilen nahe an 11 Millionen zählt, so konnte dabei auf die enclavirten Fürstenthümer des Hauses Anhalt wenig Rücksicht genommen werden, am allerwenigsten aber der Gedanke vorwalten, die Staatseinkünfte durch Unterwerfung der anhaltischen Unterthanen unter die preussischen Steuergesetze zu vermehren. In der That, ein solcher Gedanke würde nur lächerlich gewesen seyn.

Es konnte indeß nicht fehlen, daß durch den Umfang der genommenen Maßregel die Suveränetät der Fürsten von Anhalt verletzt wurde; und die Beschwerden, welche hieraus entstanden, waren, nach dem, von der Suveränetät seit dem Jahre 1806 in Deutschland umlaufenden Begriff, allerdings nur allzu gut gegründet. Allein wenn Anhalt-Köthen auf Veranlassung eines zu Mühlberg angehaltenen Schiffes zu Preußen sagte: noli turbare circulos meos; so sagte Preußen dasselbe zu Anhalt-Köthen, welches bis dahin eine Niederlage für alle Arten von Contrebande-Artikel gewesen war, und dadurch den Finanz-Gesetzen Preußens nicht wenig geschadet hatte. Ob man nun gleich sehr wohl zwischen dem qualitativen und dem quantitativen Rechte unterscheiden kann: so bringt doch die Natur der Dinge mit sich, daß das letztere im Leben den Ausschlag giebt; in Wahrheit so sehr, daß alle gesellschaftliche Ordnung auf dem quantitativen Rechte beruhet. Anhalt-Köthen, ein Staat, der auf 15 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 32,454 Seelen zählt, hat also nicht die Befugniß, zu verlangen, daß 11 Millionen sich seinem privativen Vortheil unterwerfen sollen; und weil es diese Befugniß nicht hat, so muß es sich zur Annahme derjenigen Gesetze bequemen, welche Preußen, als einschließender Staat, für seine eigene Erhaltung und Blüthe für gut befindet. Wollte jenes anders handeln, so würde es sich selbst am meisten schaden. Es würde nämlich etwas fordern, was kein Richterstuhl in der Welt, ja selbst die Gottheit ihm nicht bewilligen könnte, weil es gegen die Natur der Dinge wäre. Diese kann in positiven Gesetzen verkannt seyn; alsdann aber entsteht die Pflicht, nicht auf ein vermeintliches Recht zu dringen, sondern das zu thun, was der gesunden Beurtheilung gemäß ist. Eine Hor-

tensia hat unstreitig eben sowohl das Recht zu wachsen und sich auszubreiten, als eine Buche; hat sie aber der Zufall unter die Buche gepflanzt, so darf sie sich nicht darüber beklagen, daß der Schatten, den diese auf sie wirft, ihr einen großen Theil ihrer Entwickelungsfähigkeit raubt. In allen Dingen liegt eine gewisse Nothwendigkeit, die sich ganz von selbst geltend macht; und die Forderungen einer Enclave gehen zu weit, wenn sie das, wovon sie eingeschlossen wird, bestimmen will.

Die Absicht dieser Bemerkungen ist keinesweges, den Streit zwischen Anhalt-Köthen und Preußen im Voraus zu schlichten; wir fühlen keinen Beruf, dem Bundestage ins Handwerk zu greifen. Nur der scheinbar rechtlichen Ansicht des Herr Bignon, die in sich selbst nur eine feindselige ist, haben wir diese dynamische entgegenstellen wollen, welche bei allem Unterschiede, den man zwischen moralischer und materieller Stärke zu machen gewohnt ist, schon deshalb für die richtigere gelten kann, weil sie die entscheidende ist. Sich des Schwachen annehmen, mag großmüthig seyn; nur muß es, wie in Herrn Bignons Falle, nicht auf Kosten der Wahrheit und der gesunden Vernunft, am wenigsten aber mit einer feindseligen Gesinnung gegen Den geschehen, den man für den Stärkeren hält, oder der es wirklich ist.

In einem der nächsten Stücke werden wir vielleicht Gelegenheit finden, uns über die Eigenthümlichkeit der deutschen Bundesverfassung ausführlicher zu erklären, wo sich denn zeigen wird, wie sehr der wahre Sinn derselben verkannt wird von Personen, die ihn am wenigsten verkennen sollten.

Mancherlei.

In Europa giebt es kein Land, in welchem der Fanatismus nicht mehr oder minder einheimisch wäre; und wenn in England eine Johanna Southcote einen neuen Messias zu gebären verspricht, so hat Frankreich gleichzeitig seine Dem. le Normand und seine kirchlichen Umtriebler, Missionäre genannt, Deutschland seine Pöschelianer und seinen siebenmal im Fleische gebornen weimarischen Schuhflicker, und alle übrigen Länder bleiben am wenigsten in dieser Narrheit zurück.

Man könnte fragen: woher diese seltsame Erscheinung? Auffallend ist es, daß alle diese Fanatiker, sie mögen angehören welchem Lande sie wollen, nichts Ureigenes haben; denn, wovon auch jeder einzelne von ihnen ausgehen möge, immer ist es irgend eine Vorstellung, die sich im christlichen Kirchenthum wiederfinden läßt. Hieraus nun würde folgen, daß der erste Keim des Fanatismus in diesem Kirchenthume selbst enthalten ist; und in der That, wenn man erwägt, welches Gewicht noch immer auf den Glauben an die Wahrheit übernatürlicher Lehren gelegt wird: so wundert man sich weit weniger darüber, daß es einzelne Verschrobene giebt, die in dem Brüten über solchen Lehren den Verstand verloren haben, als daß ihre Anzahl nicht Legion ist. Ich gestehe, daß ich einiges Mitleid mit diesen Unglücklichen habe, weil ich mir ihren Zustand nicht anders erklären kann, als aus ihrem eifrigen Bestreben, Dinge zu fassen, von denen man eingesteht, daß sie nicht zu fassen sind, und die man gleichwohl heilige nennt. Der Widerspruch, der hierin liegt, ist klar. Soll nun dieser Widerspruch nicht zu Verrücktheiten führen — warum entsagt man ihm nicht lieber? Was ist faßlicher als das Sittengesetz? und was ist zugleich wohlthätiger als die allgemeinste Verbreitung der Lehre von der Gegenseitigkeit? Warum beschränkt man sich also nicht auf das ursprüngliche Christenthum? Aber es scheint, als ob man zu allen Zeiten nichts so

sehr gefürchtet habe, als die Herrschaft des Sittengesetzes, weil sie der Willkühr und der Herrschsucht ein Ende gemacht haben würde. Wie dem auch sei: in den Fanatikern werden immer nur Irregeleitete bestraft, und nichts ist an und für sich unschuldiger, als diese Unglücklichen, deren einziges Verbrechen zuletzt darin besteht, daß sie Dinge in Zusammenhang bringen wollen, denen alle Objectivität fehlt.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Von den drei großen Erfindungen des Mittelalters, und von Porcaro's Entwurfe zu der Austilgung des Pabstthums.

Mit gleich schlechtem Erfolge hatten das Concilium zu Basel und Eugenius der Vierte sich bemühet, jenes, der Gewalt des Pabstes eine Gränze zu setzen, dieser, die Unumschränktheit des allgemeinen Christenvaters dadurch zu retten, daß er die Griechen in den Schooß der römisch-katholischen Kirche aufnahm.

Die Sache der theokratischen Universal-Monarchie stand also nach der letzten Sitzung, welche das Concilium zu Basel im Jahre 1443 hielt, im Grunde noch eben so, wie sie nach der Auflösung des Conciliums zu Pavia gestanden hatte; denn nichts war für sie verloren, so lange die Opposition, die sie bedrohete, nicht von der großen Masse der Völker ausging. Sie hätte sich wahrlich in ihren gewohnten Bahnen noch lange fortbewegen können,

wenn nicht zu eben der Zeit, wo das Concilium zu Basel seine letzten Mittel erschöpfte, ohne irgend etwas ausrichten zu können, in Deutschland eine Erfindung wäre gemacht worden, die, indem sie der öffentlichen Meinung ein höheres Maaß von Stärke gab, auch unberechnet recht eigentlich dazu gemacht war, eine Herrschaft zu stürzen, bei welcher alles auf Meinung beruhete.

Dies war die Erfindung der Buchdruckerei, deren erste Erzeugnisse in das Jahr 1436 fallen, und die man seitdem, nicht mit Unrecht, die Sonne der sittlichen Welt genannt hat.

Unscheinbar und unbedeutend in ihrem ersten Ursprunge, werden alle Erfindungen glänzend und mächtig durch den Antheil, den die Gesellschaft an ihnen nimmt, und durch die Harmonie, in welche sie mit früheren Erfindungen treten: eine Harmonie, welche niemals ausbleibt, weil alles, was der Gesellschaft wahrhaft nützlich ist, sich nicht unter einander anhaltend bekämpfen kann.

Wenn wir gegenwärtig in Folge der von Johann Guttenberg ausgegangenen Erfindung in sehr kurzer Zeit über alles belehrt sind, was nicht bloß in Europa, sondern auch in den entferntesten Theilen des von uns bewohnten Weltkörpers vorgeht; wenn wir in Folge derselben Erfindung unseren Empfindungs- und Gedankenkreis unermeßlich erweitert haben: so verdanken wir diesen der Vorwelt unbekannten Vortheil nicht sowohl der Buchdruckerei an und für sich, als den Verhältnissen, worin sie zu zwei anderen Erfindungen getreten ist, welche früher vorhanden waren: der Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt und der Anwendung des Schieß-

pulvers auf die Vertheidigung der Gesellschaft. Es ist daher unmöglich, von den Wirkungen der Buchdruckerei allein und abgesondert zu reden, wenn sie in das ihnen gebührende Licht treten sollen; und ob wir gleich im zehnten Kapitel dieses Abschnitts unserer Untersuchungen bereits jener früheren Erfindungen gedacht haben: so müssen wir doch noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen, theils um zu zeigen, warum aus Guttenbergs Schöpfung so viel werden konnte, theils um nachzuweisen, durch welche Grundlagen die neuere Zeit von der früheren geschieden ist, und ihren eigenthümlichen, wenn gleich nie vollendeten, Charakter bewahrt. Zur Sache!

Die Alten kannten an dem Magnet die Eigenschaft, das Eisen an sich zu ziehen; doch daß er dem Eisen oder Stahl seine eigene Kraft mittheilt, und den einen Pol standhaft nach Norden wendet, wußte keins von allen den Völkern des Alterthums, die sich durch Schifffahrt und Handel ausgezeichnet haben. Die Folge davon war, daß die Seefahrten der Alten auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den Seefahrten der neueren Zeit, besonders seit dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts, hatten. Da man sich von den Küsten nicht weit entfernen durfte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, verschlagen zu werden: so mußten sehr bedeutende Theile der Erde durchaus unbekannt bleiben. Man konnte also zwar die Gegenfüßler der anderen Halbkugel ahnen; allein es war so gut, als unmöglich, sich durch den Augenschein von ihrem Daseyn zu überzeugen. Hiermit hing ungemein viel zusammen, was man gegenwärtig Mühe hat

zu fassen. Eroberungen z. B. konnten nur in so fern gemacht werden, als sie von dem Festlande unterstützt wurden, und die Küstenfahrt zu ihrer Vollendung ausreichte. Das Römerreich, in seiner Ausdehnung vom atlantischen Meere bis zu den Ufern des Euphrat, und vom Rhein und der Donau bis zu den Katarakten des Nil, hatte seine Gestalt nur dem Mangel einer Bussole zu verdanken; denn es leidet keinen Zweifel, daß diese Gestalt, welche mehr Länge als Breite in sich schloß, ganz anders ausgefallen seyn würde, wenn die Anwendung der Magnetnadel auf die Nautik funfzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zu Stande gekommen wäre. Territorial-Zusammenhang war für die Ausübung einer folgerechten Herrschaft in den Zeiten des Alterthums unerläßliche Bedingung; er ist es jetzt nicht mehr, und die einzige Ursache, die sich von dieser Erscheinung angeben läßt, ist, daß man seitdem Mittel gefunden hat, die entferntesten Länder mit einander zu vereinigen. Das Mittelländische Meer, obgleich im römischen Reiche fast ein bloßer Landsee, war vor zwei Jahrtausenden bei weitem furchtbarer, als es gegenwärtig der atlantische Ocean ist; und an die Fahrt von Alexandrien nach Rom knüpften sich unendlich mehr Befürchtungen, als jetzt an die von Vera-Cruz nach Cadix, oder von Madras nach London.

Es war also gewiß eine entscheidende Erfindung, welche gemacht wurde, als man, nach entdeckter Polarität der Magnetnadel, diese zuerst auf die Schifffahrt anwendete. Wer zuerst auf diesen glücklichen Gedanken gerieth, ist ungewiß; die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes sind dadurch unbekannt geblieben,

oder zweifelhaft geworden, daß sie ihre Entdeckungen verbargen, um ausschließenden Vortheil davon zu ziehen. Flavio Gioja, ein Bürger von Amalfi, den man gewöhnlich als den Erfinder der Bussole nennt, war es nicht, wenn er in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte; denn schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts machten provenzalische Schiffer Gebrauch von einem solchen Werkzeuge, und dieser Gebrauch muß sogar sehr allgemein gewesen seyn, weil Hugues de Vercy, ein provenzalischer Dichter dieser Zeit, davon als von einer sehr bekannten Sache spricht. „Ich möchte, sagt er, es verhielte sich mit unserm Herrn, dem Pabste, wie mit jenem Sterne, den die Schiffer Tramontana nennen. Er allein, während die übrigen Sterne ihren Standort verändern, steigt und sinkt nicht. Auf ihn schauend, bestimmen die Schiffer ihre Bahn mit untrieglicher Sicherheit. Sie haben einen Magnet, einen schwärzlichen, nicht besonders feinen Stein, der die Eigenschaft besitzt, das Eisen anzuziehen. Haben sie nun den rechten Weg verfehlt, so streichen sie eine Nadel auf dem Magnet, und legen diese Nadel auf ein Stückchen Holz, also daß sie schwimmen kann. Jetzt nun wendet sich die Spitze der Nadel ganz unfehlbar der Tramontana zu, und hierauf achtend finden die Schiffer die rechte Bahn, wie sehr sie auch von derselben mögen abgewichen seyn*).“

*) Hier sind die aus der Bible Guyot im Journal des Savans ausgehobenen Ausdrücke Hugo's de Vercy:

De nostre père l'apostoile
Volsisse qu'il semblât l'estoile
Qui ne se muet. Bien la voient

Man sieht aus dieser Beschreibung, daß die Erfindung der Bussole damals noch in ihrer Kindheit war; wer aber möchte leugnen, daß sie gemacht worden! Es giebt indeß noch andere Beweise, daß der Gebrauch der Magnetnadel schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verbreitet war; und wer sich davon überzeugen will, darf nur die morgenländische Geschichte Jakobs von Vitry, Bischofs von Ptolemais, lesen, der zu Anfange des genannten Zeitraums lebte.

Li mariniers qui si avoient,
Par cele estoile vont et vienent,
Et lor sen et lor voie tienent.
Ils l'apelent la tresmointaigne,
Icele estaiche est moult certaine.
Toutes les autres se removent,
Et rechangent lor lieus et tornent;
Mais cele estoile ne se muet.
Un art font que mentir ne puet
Par la vertu de la maniere,
Une pierre laide et bruniere,
Ou li fers volontiers se joint.
Ont (les mariniers) si esgardent le droit point.
Puis c'une aguille ont touchie
Et en un festu l'ont couchie,
En l'eve (l'eau) le metent sans plus,
Et li festus la tient desus.
Puis se tourne la pointe toute
Contre l'estoile, si sans doute,
Que ja nus hom n'en doutera,
Ne ja por rien ne faussera.
Quant la mer est obscure et brune,
Quant ne voit estoile ne lune,
Dont font à l'aguille allumer,
Puis n'ont-ils garde desgarer;
Contre l'estoile va lapointe.

Bei der Ungewißheit, welche auf dem ersten Ursprung dieser weitgreifenden Erfindung ruht, sind Mehrere auf den Gedanken gerathen, daß sie aus dem Morgenlande nach dem Abendlande versetzt worden sei. Dagegen aber spricht ein Umstand, der, wie unbedeutend er auch an und für sich seyn möge, in diesem Zusammenhange für entscheidend gelten kann. Weder in der arabischen, noch in der persischen, noch in der türkischen Sprache giebt es ein eigenes Wort für den Compaß; sie bezeichnen ihn sämmtlich mit dem italiänischen Namen Bossola*), zum Beweise, daß die Erfindung der Magnetnadel nicht von ihnen herrührt. Die, welche in den arabischen Schriftstellern belesen sind, versichern einhällig, daß darin keine Stelle anzutreffen sey, welche Auskunft über die Abweichungen der Magnetnadel gebe; und der Ritter Chardin, einer von den gelehrtesten und einsichtsvollsten Reisenden, welche die Morgenländer besucht haben, giebt auf eine Anfrage über diesen Punkt folgende Antwort: „Ich behaupte dreist, sagt er, daß die Asiaten dies wunderbare Werkzeug den Europäern verdanken, und es lange vor den Eroberungen der Portugiesen aus Europa erhalten haben. Fürs Erste gleichen ihre Compasse den unserigen ganz genau, und sie kaufen von den Europäern so viele sie können, unterstehen sich auch kaum, ihre Nadeln anzurühren. Zweitens ist es gewiß, daß die älteren Seefahrer immer nur an der Küste blieben, welches ich

*) Dies Wort scheint aus dem Englischen entlehnt, wo boxel so viel als eine kleine Büchse heißt. Es würde also eigentlich deutschen Ursprungs seyn.

ihrem Mangel an diesem Werkzeuge beimesse, das sie mitten im Ocean hätte führen und belehren können. Man kann nicht behaupten, daß sie sich gefürchtet haben, sich weit von ihrer Heimath weg zu wagen; denn die Araber, meinem Bedünken nach die ersten Seefahrer in der Welt, wenigstens in den östlichen Meeren, sind, so lange man denken kann, von dem Busen des rothen Meeres längs der Küste von Afrika, hingesegelt, und die Chinesen haben von je her mit Java und Sumatra gehandelt, wozu schon eine ganz beträchtliche Reise gehört. So viele unbewohnte und dennoch fruchtbare Inseln, so mancherlei Länder, die allen den Völkern, von denen ich spreche, unbekannt geblieben sind, beweisen insgesammt, daß die älteren Seefahrer nicht die Kunst verstanden, mitten im Meere zu segeln. Wiewohl ich mich in Persien und Indien bei den gelehrtesten Männern erkundigt habe, wann der Compaß unter ihnen bekannt geworden, so hat mir doch Niemand darüber Auskunft geben können. Ich bin auf indischen Schiffen, worauf sich, außer mir, kein einziger Europäer befand, von Indien nach Persien gefahren; die Schiffsleute waren sämmtlich Indier. Sie bedienten sich des Jacobsstabes und des Quadranten zu ihren Beobachtungen; aber diese Werkzeuge hatten sie von Europäern, und europäische Künstler hatten sie verfertigt. Die Araber sind die geschicktesten Seeleute unter allen Asiaten und Afrikanern; aber weder sie, noch die Indier, machen von Charten Gebrauch."

So der Ritter Chardin, um den Europäern die Erfindung des Compasses zu vindiciren.

Reicht diese Erfindung in das zwölfte Jahrhundert

hinauf, so möchte man sich zunächst darüber wundern, daß zwei Jahrhunderte hindurch kein großartiger Gebrauch davon gemacht worden ist, oder, mit anderen Worten, daß sich die Entdeckung eines näheren Weges nach Ostindien, so wie die Entdeckung des neuen Welttheiles, so lange verspätet hat. Doch diese Verwunderung verschwindet, wenn man bedenkt, daß in der Schiffbaukunst Fortschritte gemacht werden mußten, ehe man sich auf Fahrten über den unermeßlichen Ocean einlassen konnte; und sie verschwindet noch mehr, wenn man erwägt, daß man sich volkreichen Inseln und Ländern nicht nähern konnte, ohne solche Vertheidigungsmittel mit sich zu führen, wodurch man ihnen gebot. Die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt diente nur dazu, die abgesonderten Theile des menschlichen Geschlechtes an einander zu bringen; aber sie diente nicht, bleibende Verhältnisse zu begründen. Dazu bedurfte es einer neuen Erfindung, von welcher man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, daß sie um ein ganzes Jahrhundert später gemacht sei. Dies nun war die Erfindung des Schießpulvers, von der wir zunächst handeln werden. Aus der Verbindung dieses Zerstörungsstoffes, den die menschliche Furcht zu einem Bindungsstoff machen sollte, ist die Schöpfung hervorgegangen, welche durch die Benennungen „Fregatte" und „Linienschiff" bezeichnet worden ist. In ihr war das Mittel gegeben, sich entfernten Völkern ohne Furcht zu nähern; und darum sehen wir jene Verbindung kaum zu Stande gebracht, als sich, gestachelt vom Handelsneide, bereits Portugiesen und Spanier tief in den Ocean hineinwagten, um Eroberun-

gen zu machen, wodurch alle Staatsverhältnisse verändert wurden. Man sieht hieraus, daß, so wichtig die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt auch an und für sich war, dennoch aus ihr nur wenig hervorgegangen seyn würde, wenn sie vereinzelt geblieben wäre. Sie war es, welche den atlantischen Ocean zu einem Mittelländischen Meere, oder, was dasselbe sagt, zu einem Landsee herabbrachte; allein, um dies Wunder bewirken zu können, mußte sie sich mit einer zweiten Erfindung verbinden, und ihren Wohnsitz in einem Linienschiffe aufschlagen.

Ehe wir nun fortfahren, müssen wir bei der Erfindung des Schießpulvers verweilen.

So gewiß die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt ein Verdienst ist, das die europäische Welt sich um die Fortbildung des menschlichen Geschlechtes erworben: eben so gewiß ist die Anwendung des Schießpulvers auf die Beschützung und Vertheidigung der Gesellschaft ein Gedanke, der sich zuerst in der asiatischen Welt entwickelt hat. Wenn man aber von irgend einer Erfindung sagen möchte, daß auf ihr die ganze Entwickelungsfähigkeit der gesammten Menschheit ruhe, so ist es diese. Welche Kluft zwischen der ersten Entdeckung des Salpeters und seiner, das Verpuffen genannten, Eigenschaft, und zwischen dem letzten Ergebniß dieser Entdeckung, der Vermischung des Salpeters mit Schwefel und Kohlenstaub, woraus die Erfindung des Schießpulvers eigentlich entstand! Man darf annehmen, daß Jahrtausende erforderlich gewesen sind, diese Kluft auszufüllen. Da sich in Indien und China der Salpeter, ganz

von der Natur zubereitet, antreffen läßt, so ist es wahrscheinlich, daß die Europäer ihn zuerst aus diesen Gegenden erhalten haben. Noch mehr: es ist wahrscheinlich, daß die orientalischen Völker die Zubereitung des Schießpulvers lange vor den Europäern gekannt, und von demselben in kriegerischen Unternehmungen Gebrauch gemacht haben. Grundfalsch ist die Sage von einem gewissen Bertbold Schwarz, dem man die Erfindung dieses Zerstörungsstoffes zuschreibt; denn nichts stimmt darin mit sich selbst überein, weder der Name des angeblichen Erfinders, noch sein Geburtsort und Stand, noch endlich der Ort und die Zeit, wo er seine Entdeckung gemacht haben soll. So weit die historische Forschung reicht, muß man den Arabern das Verdienst einräumen, das Schießpulver aus dem Orient nach Europa gebracht und die Europäer in dem Gebrauche desselben unterrichtet zu haben. Sie waren es, welche bei der Eroberung von Baza im Jahre 1312 Kanonen gebrauchten. Von welcher Beschaffenheit diese gewesen, läßt sich freilich jetzt nicht mehr angeben; waren sie aber von Metall, so ist nichts einleuchtender, als daß man in der Behandlung der Erze bedeutende Fortschritte gemacht haben mußte, ehe man auf den Gedanken gerathen konnte, den erfundenen Zerstörungsstoff als eine Kraft zu gebrauchen, um Steine, Kugeln und andere schwere Körper zu werfen. In der Schlacht bei Crecy scheint das Schießpulver nur als Schreckensfeuer gedient zu haben, und in der Schlacht bei Maupertuis, unweit Poitiers, wo der Sohn Eduards des Dritten den König Johann von Frankreich gefangen nahm, wurde von dem Schießpulver gewiß gar kein Ge-

brauch gemacht, weil, wenn dies der Fall gewesen wäre, alle Schriftsteller sich vereinigt haben würden, den Ausgang dieser wichtigen Schlacht den Einwirkungen einer ungewohnten Kraft zuzuschreiben. Ueberhaupt stellten sich der Anwendung des Schießpulvers auf die Vertheidigung der Gesellschaft im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte bedeutende Hindernisse entgegen. Die Hauptstärke der Heere bestand in diesen Zeiten in der Reiterei; und da die Geschicklichkeit der Ritter durch das Feuergewehr in ihrem Werthe vermindert wurde, so widersetzten sie sich der Einführung desselben aus allen Kräften. Von dem Schrecken überwältigt, war man geneigt, großes und kleines Geschütz als die Menschlichkeit verletzend und die Tapferkeit vernichtend zu betrachten; und ein volles Jahrhundert verstrich, ehe man von diesem Wahn zurückkam. Indeß scheint dem menschlichen Geiste zu allen Zeiten die Eigenthümlichkeit beigewohnt zu haben, gemachte Entdeckungen bis an ihre äußerste Gränze zu verfolgen. Von Spanien nach Frankreich verpflanzt, verbreitete sich das Schießpulver in die übrigen Staaten Europa's; und indem von jetzt an der menschliche Geist einen neuen Gegenstand gefunden hatte, woran er seine Kraft üben konnte, wurden nicht nur alle die Beziehungen entdeckt, in welchen sich das Schießpulver gebrauchen ließ, sondern man dachte auch allmählig darauf, wie man seine Kraft verstärken, und den Röhren, aus welchen man schoß, höhere Vollkommenheit geben wollte. Es traten also in der Sache selbst Verbesserungen ein, die noch immer nicht vollendet sind. Schon vor der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts

fing man an, Musketen und Flinten bei den Heeren einzuführen; aber diese waren damals noch ohne Schlösser, und sie erhielten diese nicht eher, als in demselben Jahre, wo die Reformation begann (1517): ein nürnberger Künstler war der Urheber dieser neuen Erfindung. Die Erfindung der Bomben und Mörser wird einem Fürsten von Rimini, Namens Sigismondo Pandolfo Malatesta, zugeschrieben, der im Jahre 1467 starb; aber so wenig übereilte man sich mit der Einführung dieses Angriffsmittels, daß man erst unter der Regierung Ludwigs des Dreizehnten in Frankreich davon Gebrauch machte. Zu Minen und zum Sprengen von Festungswerken benutzte man den Zerstörungsstoff, der in dem Pulver gegeben war, nicht vor dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wo die Genueser im Kriege mit den Florentinern bei der Belagerung von Seranessa im Jahre 1487 zuerst Minen gebrauchten.

Unter den Fürsten Europa's war Kaiser Sigismund der erste, der sich mit einer Leibwache umgab, welche mit Musketen und Flinten bewaffnet war. Er trat mit ihr im Jahre 1432 in Italien auf, wo seine Erscheinung durch die Vorstellung, die man von der unwiderstehlichen Kraft des Schießpulvers hatte, ganz unstreitig um so stärkeren Eindruck machte. In dieser, aus 500 Mann bestehenden, Leibwache sehen wir also den ersten Anfang zu der neuen Grundlage, welche die öffentliche Macht durch das Schießpulver erhalten hat. Vor Erfindung desselben blieb den mächtigsten Fürsten nichts anderes übrig, als sich, mehr oder weniger, Demjenigen unterzuordnen, der, nachdem es ihm gelungen

war, sich zum allgemeinsten Träger übernatürlicher Lehren zu machen, nach Belieben über den Gehorsam der Völker schaltete. Nach Erfindung des Schießpulvers, besonders aber nach den großen Anwendungen, die man davon gemacht hatte, stand das Verhältniß der sogenannten weltlichen Macht zu der sogenannten geistlichen anders: alle Vortheile waren auf Seiten der ersteren; und wenn dies auch nicht auf der Stelle erkannt wurde, so konnte die Entdeckung davon doch nicht lange ausbleiben. Sobald es in der Gesellschaft einen Stoff gab, der, gehörig angewendet, den allgemeinsten Gehorsam erzwang, war es um alle die Oppositionen geschehen, welche bis dahin die Entstehung einer allgemeinen, die ganze Gesellschaft umfassenden Macht verhindert hatten; mit den festen Schlössern mußten die Privilegien verschwinden, und was von den letzten übrig blieb, war mehr als eine Wirkung der Gnade, denn als eine Wirkung der Gerechtigkeit, zu betrachten. Mit der Einführung des Schießpulvers hoben also alle die Umwälzungen an, die seit dem funfzehnten Jahrhunderte nicht aufgehört haben, die Gestalt Europa's zu verändern. Wie hätte das Ansehn früherer Päbste neben dem Ansehn derer aushalten mögen, in deren Gewalt es stand, eine Unterordnung zu erzwingen! Man kann daher mit Sicherheit behaupten, daß ein großer Theil des Oppositionsgeistes, der sich im funfzehnten Jahrhundert entwickelte, auf den Ahnungen beruhete, die man von der Ueberflüssigkeit einer metaphysisch-zusammenhaltenden Kraft neben einer, die das Gegentheil von ihr war, gefaßt hatte. Ich sage: auf den Ahnungen; denn,

wenn es noch mehr gewesen wäre, und wenn besonders die Fürsten ihr Verhältniß zu der kirchlichen Gewalt durchschauet hätten, so würde man ganz anders zu Werke gegangen seyn, als es auf den Concilien zu Kostnitz und Basel geschah. Das Zeitalter strebte nach besseren Gesetzgebungen, politischen sowohl als bürgerlichen; dies aber wurde sehr mangelhaft erkannt, und zwar nur deshalb, weil man in der neuen Grundlage, welche die öffentliche Macht erhalten hatte, nur den Zerstörungs-, nicht zugleich den Bindungs-Stoff sah, und sich folglich gegen die Hauptsache verblendete. Während des ganzen sogenannten Mittelalters war es gar nicht der Mühe werth, sich auf eine zusammenhangende, das Wohl der Gesellschaft in allen ihren Theilen umfassende, Gesetzgebung einzulassen; denn es fehlte an einem wirksamen Mittel, die Unterwerfung zu erzwingen. Dies Mittel wurde zuerst durch die Erfindung des Schießpulvers gegeben. Daher alle die Fortschritte, welche seitdem in der Gesetzgebung gemacht sind: Fortschritte, von welchen es freilich thöricht seyn würde, zu behaupten, daß sie bereits zum Ziele geführt hätten, von denen man aber durchaus eingestehen muß, daß sie bedingt sind durch die Ausbildung, welche die öffentliche Macht in den drei letzten Jahrhunderten erhalten hat. Haben denn nicht selbst die Träger der metaphysisch-zusammenhaltenden Kraft sich genöthigt gesehen, ihre Fortdauer auf die physisch-zusammenhaltende zu stützen? Schwerlich giebt es einen noch vollständigeren Beweis von der Unzulänglichkeit übernatürlicher Lehren zur Bildung einer großen Autorität. Erst von dem Augenblick an, wo die En-

gelsburg mit grobem Geschütze versehen war, sahen sich die Päbste der Gefahr, aus Rom vertrieben zu werden, enthoben; und, wenn man sie vorher von einer Zeit zur andern verjagt hatte, so war dies wahrlich nicht in der Ueberzeugung von ihrer sittlichen Heiligkeit geschehen.

Nach dem, was wir bisher über den Ursprung der Magnetnadel und des Schießpulvers, so wie über die Ausbildung beider Erfindungen, bemerkt haben, könnte es der Mühe werth seyn, sie in Ansehung der Wirkungen zu vergleichen, die sie, einzeln und in vollkommener Reinheit gedacht, hervorzubringen nicht verfehlen konnten.

Was ist einfacher und unscheinbarer, als ein Compaß! Kaum vermag das menschliche Auge darin noch etwas mehr zu entdecken, als eine kindische Spielerei. Gleichwohl hat dies, dem ersten Anscheine nach so gleichgültige, Werkzeug die bewundernswürdigsten Wirkungen hervorgebracht. Es hat den Menschen zum Gebieter über ein Element gemacht, das er vorher nur fürchten konnte. Es hat alle Entfernungen abgekürzt, und aus krummen Wegen gerade bereitet. Es hat überseeischen Unternehmungen eine Sicherheit gegeben, welche ihnen früher nicht zu Theil werden konnte. Es hat tausend Vorurtheile zerstört, denen sonst nicht beizukommen war. Es hat zuerst zu einer vollständigeren Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner verholfen*). Es hat die Beschränktheit

*) Man kann mit Sicherheit annehmen, daß erst seit der Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt eine große Anzahl von geographischen Irrthümern für immer beseitigt ist. Wenn philo-

heit des Gemüths und des Geistes vernichtet, welche nothwendig da entsteht, wo man sein Dorf oder seine Stadt für die Welt hält. Es hat den Menschen zu

---

sophistische Köpfe des Alterthums der Erde eine sphärische Gestalt beilegten, so war dies immer nur eine Folgerung von gewissen Erschauungen, welche sich nicht beweisen ließen, und deren Wahrheit am meisten von den sogenannten Praktikern in Zweifel gezogen wurde. Die Werke der Alten wimmeln von Schn gern in der Geographie, die wir hier nicht weiter anführen wollen, um in Erinnerung zu bringen, wie im sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein sehr erfahrner Mann über den Erdball urtheilte. Dieser Mann war Kosmas, ein ägyptischer Kaufmann, der, im Verfolge seines Gewerbes, mehrere Reisen nach Indien gemacht hatte, woher er den Beinamen Indikopleustes bekam. In einem vorgerückten Alter der Geschäfte überdrüssig, ward er Mönch, und schrieb mehrere Werke, von welchen seine christliche Topographie bis auf uns gekommen ist. Die Hauptabsicht seiner Bemühung geht dahin, die Meinung Derer zu bestreiten, welche noch zu seiner Zeit die Vorstellung von der sphärischen Gestalt der Erde nicht aufgeben wollten. „Die Erde, sagt er, ist eine längliche Ebene, die von Osten nach Westen 12,000 (englische) Meilen in der Länge, und von Norden nach Süden 6000 in der Breite hat. Sie ist von hohen Mauern umgeben, auf welchen das Firmament, wie ein Himmel oder ein Gewölbe ruht. Der Wechsel von Tag und Nacht wird durch einen erstaunlich hohen Berg verursacht, der im äußersten Norden liegt, und um welchen sich die Sonne herum bewegt. Wenn also die Sonne an Einer Seite dieses Berges steht, so ist die Erde erleuchtet; versteckt sich aber jene hinter den Berg, so wird diese verdunkelt." Es ist in der That köstlich zu wissen, daß im sechsten Jahrhundert ein Indienfahrer so urtheilen konnte. Welche Welt von Irrthümern, welchen unzerstörbaren Aberglauben setzt dies voraus! Wie ist es möglich, in irgend einem, die Welt und ihre Erscheinungen betreffenden Urtheile einem Zeitalter zu folgen, das von allen Principien einer gesunden Philosophie so weit entfernt war!

einem Mitgliede des menschlichen Geschlechtes gemacht und ihm eine Richtung nach Freiheit gegeben, die früher nicht in derselben Stärke vorhanden seyn konnte. Es hat denselben Menschen duldsamer gemacht; denn, indem es ihn an Gestade führte, wo er als Fremdling auftrat, sah er sich genöthigt, der fremden Eigenthümlichkeit zu verzeihen, daß sie von der seinigen abwich, und dabei den Grundsatz anzunehmen, daß es besser sei, mit Menschen zu leben, als Menschen zu bekritteln. Es hat endlich ein Gefühl von Unabhängigkeit geweckt, nach welchem der erfahrne Mann nur da aushält, wo er unter dem Schutze guter Gesetze lebt. Mit Einem Wort: es hat eine Welt geöffnet, die früher verschlossen war, und der Freiheit des Einzelnen den Spielraum gegeben, der gewonnen werden mußte, wenn Sklaverei, Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit im Laufe der Jahrhunderte verwittern sollten.

Nicht dasselbe läßt sich von der Erfindung des Schießpulvers sagen. In vielen Beziehungen sind die Wirkungen desselben die entgegengesetzten von denen gewesen, welche die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt hervorgebracht hat. Unstreitig war dies sogar nothwendig, wenn der Auflösung, welche einzelnen Vereinen durch die unbeschränkte Einwirkung der letzten Erfindung bevorstand, eine Gränze gesetzt werden sollte. Die größere Autorität, welche die Fürsten durch die Anwendung des Schießpulvers auf die Vertheidigung, und nächstdem auf die Zusammenhaltung der Gesellschaft gewannen, bewirkte indeß, daß diese sich auf allen Punkten

vollständiger ausbilden konnte. Was in der neuen Grundlage für die öffentliche Gewalt Zerstörendes war, änderte sein Wesen leicht dadurch ab, daß sich der Grundsatz entwickelte, es müsse mit Schonung und immer nur als ultima ratio, d. h. im dringendsten Falle, gebraucht werden. Auf diese Weise wurde der Zerstörungsstoff zu einem Bindungsstoffe. Es fehlte nun nicht länger an dem, was gegebenen Gesetzen Unterwerfung verschafft; aber die Aufgabe war deswegen nicht minder, nur solche Gesetze zu geben, denen die Gesellschaft sich gern unterwirft; denn, wenn man das Gegentheil davon hätte annehmen wollen, so würde man sich in die Nothwendigkeit gesetzt haben, fortdauernd Gewalt zu gebrauchen, und da zu vernichten, wo die Pflicht Erhaltung gebot. Vorsichtigkeit und Schonung waren um so nothwendiger, weil in der Gesellschaft etwas vorhanden war, wodurch man in den Stand gesetzt wurde, sich einer unerträglichen Tyrannei zu entziehen; wir deuten hier dieselbe Kraft an, welche die leichte Versetzung in die entferntesten Gegenden gestattete: eine Versetzung, von welcher das Alterthum nicht einmal eine Ahndung hatte. In früheren Zeiten konnte man das Vaterland immer nur leidenschaftlich lieben oder hassen; seitdem Magnetnadel und Schießpulver in der Welt sind, hat sich der Patriotismus, als Gefühl, unstreitig geschwächt; aber indem der Aufforderungen, das Vaterland wegen seiner Ungerechtigkeit zu hassen, weniger geworden sind, ist die Liebe für dasselbe vernünftiger geworden, und nichts hat dazu mehr beigetragen, als die mildere Gesetzgebung, welche

das Werk der letzten Jahrhunderte ist. Freilich konnte diese nur nach Maßgabe der Ausbildung, welche die öffentliche Macht selbst erhielt, ins Daseyn treten; da aber alles zur Ausbildung der öffentlichen Macht aufforderte, so war die Verbesserung der Gesetzgebungen unausbleiblich. Es bedurfte nun nicht länger einer Verdrehung der Köpfe, um durch den Glauben an übernatürliche Lehren einen zweideutigen Gehorsam zu gewinnen, bei welchem alles auf Heuchelei hinauslief. Die Macht der Priesterschaft war wesentlich gebrochen; Glaubens-Tribunale (das Höchste der Tyrannei) hatten ihren Werth verloren, und der gesunde Menschenstand war in seine unverjährbaren Rechte wieder eingesetzt. Mit Einem Worte: der Grund zu einer ganz neuen Entwickelung war gelegt, und was bis dahin stätig geblieben war, konnte seinen Platz nicht länger behaupten.

So verhielt es sich mit den natürlichen Wirkungen der beiden Erfindungen, von welchen bisher die Rede gewesen ist. Dringt man nun tiefer in die Sache ein, so macht man leicht die Entdeckung, daß sie zwei Kräfte in sich schlossen, welche ganz entgegengesetzte Richtungen gaben; denn während die eine aus dem Schooße der Gesellschaft hinaustrieb und den ganzen Erdball zum Vaterlande constituirte, hielt die andere fest, und gestattete kein anderes Vaterland, als das, worin man geboren und erzogen war. Die Verlegenheit, worein die Gesellschaft hierdurch gesetzt war, mußte auf irgend eine Weise gehoben, die doppelte Richtung, der sie sich Preis gegeben sah, auf irgend einem Wege ausgeglichen wer-

den. Sollte dies aber jemals geschehen, so war eine dritte Erfindung nöthig, durch welche bewirkt wurde, daß die Einsicht nicht länger das Erbtheil einiger Wenigen oder einer besonderen Klasse der Gesellschaft blieb, sondern, so viel es sich immer thun ließ, Gemeingut wurde. Diese Erfindung nun wurde für Europa dadurch gemacht, daß man eine Kunst in Gang brachte, wodurch Gedachtes und Gefühltes mit Leichtigkeit vervielfältigt und über einen größeren Umkreis verbreitet wurde, als bisher möglich gewesen war; mit Einem Worte: daß die Buchdruckerei entstand.

Wir wiederholen hier zunächst, was wir schon oben bemerkten: daß bei Erfindungen nicht das in Anschlag zu bringen ist, was ihre Urheber dabei bezweckten — denn dies ist in der Regel unbedeutend —, wohl aber das, was das Bedürfniß der Gesellschaft im Verlaufe der Zeit daraus macht. Dies nun vorausgesetzt, kann man von der Erfindung der Buchdruckerei nicht mit zu viel Achtung reden. Sie stellt sich sogleich unter einem dreifachen Gesichtspunkte dar: einmal, als das wirksamste Mittel der Oeffentlichkeit; zweitens, als Mittel zur Vereinigung gleichartiger Geister; drittens, als Hebel der Aufklärung und Erleuchtung. Bedenkt man nun, daß alle diese großen Zwecke in der Idee von beweglichen Lettern und von einer besonderen Methode, diese zu gießen, eingeschlossen waren — wer möchte alsdann nicht erstaunen, entweder über die Tiefe des menschlichen Geistes, oder über die wunderbare Kraft der Gesellschaft,

das am meisten Zusammengesetzte auf das Einfachste zu stützen! Sind Erfindungen einmal gemacht, dann scheint freilich nichts leichter, nichts natürlicher; und Viele ärgern sich sogar darüber, nicht auch auf einen solchen Gedanken gerathen zu seyn. Doch die Aufgabe ist, sie zu machen; und Der trägt den Preis davon, der diese Aufgabe löset. Mit allem Witze, der ihm eigen seyn mochte, war das Alterthum unfähig, eine Buchdruckerei zu Stande zu bringen. Bedurfte es ihrer weniger? Man hat nicht Ursache, dies anzunehmen. Um hier gänzlich von den Griechen zu schweigen — welches Heil würde dem ungethümen Römerreiche widerfahren seyn, wenn es alle die Einrichtungen gehabt hätte, die sich in den civilisirten Staaten Europa's auf die Buchdruckerei stützen! Man wird sogar geneigt, den Ausspruch zu thun, daß dieses Reich noch jetzt bestehen würde, wenn ihm eine solche Wohlthat zu Theil geworden wäre; und was man mit großer Sicherheit behaupten kann, ist, daß es in diesem Reiche um die öffentliche Sache immer sehr schlecht stehen mußte, eben weil sie durch nichts anders unterstützt war, als durch den Willen der Gewalthaber. Gleichwohl kam diese Erfindung nicht vor dem funfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu Stande, und alles, was zum Umsturze des Römerreichs, so wie zur Zurückführung der Barbarei während des Mittelalters, beitragen konnte, hatte in dem Mangel einer so nothwendigen Kunst nur allzu freien Spielraum. Ein neuer Himmel und eine neue Erde ist durch sie entstanden; und eben deswegen ist

es der Mühe werth, bei ihrem Ursprunge zu verweilen.

Das dreizehnte Jahrhundert hatte die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt, das vierzehnte die Anwendung des Schießpulvers auf die Vertheidigung der Gesellschaft gegeben; das funfzehnte endlich gab die Buchdruckerei. Unter diesen drei großen Erfindungen, welche gegenwärtig so sehr in einander greifen, daß sie nicht mehr von einander zu trennen sind, war ursprünglich kein anderer Zusammenhang, als der, den alles Nützliche hat; keine ging aus der andern hervor, und so wie sie in der Zeit getrennt erscheinen, eben so darf man annehmen, daß sie, der Veranlassung nach, durchaus verschiedenen Ursprungs gewesen sind. Indeß schließt der verschiedene Ursprung keineswegs die Nothwendigkeit in der Stufenfolge aus; und wenn die Buchdruckerei unter den drei großen Erfindungen die letzte war, so konnte dies seinen Grund sehr leicht darin haben, daß die aus den beiden ersten hervorgegangene Verstärkung des gesellschaftlichen Lebens zur Darstellung der dritten einlud.

Dies verdient ausführlicher entwickelt zu werden.

Um die Möglichkeit einer Entstehung der Buchdruckerei begreiflicher zu machen, ist man auf verwandte Künste zurückgegangen, unter denen die Holzschneiderei allerdings die nächste Veranlassung geben konnte. Doch in Sachen der Erfindung gilt schwerlich noch etwas Anders, als der eigene Ausspruch ihrer Urheber; und wo dieser fehlt, da muß man wohl bedenken, daß

ein kluger Mann auf mehr als Einem Wege auf denselben Gedanken gerathen kann. Cicero spricht in einer Stelle seiner Abhandlung über das Wesen der Götter von der Unmöglichkeit, daß aus einer Menge blind hingeworfener Buchstaben des Alphabets ordentliche Perioden zusammenfallen können, und zeigt dadurch, wie nahe er der Idee von beweglichen Lettern, dem Hauptbestandtheil der Buchdruckerei, war. Im Quintilian ist die Rede von ausgeschnittenen Buchstaben, um den Kindern mit größerer Leichtigkeit das Alphabet beizubringen. Seit langer Zeit hatte man Münzen mit Schrift geprägt, und wiederum Abdrücke von diesen Münzen gemacht. Noch mehr; es war in Gebrauch, zur Unterzeichnung von Urkunden, Typarien oder Stempel mit Namenszügen zu benutzen. Dies alles hätte einen grübelnden Verstand zur Erfindung der Buchdruckerei führen können. Wenn es nun gleichwohl nicht geschah, so konnte die Ursache schwerlich eine andere seyn, als daß noch kein Bedürfniß für diese Erfindung sprach, oder daß es ihr, wenn sie gegen das Bedürfniß entstanden wäre, an Aufmunterung gefehlt haben würde. Es bleibt demnach nichts weiter übrig, als den Geist der Zeit, in welcher sie wirklich entstand, genauer zu untersuchen.

Zwei starke Leidenschaften bewegten das funfzehnte Jahrhundert: die eine war Abscheu vor dem Pabstthum, zu dessen Untergange man sich von allen Seiten verschwor; die andere, Liebe für die schriftlichen Denkmäler der Griechen und Römer. In man-

cher Beziehung bildeten diese beiden Leidenschaften nur Eine.

Sich Abschriften von den übrig gebliebenen Werken der Alten zu verschaffen, um sich desto tiefer in das Alterthum zu versenken, wurden keine Kosten gespart; und je mehr auf diesem Wege zu erwerben war, desto sicherer gab es Oerter, wo man sich nur mit Abschreiben beschäftigte. Ein solcher Ort war Harlem in dem halbmönchischen Vereine, der von Gerhard Grote ausgegangen war. Hier dachte man zuerst auf ein Mittel, sich die Mühe des Abschreibens zu ersparen; und wenn man mit dem Abdruck ganzer in Holz geschnittener Formen den Anfang machte, so geschah es, weil dies am nächsten lag. Ein scheinbar kleiner Schritt war jetzt noch übrig; aber er wurde dadurch zu einem großen, daß er die Sache in der Wurzel faßte, und mit den beweglichen Buchstaben zugleich die leichtere Erschaffung derselben durch Matrizen gab.

Das große Verdienst, ihn gethan zu haben, gehört ausschließend dem Johann Guttenberg und seinen Gehülfen. Will man aber begreiflich finden, warum man die einmal aufgefundene Bahn nicht wieder verließ, so muß man sich daran erinnern, daß Bücher, eben weil sie mühsam abgeschrieben werden mußten, in einem hohen Preise standen; daß ein Livius nicht weniger als 120 Goldkronen, d. h. den Werth eines Bauerguts, kostete; daß man es kaum wagte, ein Buch ohne Pfand zu verleihen; daß man seltene Werke in Bibliotheken sogar an Ketten legte. Dies Alles bewog zum Nach=

grübeln über eine neue Methode, Bücher um einen billigen Preis, und doch mit Vortheil für den Verkäufer, zu liefern. Derselbe Gedanke beschäftigte die Köpfe gewiß auf mehr als Einem Punkte, und so entstand, unter Versuchen aller Art, die herrlichste aller Künste, welche der menschliche Verstand seit der Erfindung der Schreibkunst erdacht hat: die Buchdruckerei.

Aus einer, in dem Straßburger Archiv entdeckten, Acte geht unwidersprechlich hervor, daß Johann Guttenberg, ein adeliger Rathsherr dieser Stadt, in dem Hause seines Handelsgenossen Andreas Drizehn im Jahre 1436 eine Presse leitete; daß diese zum Drucken dienende Presse Formen enthielt, die durch Schrauben geschlossen wurden, und daß die gravirten oder geschnittenen Lettern, welche diese Formen enthielten, beweglich waren. Das Wesentlichste für die Buchdruckerei war also schon in demselben Jahre vorhanden, wo das Concilium zu Basel in dem heftigsten Streite mit Eugenius dem Vierten lag; allein die neue Kunst hatte damals so wenig Einfluß auf die Erscheinungen der kirchlichen und politischen Welt, daß Niemand sich einfallen ließ, die Rolle zu ahnen, welche sie einst spielen würde. Sie selbst vollendete sich im Dunkel des Geheimnisses, und zwar in dem Zeitraume von 1445 bis 1450. In jenem Jahre ging Guttenberg, der aus Mainz gebürtig war, in seine Vaterstadt zurück, und errichtete daselbst mit Johann Fust, Bürger von Mainz, eine neue Societät zur Betreibung seiner Kunst. Die Verbesserung der Lettern und die Erfindung der Matrizen war die glückliche

Frucht dieser Vereinigung; und so war denn das große Werk seiner Vollendung näher geführt, oder vielmehr der Hauptsache nach wirklich vollendet. Streitigkeiten, welche zwischen den beiden Genossen entstanden, bewirkten zwar, daß Guttenberg sich von Fust trennte; allein er brachte eine zweite Presse zu Stande, und fuhr, bis zu seinem im Jahre 1468 erfolgten Tode, in seinen Bemühungen fort. Inzwischen war auch Fust nicht unthätig, und die Fortschritte, welche die Buchdruckerei unter Schöffers von Gernsheim, seines Schwiegersohnes und Mitgenossen, Leitung machte, waren bereits so groß, daß sie ganz Europa in Erstaunen setzte.

Eine neue Kunst war vorhanden; aber sie glich dem Kinde in der Wiege, das nicht zu ahnende große Anlagen in sich schließt. Es gab eine Buchdruckerei; aber es gab noch keine Schriftstellerwelt und keinen Buchhandel, die sich ihrer annehmen konnten. Unter diesen Umständen war es für ein Glück zu achten, daß von den schriftlichen Denkmälern des Alterthums so viel übrig geblieben war, daß die neue Kunst beschäftigt werden konnte. In Deutschland begann man mit dem Abdruck der Vulgata, als mit demjenigen Werke, von dessen Vertrieb man sich den meisten Vortheil versprach; und gerade hierin offenbarte sich die ursprüngliche Unschuld der Presse, die, als bloßes Werkzeug, nie ein Gegenstand der Anklage hätte werden sollen. Jene Speculation bewährte sich in dem Absatze, den man nach Italien, Frankreich und England machte. Alle diese Länder wurden eifersüchtig auf einen Vorzug, von wel-

chem man annahm, daß er ausschließend bleiben könnte. Wirklich lag so etwas in den Absichten der ersten Erfinder; denn, um ihre Kunst, die einträglich zu werden versprach, als Geheimniß zu bewahren, nöthigten sie ihre Arbeiter durch Eide zur Verschwiegenheit. Vergeblich, weil alles Nützliche und Wohlthätige dem ganzen menschlichen Geschlechte angehört! Nur bis zum Jahre 1462 blieb die Buchdruckerei für Europa ein Geheimniß; denn als in diesem Jahre zwischen Diether und Adolph um das Kurfürstenthum Mainz gekämpft wurde, und Adolph die Stadt mit Sturm eroberte, zerstreuten sich mehrere Arbeiter, und errichteten Druckereien in anderen Ländern. Schweynheim und Pannarz, Zöglinge der neuen Schule, wanderten nach Italien, wo sie unweit Rom, im Kloster Subiaco, erst die Grammatik des Donatus, und dann die Werke des Lactanz druckten. Gleichzeitig erwarb sich die Republik Venedig die Ehre, einen Johann von Speier zu unterstützen, der die Buchdruckerei zuerst im Großen auf die Vervielfältigung der klassischen Schriftsteller des Alterthums anwendete. Darf die gegenwärtige Seltenheit dieser Drucke entscheiden, so waren die ersten Auflagen nur klein; dies verhinderte indeß nicht, daß sie, in Vergleich mit der Langsamkeit des Abschreibens, die volle Wirkung einer neu entdeckten Kraft im Maschinenwesen hervorbrachten. Tausend Schwierigkeiten, welche das Studium der Alten bis dahin gehabt hatte, waren wie durch einen Zauberschlag gehoben; die geistige Ausbildung der Menschheit hatte eine unzerstörbare Grundlage in einer mechanischen Fertigkeit

gewonnen, die sich Jeder ohne Mühe erwerben konnte: eine neue Sonne war aufgegangen, die Sonne für die sittliche Welt.

Mit den Ereignissen, welche die erste Verbreitung der Buchdruckerei bewirkten, stellte sich die Anwendung der neuen Kunst auf die Politik ein. Manifeste hatte es auch in früheren Jahrhunderten gegeben; da es aber nur geschriebene seyn konnten, so hatten sie nie einen großen Wirkungskreis gefunden, und die natürliche Folge davon war keine andere gewesen, als daß die Theilnahme des Volkes an den Händeln der Großen lau und unbedeutend geblieben war. Dies hörte mit der Einführung der Buchdruckerei zuerst auf. Sie war es, was die Manifeste zuerst in Appellationen an das Volk verwandelte und, in der Voraussetzung einer öffentlichen Meinung, den Grund zu einer unendlich besseren Republik legte, als die des Alterthums jemals werden konnte. Noch mehr: sie war es, was das Betragen der Großen veredelte, die von dem Augenblick an, wo es eine öffentliche Meinung gab, zu einer Vorsichtigkeit und Schonung gezwungen waren, zu welcher sie sich in einer früheren Zeit nicht verpflichtet gefühlt hatten. Das erste Manifest, welches im Druck erschien, war eine Deduction Dieters gegen Adolph im Jahre 1462. Was seitdem in Anwendung der Buchdruckerei auf die Politik — dies Wort im weitesten Sinne genommen — geschehen ist, läßt sich, als etwas Unendliches, weder übersehen, noch berechnen. In ihrem Ursprunge nur Mittel des Erwerbes, ist die Buchdruckerei im Fortgange

der Zeit einer von den Haupthebeln der Regierung geworden; und wenn irgend Etwas vor dem Zurücksinken in die Nacht der Barbarei bewahrt, so ist es gerade dieser Umstand. Freiheit im Denken, Reden, Schreiben und Drucken will freilich zuletzt durch dasselbe Princip geregelt sein, welches über alle menschliche Handlungen walten soll; da aber dies Princip alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens umfaßt, so ist anzunehmen, daß jene Freiheit sich immer mehr von der Einseitigkeit loswinden wird.

Wenn die Kraft der Buchdruckerei sich sehr bald gegen die geistliche Macht richtete, so beruhete dies auf der Opposition, in welche das Zeitalter gegen das Pabstthum getreten war; da aber diese Opposition lange vor der Erfindung einer Buchdruckerpresse vorhanden war, so kann man diese nur als ein Werkzeug betrachten, dessen sich der Geist des Jahrhunderts bemächtigte, um sich selbst genug zu thun. Wiederum läßt sich nicht leugnen, daß der geistlichen Herrschaft nichts so sehr geschadet hat, als die Buchdruckerpresse. Nichts war natürlicher. Denn, wenn eine Herrschaft nicht auf der Natur der Dinge, sondern nur auf gewissen Meinungen beruhet, von denen es höchst zweifelhaft ist, ob sie Wahrheit enthalten, oder nicht: so können diese Meinungen nicht erschüttert werden, ohne der Herrschaft, die sich darauf gründet, Abbruch zu thun. Da in einem solchen Falle alles darauf ankommt, wie groß die Zahl Derer ist, die eine Neigung zur Berichtigung ihres Urrtheils in sich tragen: so hatte der römische Hof immer nur zwei Mit-

tel, sich gegen die durch die Presse auf ihn gemachten Angriffe zu vertheidigen; nämlich höchste Beschränkung derselben, und — wo diese nicht hinreichte — Bücherverbote. Es währte indeß ziemlich lange, ehe dieser Hof sich von der Furchtbarkeit der Presse überzeugte. Bei ihrer ersten Entstehung scheint sie ihm sogar eine willkommene Erscheinung gewesen zu seyn. Dies dauerte indeß nur so lange, bis der durch das Studium der Alten genährte, und in derbes Heidenthum ausgeartete Geist sich an ihn wagte und alle Waffen des Spottes und des Ernstes entblößte. Der Kampf war von diesem Augenblick an ungleich. In Wahrheit, wenn man sich mit den besten Schriftstellern der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts vertraut gemacht hat: so gesteht man, nicht zu wissen, welchem Zeitalter sie angehören, so wesentlich sind sie in Gedanken, Ausdruck und Sprache von ihren Zeitgenossen verschieden; und giebt man sich vollends die Mühe, ein Breve Sixtus des Vierten mit den Geisteserzeugnissen eines Politiano und Sannazar zu vergleichen, so erschrickt man über die Barbarei des ersteren eben so sehr, wie man über die Feinheit und Zierlichkeit der letzteren freudig erstaunt. Als die Geister, ihres Vorzuges sich bewußt, von der kirchlichen Regierung abgefallen waren: da gab es für diese keine Triumphe mehr; und, um nicht Alles zu verlieren, mußte sie sich zur Nachgiebigkeit bequemen.

Es giebt Perioden, in welchen die Bewegungen der Geister mehr instinctmäßig, als nach klarem Bewußtseyn, erfolgen. Man weiß alsdann nicht genau, was man

will; allein man ist unruhig, und richtet die Kraft bald dahin, bald dorthin, um den rechten Gegenstand zu finden, auf welchen man nachhaltig einwirken kann. Eine solche Periode war die von der vollendeten Erfindung der Buchdruckerei bis zum Ausbruch der Kirchenverbesserung durch Luther. Spätere Zeiten haben die Bewegungen gerechtfertigt, die in jenem Zeitraum erfolgten; aber die, welche darin befangen waren, konnten es nicht. Die Lage der Dinge war in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts folgende. Durch die Anwendung des Schießpulvers auf die Vertheidigung der Gesellschaft hatte die öffentliche Macht eine Grundlage gewonnen, welche einem auf übernatürlichen Lehren beruhenden Kirchenthume nur allzu viel von seinem bisherigen Werthe nahm; denn sobald das Mittel gefunden war, gegebenen Gesetzen unbedingte Achtung zu verschaffen, bedurfte es nicht länger einer Verdrehung der Köpfe; es kam vielmehr nur darauf an, jeden Wahn zu entfernen, um durch die Vernunft zu gewinnen, was man bis dahin durch die Unvernunft hatte verdanken müssen. Hiernach war die Aufgabe des Zeitalters, durch Fortschritte in der Chemie und den ihr verwandten Künsten zur Ausbildung der neuen Grundlage für die öffentliche Macht aus allen Kräften beizutragen. Allein dies Zeitalter faßte nichts weniger, als das Verhältniß des Schießpulvers zu den übernatürlichen Lehren, durch welche die Welt bis dahin war beherrscht worden. Zwar hatte Martin der Fünfte das Geheimniß der kirchlichen Regierung auf eine nur allzu auffallende Weise verrathen,

then, als er, nach seiner Ankunft in Rom, die Engels-burg mit Kanonen versehen hatte, um einen Gehorsam zu erzwingen, der seine Quelle nicht mehr in dem Glauben an die Untrieglichkeit des Christenvaters haben konnte; doch selbst dieser Aufschluß ging für Leute verloren, die in der Kunst, gesellschaftliche Erscheinungen aufzulösen, sehr wenig geübt waren, und indem sie die zunehmende Schwäche der Priesterherrschaft fühlten, weit entfernt blieben, die wahre Ursache derselben zu erkennen.

So geschah es denn, daß alle Angriffe auf das Pabstthum im funfzehnten Jahrhunderte den Charakter von bloßen Neckereien behielten, bei welchen Entscheidung unmöglich war. Anstatt die Sache selbst zu bekämpfen, d. h. in ihren Grundlagen aufzudecken, zerrte und zausete man an Personen, die, wie sehr man sie auch zu Ungeheuern machen mochte, im Grunde sehr unschuldig waren. Das Uergste, was jemals von den Päbsten und ihren Werkzeugen gesagt ist, wurde am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts gesprudelt; aber indem man das Sittengesetz gegen sie wendete, ließ Niemand sich einfallen, das Kirchenthum jener Zeit selbst als das Grab des Sittengesetzes zu betrachten. Hingerissen von dem Gefühl rhetorischer Ueberlegenheit, die im Studium der Alten erworben war, folgte man nur den Eingebungen des Gemüthes; und indem man diesen folgte, rückte das große Werk, das geschaffen werden sollte, nicht von der Stelle. Es hätte nachgewiesen werden sollen, warum ein System von übernatürlichen Lehren nicht verbündet bleiben dürfe mit einer Kraft, die so zerstörend war, wie das Schießpulver, warum also die bisherige Ver-

schleierung des Sittengesetzes aufhören müsse; doch von dieser Seite, der einzig haltbaren, wurde das Problem gar nicht aufgefaßt, und die Zeit in ihrem langsamen Gange mußte vollenden, was sehr wohl das Werk des Verstandes hätte werden können. Das Einzige, was sich zur Entschuldigung der Protestanten des funfzehnten Jahrhunderts sagen läßt, ist, daß es nie eine Zeit gegeben hat, wo man sich aller Kräfte der Gesellschaft bewußt war, und in diesem Bewußtseyn handelte. Man könnte zu gleichem Zwecke hinzufügen, daß die Fortschritte, welche die öffentliche Macht in ihrer Ausbildung gethan hatte, noch allzu unbedeutend waren, um der Anerkennung so gegenwärtig zu seyn, wie sie es seyn mußten, wenn man darauf fußen sollte. Im gesellschaftlichen Leben bildet sich alles gegenseitig aus, und das für eine bessere Gesetzgebung so nothwendige Sittengesetz konnte aus seiner kirchlichen Hülle nicht wohl eher hervortreten, als bis die öffentliche Macht ihrer Vollendung näher geführt war.

Wie früh oder wie spät das, was der Genius des menschlichen Geschlechtes beabsichtigte, auch zu Stande gebracht werden mochte: genug, es gab seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in den Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei zweierlei Kräfte, die, wie verschiedenartig, ja wie entgegengesetzt sie auch seyn mochten, sich gegenseitig nur weiter ausbilden konnten. Was die eine für die Sicherung der Gesellschaft leistete, das leistete die andere für die Erleuchtung derselben; und dabei war nicht an Stillstand zu denken, weil der menschliche Geist nie stätig ist. So lange es an der

einen und an der anderen fehlte, war die Gesellschaft fortdauernd der Gefahr ausgesetzt, in ihrem Bildungsgange gestört zu werden; sobald sie beide vorhanden waren, fiel diese Gefahr weg. Denn Tatarenhorden war ein unübersteigbarer Damm gesetzt, und die Sicherheit, welche dadurch gewonnen war, trug nicht wenig zur Verschönerung des Lebens bei. Wäre die Erfindung der Buchdruckerei nicht erfolgt, so würde aus der Erfindung des Schießpulvers schwerlich viel geworden seyn; gesetzt aber auch, die letztere hätte sich ohne die Beihülfe der ersteren eben so entfalten können, wie sie gegenwärtig entfaltet ist: wie zweifelhaft würde ihr Nutzen geblieben seyn! Je bestimmter sie Zerstörung in sich schloß, desto mehr mußte sie von der öffentlichen Meinung bewacht und geleitet werden, die nur durch die Erfindung der Buchdruckerei möglich war. Es hat vielleicht nur allzu viel Zeit gekostet, bis man zu der Einsicht gelangt ist, daß das Daseyn einer unwiderstehlichen Macht solche Abänderungen in der Gesetzgebung fordert, wodurch die sittliche Freiheit gesichert wird; aber nachdem dieser Gedanke einmal vorherrschend geworden ist, kann seine Verwirklichung nicht mehr beseitigt werden. Alles, was das gegenwärtige Zeitalter fordert, beruhet demnach auf dem Daseyn von zwei Erfindungen, an welche man in den wenigsten Fällen zurückdenkt, die aber deshalb nicht aufgehört haben wirksam zu seyn, und ohne deren fortgehende Wirksamkeit keine von den Forderungen, die auf Verbesserung der organischen und bürgerlichen Gesetze abzwecken, würde gemacht werden. Um dies wahr zu finden, braucht man sich nur in die Jahrhunderte zurück

zu versetzen, wo Niemand sich einfallen ließ, solche Forderungen zu machen, weil kein Bedürfniß dafür sprach.

Betrachtungen dieser Art loden nothwendig zu einer Berichtigung des Begriffs vom Mittelalter ein.

Dieser Begriff entwickelte sich im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts aus der Vergleichung zweier Gesellschaftszustände, die einige Aehnlichkeit in Ansehung der von ihnen ausgehenden Erscheinungen hatten. Der eine war das Zeitalter der Griechen und ihrer Fortsetzer, der Römer; der andere war das Jahrhundert, in welchem man lebte. Den Maaßstab, durch welchen die Vergleichung vollzogen wurde, gaben die Fortschritte, welche man in den Künsten und Wissenschaften gemacht hatte; und wenn der Abschätzung eine Täuschung zum Grunde lag, so war diese nur allzu verzeihlich, weil die Selbstliebe unter allen Umständen die relative Gränze in eine unbedingte zu verwandeln strebt. Genug, man glaubte, vermöge der Anstrengungen, die man gemacht hatte, die Geisteswerke der alten Griechen und Römer zu verstehen und zu wiederholen, in eine Zeit getreten zu seyn, welche bestimmt wäre, dieselben Erscheinungen in die sittliche Welt eben so zurückzuführen, wie durch die Bewegung des Erdballs um die Sonne die verschiedenen Jahreszeiten wiederkehren. Was zwischen den beiden Zeitaltern in der Mitte lag, nannte man das Mittelalter, und dieses Mittelalter dachte man sich als den Zeitraum der Finsterniß oder Barbarei. So dauerte der Begriff fort, und was durch das Mittelalter geleistet war, die Wiederkehr der Griechen- und Römerzeit für immer zu verhindern, wurde gar nicht in Anschlag gebracht. Nun

läßt sich zwar nicht leugnen, daß, von der Völkerwanderung an bis zum Eintritt des funfzehnten Jahrhunderts in Europa für Kunst und Wissenschaft wenig oder gar nichts geleistet wurde; aber war es denn nicht genug, daß während jenes Zeitraums der Grund zu einer bleibenderen Entwickelung gelegt wurde, als die der Griechen und Römer jemals seyn konnte? Dies geschah gerade durch die drei großen Erfindungen, von welchen wir in diesem Kapitel gehandelt haben. In ihnen hat also das Mittelalter bei weitem mehr seinen Charakter, als in irgend etwas Anderem. Ein neuer Gesellschaftszustand wurde dadurch geboren: ein Gesellschaftszustand, durch welchen Eigenthum und Freiheit bei weitem mehr gesichert werden sollten, als sie es unter Griechen und Römern je gewesen waren. Wenn die Kirche sich während dieses Zeitraums zu einer Auslegerin des göttlichen Gesetzes aufwarf, so ließ sich dies auf keine Weise hintertreiben, weil die Gesellschaft ohne eine große Autorität nicht fortdauern kann, und selbst die schlechteste Autorität noch immer besser ist, als gar keine. Doch die Beherrschung des menschlichen Geistes durch übernatürliche Lehren kann nie ganz allgemein und noch weit weniger bleibend seyn: jeder Fortschritt in Erkennung des Wahren und Naturgemäßen thut ihr Abbruch; und so entwickelt sich ganz von selbst eine Opposition, welche nach und nach den Ausschlag giebt. Hiernach nun ist der Begriff vom Mittelalter, so wie man ihn bisher aufgefaßt hat, grundfalsch. Weder die Abwesenheit gewisser Erscheinungen, auf welche man einen besonderen Werth legt, noch das Daseyn gewisser anderer Er-

scheinungen, die man herabzuwürdigen geneigt seyn könnte, bestimmt denselben; wohl aber das, wodurch dieser Zeitraum eine Gränzscheide in Beziehung auf jeden früheren, und eine Grundlage der Entwickelung für einen späteren Zeitraum geworden ist. Doch rede ich hier nicht von der Reformation, die ich, bei aller Wichtigkeit, die sie haben mag, immer nur, wo nicht als etwas Untergeordnetes, doch höchstens als eine Wirkung früherer Ursachen betrachte; ich rede vielmehr von dem Zusammenwirken jener drei Erfindungen, welche in der Magnetnadel, in dem Schießpulver und in der Buchdruckerei gemacht wurden. Dieses Zusammenwirken allein bildet eine Gränzscheide; und ich möchte behaupten, daß Der von dem menschlichen Geschlecht einen elenden Begriff habe, der sich vorstellen kann, daß das, was einer Entwickelung ins Unendliche zum Grunde liegt, allzu theuer erkauft worden sei durch den Jahrhunderte langen Stillstand gewisser Künste und Wissenschaften.

Genug von den drei großen Erfindungen des Mittelalters, welche vereint die europäische Welt in ihrer gegenwärtigen Gestalt geboren haben, und für jede künftige Gestalt, die sie annehmen kann, gleich verantwortlich sind. Wenn wir in unserer Entwickelung des großen Gegenstandes über das, was das funfzehnte Jahrhundert gab, hinausgegangen sind, so ist es aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil lebendige Kräfte sich nur mit den von ihnen ausgehenden Wirkungen darstellen lassen.

Wir kehren zum Schlusse dieser Abhandlung in die ersten Zeiten ihres Zusammenwirkens zurück, um zu sehen, wie wenig man sich auf dasselbe verließ, und wie geneigt man war, der Zeit vorzugreifen.

Eugenius der Vierte konnte seine zahlreichen Gegner nur durch Nachgiebigkeiten aller Art besiegen. Am meisten gelang ihm dies dadurch, daß er persönliche Vortheile über die Sache stellte, um die es sich handelte, und Zusicherungen gab, welche zu erfüllen gegen seine Absichten und Vorsätze war. Auf diese Weise söhnte er sich mit Alphons dem Ersten, König von Neapel, aus, nachdem dieser sich im Jahre 1443 der Hauptstadt bemächtigt und den rechtmäßigen Thronerben vertrieben hatte; und auf dieselbe Weise wußte er die Kurfürsten von Mainz und Trier für sich zu gewinnen, die, weil sie dem baseler Concilium angehangen hatten, von ihm waren abgesetzt worden. Er hatte es im Jahre 1447 dahin gebracht, daß alles beschwichtigt schien; aber die Früchte seiner Bemühungen einzuernten, wurde ihm vom Schicksal nur in so fern gestattet, als er noch auf seinem Sterbelager die Nachricht seiner Anerkennung von den sämmtlichen Fürsten des deutschen Reiches erhielt. Er starb mitten unter den Freudenfesten, welche deshalb zu Rom angestellt wurden, und der Erfolg bewies, daß die kirchliche Regierung zu einem übertünchten Grabe geworden war, dessen widerlicher Anblick alle Gefühle des Abscheus anregt.

Sein Nachfolger war Thomas von Sarzana, Cardinal-Priester der heiligen Susanna und Bischof von Bologna, der nach seiner Erhebung sich Nicolaus den Fünften nennen ließ. Was die Wahl dieses Mannes zum Christenvater bestimmte, wenn es nicht die Krisis war, worin sich die kirchliche Regierung befand, läßt sich nicht wohl angeben. Nichts von allem, was frühere

Päbste ausgezeichnet hatte, fand sich in Nicolaus dem Fünften wieder. Fern von allem Hochmuth und aller Herrschsucht hatte er nur zwei Leidenschaften, die den Menschen in ihm verherrlichten, während sie das Oberhaupt der Kirche kaum erkennen ließen. Die eine war, Wohlthaten zu erweisen; und solche Wohlthaten pflegte er bisweilen mit den Worten aufzudringen: „Verschmähet diese Gabe nicht; denn ihr werdet nicht immer einen Nicolaus unter euch haben.“ Die andere war eine weit stärkere Vorliebe für das Alterthum und dessen Nachlaß, als sich für einen Pabst schickte, der für den ersten Träger übernatürlicher Lehren gelten wollte. Plebejischen Ursprungs hatte Thomas von Sarzana sich durch seine liebenswürdigen Eigenschaften und durch seine Gelehrsamkeit zu den ersten Würden der Kirche erhoben, und auch als Pabst mochte er für nichts weiter gelten, als für das, was er wirklich war, d. h. für einen Beförderer alter Kunst und Wissenschaft, so daß, wenn die Bewunderung des Alterthums das Wesen eines Heiden ausmacht, er mehr, als alle seine Zeitgenossen, ein solcher war. Der Einfluß des heiligen Stuhls durchdrang die ganze christliche Welt; aber Nicolaus benutzte ihn nicht zur Befestigung der kirchlichen Herrschaft oder zur Vermehrung seines Einkommens: ihm lag nichts weiter am Herzen, als Rettung der Ueberreste von alten Geisteswerken. Ueberall waren seine Werkzeuge beschäftigt, diese zusammen zu bringen, sowohl in den byzantinischen Büchersammlungen, als in den düsteren Klöstern Deutschlands und Britanniens. Wo eine Urschrift nicht zu erkaufen war, da wurde eine treue Abschrift zu seinem Ge-

brauche gefertigt. Der Vatican, diese alte Niederlage für Bullen und Legenden, füllte sich täglich mit Werken, denen alle Priesterherrschaft fremd war. Nur acht Jahre regierte Nicolaus; aber in diesem kurzen Zeitraume brachte er nicht weniger als fünftausend Bände zusammen, unter welchen die Werke des Xenophon, des Thukydides, des Herodot, des Polybius, des Diodorus und Appianus nicht die einzigen schätzbaren blieben, weil, außer den Erzeugnissen der griechischen Epiker und Tragiker, auch die eines Plato und Aristoteles, eines Theophrast und eines Strabo hinzukamen. Den Geist der griechischen Literatur zu verbreiten, veranstaltete Nicolaus Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Römische, und so gleichgültig war er gegen alle Kunstgriffe der kirchlichen Regierung, daß man ihn kaum von dem Verdachte freisprechen kann, er habe dem menschlichen Geschlechte neue Waffen gegen dieselben in die Hände geben wollen.

Bei dem allen mußte dieser, von einem besseren Geiste emporgetragene Pabst sich gefallen lassen, daß ein König der Deutschen sich bei ihm um die Weihe seiner Rechtmäßigkeit bewarb. Dies war Friedrich der Dritte, Nachfolger Albrechts des Zweiten, von welchem wir weiter unten ausführlicher reden werden. Jetzt bemerken wir nur, daß dieser Friedrich in der Reihe der zu Rom gekrönten Kaiser der letzte war, und daß Nicolaus ihm die Reise erspart haben würde, wenn dies von ihm allein abgehangen hätte. Der philosophische Pabst war nicht wenig bestürzt, als er die erste Nachricht von Friedrichs Ankunft erhielt; nicht, weil er Unvortheilhaftes von des

neuen Kaisers Denkweise oder Macht befürchtete, sondern weil er sich plötzlich in seinen Gewohnheiten unterbrochen sah. Mit dem kaiserlichen Ansehn war es gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts eben dahin gekommen, wohin das päbstliche gediehen war; und deshalb war es kaum noch mehr, als eine Gaukelei, welche belacht zu werden verdiente, wenn Pabst und Kaiser sich zu stützen gedachten. Unfähig, die eben so unerwartete als nie gewünschte Ehre einer Kaiserkrönung zurückzuweisen, mußte Nicolaus sich in sein Schicksal finden. Nachdem also die üblichen Verträge und Eidschwüre vorangegangen waren, empfing der Pabst den getreuen Vogt und Vasallen der Kirche mit einem Lächeln; und so zahm waren die Römer, oder so schwach die Macht des Kaisers, daß die Ceremonie der Krönung in bester Ordnung und Uebereinstimmung von Statten ging: weder von der einen, noch von der anderen Seite wurden Forderungen gemacht, die nicht auf der Stelle hätten erfüllt werden können. Rom war kein Gegenstand des Anspruchs mehr, und eben deswegen fing man an, sich in Deutschland der Abhängigkeit zu schämen, worin man, ohne Rom, von der Billigung der Päbste stand. Von jetzt an galt also der Grundsatz, daß die Kaiserwürde ausschließend auf der Wahl der Kurfürsten beruhe.

Ein Pabst, der sich seiner Würde schämte; ein Pabst, der seine Macht benutzte, um eine Revolution herbei zu führen, wodurch die Priesterherrschaft mit ihrer doppelten Grundlage in Lehre und Hierarchie vernichtet wurde; ein Pabst endlich, dem zu einem Weisen des Alterthums nichts weiter fehlte, als das Glück, in einer Zeit gebo-

ren zu seyn, wo er der Nothwendigkeit überhoben war, durch Verstellung zu täuschen: ein solcher Pabst konnte sehr viele Freunde haben. Da er aber mit allen seinen schätzbaren Eigenschaften zu Unternehmungen gegen das Priesterthum einlud, so war es wohl kein Wunder, wenn seine Regierung nicht unangefochten blieb, und wenn feurige Köpfe, durch falsche Vorstellungen von der Vergangenheit geleitet, dem, was die Zeit auf ihrem stillen und unbemerkten Gange zu bewirken nicht verfehlen konnte, vorzugreifen wagten. In allen Jahrhunderten hatte es einzelne Römer gegeben, welche, erhitzt von den Ueberlieferungen der römischen Geschichte, die Vorwelt wieder zurück zu führen versuchten; aber ihre Zahl war seit dem Wiederaufleben der alten Literatur nicht wenig verstärkt worden. Zu ihnen gehörte Stephan Porcaro, ein Mann edler Abkunft und unbescholtenen Rufes, zugleich beredt und kräftigen Willens, und überhaupt ohne anderen Fehler, als daß er einem selbst geschaffenen Ideal unterlag, von welchem er sich keine Rechenschaft geben konnte. Seine Freisinnigkeit offenbarte sich in seinem Abscheu vor Priesterherrschaft, und dieser Abscheu war wenigstens in so fern erleichtert, als seit Dante's Zeit die Fabel von Constantins Schenkung allgemeiner als solche anerkannt war, und als Petrarca's Lieder auf Cola di Rienzi die Flamme des Patriotismus nährten.

Bei dem Leichenbegängniß Eugenius des Vierten hatte Porcaro zum ersten Male versucht, die Volksgefühle anzuregen: in einer ausgearbeiteten Rede, die zur Ergreifung der Waffen und zur Wiedereroberung der Freiheit aufforderte, war er glücklich genug gewesen, ihre Auf-

merksamkeit zu fesseln, bis ein ernster Advokat ihn unterbrochen, und die Sache der Kirche und des Staats vertheidigt hatte. Von jetzt an als Aufwiegler des Hochverraths schuldig, würde er der verdienten Strafe nicht entgangen seyn, wenn das wohlwollende Gemüth eines nur allzu freisinnigen Pabstes ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Nicolaus der Fünfte, der Verbrechern dieser Art nur allzu willig verzieh, wollte den glühenden Patrioten lieber in seinen Freund verwandeln, als ihn bestrafen; und so erhielt Porcaro einen ehrenvollen und einträglichen Posten zu Anagni. Doch was einmal in der Seele dieses Mannes lebte, war nicht dadurch zu besänftigen, daß man ihn über die gewöhnlichen Bedürfnisse der Sterblichen erhob; denn wer einmal dem Zauberbilde des Ruhms gefolgt ist, läßt sich nicht in gewöhnliche Bahnen zurückführen. Mit verstärktem Eifer kehrte Porcaro von Anagni nach Rom zurück, und hier benutzte er von neuem die erste beste Gelegenheit, die gemeine Klasse aufzuwiegeln. Das Volk, zufrieden mit seiner Lage, achtete seiner Aufmunterungen nicht, und Nicolaus, dessen Menschlichkeit bei dem Gedanken einer Hinrichtung erbebte, wollte das Leben des Verräthers noch immer nicht als verwirkt betrachten. Eine Verweisung nach Bologna war Porcaro's einzige Strafe; und auch diese wurde dadurch gemildert, daß für seinen Unterhalt reichlich gesorgt war, nur daß ihm die Verbindlichkeit oblag, sich täglich dem Guvernör der Stadt zu zeigen.

„Vom jüngeren Brutus, sagt man, hatte Porcaro gelernt, daß man Tyrannen weder Dankbarkeit, noch Treue schuldig ist." Doch die Handlungsweise der Be-

geisterten wird nicht durch das Beispiel Anderer, sondern nur durch das Verlangen, sich selbst genug zu thun, bestimmt. Dazu kam noch, Einmal, daß Nicolaus der Fünfte nichts weniger als ein Tyrann war; zweitens, daß er Porcaro nicht in diesem Lichte erschien. Der Gedanke dieses Schwärmers ging nur auf eine Zerstörung der Priesterherrschaft; und wenn Nicolaus der Fünfte in einem so großen Unternehmen nicht verschont werden konnte, so geschah dies nur, weil Grundsätze es heischten, nicht weil persönliche Feindschaft ein solches Opfer forderte. Also auch zu Bologna war Porcaro geschäftig, seinen Lieblingsgedanken ins Werk zu richten; und er fand in seinem Neffen ein brauchbares Werkzeug. Es wurde eine Parthei geworben, eine Verschwörung angezettelt. Eine Bande von Freiwilligen stand auf jeden Wink bereit: sie war der Auswurf einer Hauptstadt, der es zu keiner Zeit an handwerksmäßigen Verbrechern fehlte. Nach diesen Vorbereitungen ordnete der Neffe Porcaro's in seinem Hause ein Fest für die Freunde der Republik, und an demselben Abend, wo es gefeiert werden sollte, erschien Porcaro selbst, der sich von Bologna entfernt hatte, um das, was er als den einzigen Zweck seines Lebens zu betrachten angefangen, endlich ins Werk zu richten. In Purpur und Gold gekleidet, trat er unter den Verschwornen auf. Seine Miene, seine Geberden, seine Stimme, alles verrieth seinen festen Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Ausführlich sprach er von den Beweggründen und den Mitteln des Unternehmens: Roms Name und unverjährbarer Beruf zur Freiheit, der kirchlichen Tyrannen Trägheit und Hochmuth, endlich

der Mitbürger stiller und erklärter Wunsch bildeten jene; und diese waren gegeben in dreihundert Soldaten, in vierhundert Verwiesenen, und in einer Million Ducaten, als Belohnung des Sieges. Zur Ausführung des Unternehmens wurde der folgende Tag bestimmt; denn an diesem Tage mußte sich der Pabst mit allen Cardinälen zur Feier des Festes der Erscheinung Christi in der St. Peterskirche versammeln. Hier wollte man sie entweder am Eingange oder am Altar gefangen nehmen und durch Drohungen zur Uebergabe der Engelsburg bewegen, dann das Capitol ersteigen, die Lärmglocke ziehen, und in einer Volksversammlung die alte Republik wieder herstellen. Durch die Ermordung des Pabstes und des Cardinal-Collegiums sollte übrigens der Priesterherrschaft Ein- für allemal das Ende gemacht werden.

Wer verkennt das Verwegene in diesem Unternehmen, bei welchem alles auf die Beobachtung der Verlegenheiten gegründet war, worein das Schisma die europäische Welt gesetzt hatte? Gleichwohl ist es unmöglich, dem Geiste Porcaro's die Gerechtigkeit zu versagen, daß er tief in das Wesen der christlichen Theokratie eingedrungen war; denn wäre das, was er vorhatte, gelungen, so würde sich darin der Mythus von der Entmannung Saturn's wiederholt haben.

Während Porcaro noch sprach, war er verrathen. Der Senator von Rom, d. h. der Blutrichter dieser Stadt, hatte bereits das Haus umstellt, wo die Verschwornen versammelt waren. Als es hierauf eine Erstürmung desselben galt, rettete sich Porcaro's Neffe dadurch, daß er sich mit seinem Schwerte den Weg durch die Bela-

gerer bahnte; Porcaro selbst aber fiel mit seinen übrigen Genossen in die Hände der Feinde. Da Rettung unmöglich war, so bekannte er sein Verbrechen, mit dem Zusatze, daß man ihm um drei Stunden zuvor gekommen sey. Nach so offenbarer und so wiederholter Schuld konnte die Milde des Pabstes den Verbrecher nicht länger retten. Er litt also, daß Porcaro und neun von seinen Mitschuldigen gehängt wurden; und wenn ihnen noch obendrein, auf seinen Befehl, die Sakramente versagt waren, so hatte dies schwerlich einen anderen Grund, als daß entschlossene Feinde der Priesterherrschaft auf den Genuß derselben keinen Werth legen konnten. Mit stummen Mitleide sahen die Römer dieser Hinrichtung zu, wie dies allen Hinrichtungen in Italien widerfährt, wenn sie auf Verbrechen folgen, die von der großen Menge nicht für solche erkannt werden. Nie rechnete man seitdem auf den Beistand des römischen Volkes; und obgleich Porcaro's Unternehmen in seiner Art nicht das letzte blieb, so mißtrauten doch alle seine Nachfolger einer Gesinnung, aus welcher alles, was Liebe für die Freiheit genannt zu werden verdient, für immer gewichen war. Dies hing auf folgende Weise zusammen.

Eugenius der Vierte war, wie oben bemerkt worden ist, der letzte Pabst, der von den Römern aus Rom vertrieben wurde. Wenn seine Nachfolger in dieser Beziehung glücklicher waren, so muß man die Ursache nicht in einer achtungswürdigeren Persönlichkeit derselben, sondern lediglich in dem Umstande suchen, daß die, seit Martin dem Fünften, mit Feuerschlünden versehene Engelsburg dem Empörungsgeiste der Römer Fesseln anlegte,

welche er früher nicht gekannt hatte. Die sogenannten Statthalter Gottes auf Erden hatten also für die Ausübung ihres Ansehns mit allen übrigen Fürsten gleiche Grundlagen gewonnen; und diese kam ihnen besonders in ihrem Verhältniß zu einer volkreichen Hauptstadt zu Statten, welche zu allen Zeiten in der Schwäche eines bloßen Municipal-Systems den Anreiz zur Empörung gefunden hatte. Was daher die geistliche Macht nie zu leisten vermochte, das leistete ein Zerstörungsstoff, dessen Wirksamkeit sich unter allen Umständen gleich blieb. Für ein besonderes Glück aber möchte man es erklären, daß zu einer Zeit, wo die äußeren Stürme gegen das Pabstthum anhoben, die inneren beschwichtigt waren; denn zwischen beiden in die Mitte gestellt, würde es sich nicht haben behaupten können. Hierüber wird sich im Verfolge dieser Unterfuchungen der Beweis ohne große Anstrengung führen lassen.

Porcaro's Verschwörungsgeschichte zeigt indeß, daß um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts auch das Polizeiwesen in Rom nicht ganz schlecht geordnet war; dies liegt darin am Tage, daß es nicht an wirksamen Mitteln fehlte, als es die Abwendung einer großen Gefahr galt. Hätte jener glühende Verehrer des Alterthums seinen Endzweck erreicht, so würde die Wiederherstellung der Republik freilich geblieben seyn, was sie in seinem Kopfe war: eine bloße Chimäre; allein durch die Ermordung des Pabstes und des ganzen Cardinal-Collegiums wäre die europäische Welt in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt worden: in eine Verlegenheit, derjenigen ähnlich, welche entsteht, wenn der Blitzstrahl ein mühe-

mühsam zu Stande gebrachtes Kunstwerk zerstört. Denn betrachtet man das Cardinal-Collegium etwa als die Form, worin, beim Abgange der Erblichkeit, der jedesmalige Pabst gemodelt wird: so war mit dieser Form das ganze Wesen der Hierarchie zerstört, und alles, was die Kirche Devolution nennt, mit Einem Schlage vernichtet: ein Erfolg, der um so entscheidender werden mußte, weil das Zeitalter weder die Kraft noch den Willen hatte, das Pabstthum von Neuem zu gebären. Faßt man also Parcaro's Entwurf von dieser Seite auf, so ist es unmöglich, ihm Gründlichkeit und Tiefe abzusprechen; und wäre die Ausführung desselben gelungen, so leidet es keinen Zweifel, daß die Begebenheiten der europäischen Welt dadurch wesentlich verändert und der Inhalt der Geschichte ein ganz anderer geworden seyn würde. Die Verschwörung selbst aber hatte keine andere Quelle, als jene unerleuchtete Bewunderung für die Erscheinungen einer gewissen Periode der Römerwelt; eine Bewunderung, die seitdem zwar nie ganz ausgestorben ist, aber in ihrer Wirksamkeit in eben dem Maaße abgenommen hat, worin die Unmöglichkeit, jenen früheren Gesellschaftszustand zurückzuführen, einleuchtender geworden ist. Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hatte sie alle Frischheit der Jugend; und da selbst Päbste, wie Nicolaus der Fünfte, nur von ihr erfüllt, das Zeitalter, für welches sie geboren waren, verachteten: so darf es uns nicht in Erstaunen setzen, wenn Leute, die wenig zu verlieren hatten, sich von ihr zu Verbrechen hinreißen ließen und sich selbst im Augenblick des Mißlingens noch groß und edel fühlten.

Man sieht hieraus, wie die Liebe für das Alterthum im funfzehnten Jahrhundert zugleich die Folter und das Entzücken der besseren Köpfe war. Sie reichte so weit, daß man alle Eigenthümlichkeit darüber einbüßte. Die Natur wurde nur mit den Augen des Plinius und des Theophrastus betrachtet, und für Homer und Platon hatte man eine Verehrung, welche in Anbetung ausartete. Sklavisch trat man in die Fußstapfen der Alten, und nur der ihnen abgerungene Gedanke war der richtige. Bald kam es dahin, daß man die von Dante, Petrarca und Boccaccio vorgezeichneten Bahnen verließ, alles Denken in der Muttersprache als eine Entweihung des Denkens betrachtete, und elende Nachahmungen für Meisterstücke hielt, bloß weil sie lateinisch oder griechisch abgefaßt waren. Viel arbeitete dies Zeitalter; allein es arbeitete, wie Sklaven, für einen fremden Gebrauch, und eben deswegen ist nur sehr Weniges auf spätere Jahrhunderte gekommen. Es scheint, als habe dem freieren Fluge des Geistes eine Uebersättigung vorangehen müssen; in jedem Falle darf man annehmen, daß die Erziehung eines Volkes demselben Gesetze unterliegt, welchem die Erziehung der Einzelnen folgt, wenn das Gedächtniß geübt wird, ehe Vernunft und Phantasie ihre Kraft entfalten. Immer gewannen die Bürger des funfzehnten Jahrhunderts durch das eifrige Studium der Alten den Sinn für jene Einfachheit und Reinheit, die das Erbtheil der alten Schriftsteller sind; und dieser Gewinn war um so höher zu achten, weil es vor mehr als drei Jahrhunderten in den meisten Staaten noch an allen den Einrichtungen fehlte, durch welche die Gedanken sich

vereinfachen, indem sie an Kraft und Stärke gewinnen. Da, wo es nicht ganz an diesen Einrichtungen mangelte, sehen wir einen eben so schnellen als glänzenden Erfolg. Ein solcher Staat war Florenz, und die Werke Nicolo Macchiavelli's, in dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts abgefaßt, sind das erste achtungswürdige Erzeugniß eigenen Denkens und eigener Darstellung, an welchen wenig zu tadeln seyn dürfte.

Doch wir müssen hier abbrechen, um einen so reichen Stoff, wie das Zusammenwirken der drei großen Erfindungen des Mittelalters ist, nicht allzu weit zu verfolgen. Die Zeit einer mächtigen Umkehr war eingetreten; und, um diese Zeit gehörig zu fassen, wird es nöthig seyn, vorher anzugeben, wodurch der Untergang des letzten Ueberrestes von dem oströmischen Kaiserthum begünstigt und beschleunigt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausführlichere Nachricht von den drei Umwälzungen, welche die Sultane Selim und Mustapha entthronten und den Groß-Vezier Bairactar vernichteten.

(Aus J. C. Hobhouse's Reise durch Albanien und andere Provinzen der europäischen und asiatischen Türkei.)

Der Verfall jener Janitscharen, deren bloßer Name Europa mit Schrecken erfüllte, und denen die otomanischen Sultane ihre Erfolge und ihre Leiden in einem weit höheren Maaße verdankten, als die römischen Imperatoren ihren prätorianischen Cohorten — der Verfall der Janitscharen, sag' ich, kann von der Regierung Amuraths des Dritten datirt werden, welcher diesen Söldnern die Erlaubniß ertheilte, ihre Kinder in ihre Schaaren aufzunehmen; denn auf diese Weise gab er ihnen ein besonderes Interesse, als Bürger, und zugleich eine Unabhängigkeit von ihrem Souverän, die dem Wesen und der Absicht ihrer ursprünglichen Errichtung ganz entgegen war. Als sie aufgehört hatten, Kinder des Tributs und des Sultans zu seyn; als sie einen anderen Vater anerkannten, als den Kaiser: da begannen sie der Regierung eben so gefährlich zu werden, wie den Feinden der hohen Pforte; und dem gemäß lesen wir, daß, nachdem ihre Tumulte sich vor dieser großen Veränderung auf die Zeiten einer Zwischenregierung

beschränkt hatten, sie zum ersten Mal in eine offene Empörung ausbrachen, und während der Regierung des Urhebers von jener unpolitischen Neuerung den Gouverneur von Cyppern ermordeten. In den Zeiten seines unmittelbaren Nachfolgers erregten sie einen Aufruhr in Constantinopel, um Mahomed den Dritten abzusetzen; und seitdem haben sie zu verschiedenen Zeiten über den türkischen Herrscherstab verfügt, und sind die Urheber und Werkzeuge einer Reihe blutiger Bewegungen geworden, die man, dauerte das türkische Reich nicht fort, für unverträglich mit der Fortdauer desselben halten möchte. Ihre Macht zu zerstören, sind mancherlei fruchtlose Versuche gemacht worden. Selbst zu einer Zeit, wo ihre Mannszucht am vollkommensten war, und wo sie für die ersten Soldaten der Welt gehalten wurden, sah Bajazeth der Zweite die bösen Folgen ihrer Vorherrschaft vorher, und dachte nur auf Mittel zu ihrer Vertilgung. Nassuf-Pascha, Vezier Achmeds des Ersten, bediente sich der Spahis und Provinzial-Truppen zu ihrer Unterwerfung; aber er wurde ihnen zuletzt aufgeopfert und auf das Schmählichste enthauptet, weil er wegen seiner Fülle nicht zu erdrosseln war. Delavir-Pascha, Osman's Vezier, schlug im Jahre 1620 die Organisation einer neuen Miliz unter den Kurden vor, an deren Spitze der Sultan von Damascus ausmarschiren und die ganze Masse der rebellischen Söldner vernichten sollte; doch derselbe Vezier that auch den Vorschlag zur Abschaffung der Spahis oder Feudal-Reiterei, zur Veränderung jeder Einrichtung bis auf die Benennung von Constantinopel, und zur Unterjochung von Europa. Er wurde in

Stücken gehauen, und Sir Thomas Rowe, der englische Gesandte, sah zu Pera eins von seinen Beinen. Osman selbst wurde abgesetzt und ermordet.

Die Verschlechterung der Mannszucht und Ordnung in den Janitscharen, welche Mahomed der Vierte begünstigt haben soll, war weit wahrscheinlicher die Wirkung ihrer zunehmenden Unverschämtheit und ihrer unabhängigen Macht. Die Meisten von ihnen sind gegenwärtig Handwerker, die entweder als Kinder dieser Söldner von ihren Vätern aufgenommen, oder um des Schutzes willen, d. h. zur Vermehrung persönlicher Wichtigkeit, beigetreten sind. Die Zahl Derer, welche ihren Sold beziehen, (dieser beträgt täglich 3 Pence für den Mann) soll sich auf 40,000 belaufen; allein im Jahre 1798 betrug die Zahl der sämmtlichen, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen eingeschriebenen Janitscharen mehr, als 400,000. Sie gelten hier und da noch immer für die auserlesensten und regelmäßigsten Truppen der Türken; doch welche Ordnung sie auch in ihren Lagern beweisen mögen: ihre Tapferkeit in der Schlacht wird von den Türken selbst verachtet, und ist in den letzten Begebenheiten als der Entschlossenheit der Provinzial-Miliz untergeordnet befunden worden. Das große Domän der otomanischen Sultane wird weder durch die wirkliche, noch durch die vermeinte Thatkraft der Janitscharen vertheidigt; diese wird nur in Constantinopel gefühlt, wo sie allein furchtbar ist.

Die schlechtere Beschaffenheit des türkischen Heeres, in Vergleich mit den Heeren christlicher Mächte, wird vielleicht mehr durch die verbesserte Taktik der letzteren, als

durch den Verfall der Mannszucht bei den ersteren, bewirkt. Doch, welches Verhältniß wir auch für diese beiden Principe annehmen mögen; die gänzliche Ungleichheit eines Kampfes zwischen den otomanischen Truppen und einer disciplinirten europäischen Heeresmacht ist in den letzten Jahren so vollkommen entschieden worden, daß unser Glaube an die Siege der Griechen, eines Alexander und selbst der Römer gerechtfertigt ist. Seit dem Stifter der Dynastie hatte jeder nachfolgende Herrscher, während eines Zeitraumes von 265 Jahren, seine Heere selbst ins Feld geführt: ihre Siegesbahn, kaum unterbrochen von Bajazeths Mißgeschick, schien eine allgemeine Herrschaft zu verheißen; und, es mochte nun von ihrer Stärke oder von der Schwäche ihrer Gegner herrühren, genug, daß sie bis zur Regierung Solimans fortfuhren zu blühen, vorzuherrschen und die Gränzen des Reichs täglich zu erweitern. Kiuprili Mustapha Pascha behauptete, alle Nachfolger dieses Sultans wären Tyrannen oder Narren gewesen; allein der Geist des Volkes überlebte den der Souveräne, und die türkische Macht wurde während der Verwaltung Achmed Kiuperili's, welcher 20 Jahr regierte und 1676 starb, ganz allgemein für furchtbar gehalten. In dem Kriege, der 1672 begann, und 1680 beendigt wurde, fiel die Ukraine an die Pforte, und Polen wurde zinsbar gemacht; und unter derselben Regierung sah Wien sich belagert, und wenig fehlte daran, daß es eingenommen wurde. Seit dieser Begebenheit ließ das Schrecken der türkischen Waffen nach, und in Folge der siegreichen Metzeleien Eugen's, welche im Jahre 1699 den Frieden von Car-

sowie dictirten und Siebenbürgen an Oesterreich brachten, haben die mächtigen Staaten Europa's, nach der Meinung der meisten Schriftsteller, keinen anderen Beweggrund zur Verschonung der Türken gehabt, als ihre eigennützige Eifersucht und ihre gegenseitige Zwietracht. Doch, wie sehr man auch die Fortdauer dieser barbarischen Macht in den blühendsten Gegenden Europa's, begränzt von feindseligen Königreichen, oder von einem in der Gewalt der Christen befindlichen Element, seit einem Jahrhundert als einen Vorwurf für alle civilisirten Völker oder als ein stehendes Wunder betrachten mag: immer muß eingestanden werden, daß der Verfall des osmanischen Reiches auf keine Weise so reißend, sein Mißgeschick so wiederholt und ununterbrochen gewesen ist, wie oberflächliche Beobachter zu glauben geneigt sind.

Unter Achmeds des Dritten Regierung wurden die Russen von den Türken hart mitgenommen, und sie verloren durch den Frieden am Pruth. Die Oesterreicher haben in keinem von ihren letzten Kriegen mit der Pforte sehr viel Ruhm oder Vortheil eingeerntet; und troß den glänzenden Erfolgen Gallißins und Romanzows, und den Abtretungen in dem Frieden von Kainardschi, widerstand der Sultan mit Ehre und Erfolg den vereinigten Waffen Katharina's und Josephs in einem nachfolgenden Kriege, wo ganz Europa die Theilung der europäischen Türkei als unvermeidlich betrachtete. Der Prinz von Ligne, der in diesem Kriege diente, meint zwar in seinen Denkwürdigkeiten, an den Türken sei nichts weiter furchtbar, als der entblößte Arm und das Geschrei;

aber giebt er nicht selbst hierdurch zu verstehen, daß sie noch nicht alles verloren haben, was Schrecken zu erregen vermag? Die unglaublichen Thaten und Metzeleien Suwarow's schienen die Vorboten ihres Falles; und der Friede von 1790 wurde als eine Erlaubniß betrachtet, die ihnen ertheilt worden, noch ein wenig an den Gränzen des europäischen Festlandes zu zögern. Seit dieser Zeit haben sie indeß mit denselben Feinden und mit den beiden furchtbarsten aller Nationen zu kämpfen gehabt, von denen keine bis dahin als ihre Feindin aufgetreten war. Nachdem sie ein Königreich — Aegypten verdient wohl diese Benennung — verloren, und eine feindliche Flotte unter den Mauern ihrer Hauptstadt gesehen hatten, konnten sie noch immer weit mehr als siegreich, denn als verletzt, betrachtet werden; und was uns (Engländer) besonders betrifft, so brachte unser Angriff ihnen keinen Nachtheil, indeß unser Beistand ihnen nützlich wurde. Es schien vom Schicksal beschlossen, daß sie eben so sehr durch unsere Schwäche, wie durch unsere Stärke, gewinnen sollten. Nur für die Türken konnte England Aegypten erobern; und mußten nicht unsere siegreichen Flotten den Kürzeren ziehen in dem Streite mit einem Volke, das uns niemals etwas zu leide gethan hatte?

Die Mißgriffe, die Zaghaftigkeit, die Politik und die gegenseitige Nebenbuhlerei der Engländer, Franzosen und Russen gelten für die besten Beschützer der Türken: niemand läßt sich einfallen, zu glauben, daß die inwohnende Stärke dieses Volkes eine Unterjochung zu verhindern vermöge. Sei die Ursache, welche sie wolle: die

Thatsache wird dadurch nicht verändert, und diese ist, daß der letzte Friede von Bucharest der Herrschaft der türkischen Sultane sehr wenig geschadet hat. Ohne Flotte und ohne ein Heer, das Achtung gebieten könnte, behalten sie die schönsten Inseln und die am meisten begünstigten Gegenden des südlichen Europa. Die Gerechtigkeit und Weisheit ihrer Vertreibung aus demjenigen Theile des Festlandes, den sie so lange inne gehabt, mag von Denen erörtert werden, welche an Speculationen dieser Art gewöhnt sind; allein die Frage von der Leichtigkeit, womit dies Werk zu Stande gebracht werden kann, gehört vor Diejenigen, welche den Charakter der Türken an Ort und Stelle studiert haben, und den Vorzug genießen, in persönlichem Verkehr mit diesem paradoxen Volke zu stehen.

Die innerlichen Zwistigkeiten der Pforte und die Empörung der Provinzen laden zwar zur Eroberung ein, fordern aber den Erfolg keineswegs. Sollte der Kreuzzug, den Herr Eton und andere Schriftsteller gegen die Türken zu predigen für ihre Pflicht gehalten haben, jemals von der vereinigten Macht der christlichen Könige unternommen werden: so würde Mahomeds Fahne alle Kinder des Islamismus vereinigen, und der Marsch regelmäßiger und siegreicher Armeen würde durch Hindernisse gehemmt werden, welche kein Vertrauen zu sich selbst und keine Verachtung des Feindes vorherzusehen und zu überwinden vermag: die hartnäckige Wuth religiösen Eifers, und die Tapferkeit der Verzweiflung würden die schlafende Kraft ihres Charakters anregen und Anstrengungen hervorrufen, welche, ohne jemals gleich

furchtbar zu seyn, vollkommen eben so begeistert und einträchtig ausfallen dürften, wie die, wodurch sie zu Eroberern wurden, und ihre Monarchie auf die Trümmer von vier Reichen gründeten *). Ohne einen Verbündeten würden ihre Hauptstadt und ihre Inseln zu jeder Zeit in die Gewalt einer Seemacht gerathen, und es läßt sich schwerlich annehmen, daß ihr Widerstand gegen eine regelmäßige Landmacht wirksam genug seyn würde, ihnen die Nothwendigkeit einer Unterwerfung zu ersparen. Allein, selbst wenn die Theilung der Türkei von den christlichen Mächten in Frieden zu Stande gebracht würde — selbst dann würde, wie es mir scheint, der Kampf fortdauern und blutig seyn; die Moslemin würden, gleich den Freiwilligen Mecca's, welche die Franzosen in Aegypten angriffen, die Vertheidigung ihres Landes und ihrer Religion nur mit dem letzten Athemzuge aufgeben. Ich sage nichts von der hohen Unwahrscheinlichkeit eines Uebereinkommens streitender Interessen, wodurch sie des letzten Freundes beraubt würden, der sich gegen eine Vereinigung der ganzen Christenheit vertheidigen könnte. Die Nachricht, daß man zu Tilsit über die Theilung ihrer europäischen Besitzungen einig geworden, ist nicht gegründet gewesen; aber wäre auch ein solcher Vertrag zu Stande gekommen, so müssen selbst die letzten Ereignisse darthun, wie viel Zufälligkeiten dazwischen treten können, ehe ein solcher Versuch be-

*) Grimstone, der Fortsetzer von Knolle's Geschichte, sagt, die türksche Monarchie sei auf das Assyrische, Persische, Griechische und Römische Reich gegründet.

gonnen wird. Man darf hinzufügen, daß, wenn ein solcher Versuch wirklich wäre gemacht worden, das brittische Cabinet, dessen erfolgreiche Unterhandlungen, im Osten und im Westen, mit den Persern und den vier Nationen beweisen, wie wenig die Engländer barbarischen und unchristlichen Bündnissen abgeneigt sind — daß, sag' ich, das brittische Cabinet in einem solchen Falle höchst wahrscheinlich es standhaft mit den Türken gehalten und sich einer Theilung aus allen Kräften widersetzt haben würde.

Die Franzosen, von denen man annimmt, daß sie mit gierigen Augen auf alle Ufer des mittelländischen Meeres hinblicken, waren die ersten Urheber und Beförderer eines Entwurfs, wodurch der Verfall der otomanischen Macht verzögert werden sollte; nämlich durch Einführung solcher Reformen in ihren Kriegs- und Schifffahrtseinrichtungen, welche sie in den Stand setzten, mit der zunehmenden Taktik ihrer christlichen Feinde gleichen Schritt zu halten.

Daher der Ursprung des Nizam-Djedid und der neuen Constitution Selims des Dritten.

Dieser Sultan, welcher seinem Oheim Abdul Hamid im Jahre 1788 auf dem Throne folgte, legte seinen festen Entschluß, eine Veränderung in der Organisation der Reichsmacht, und in der inneren Verwaltung der Regierung zu versuchen, sehr früh an den Tag. Das Cabinet, oder der große Staatsrath, wurde häufiger versammelt, als unter den vorigen Regierungen, und verminderte sowohl die Arbeiten als die Wichtigkeit des Groß-Veziers. Jussuf-Aga, der Intendant der

Valide, und Hussein, der Capudan-Pascha, besaßen das Vertrauen und die Macht ihres Gebieters, und hatten einen thätigen Gehülfen an Mahumed Rayf-Effendi, einem tugendhaften und erleuchteten Minister, der, nachdem er die unteren Stufen zurückgelegt und die noch größere Wohlthat eines freien Verkehrs mit gebildeten Leuten in Wien, Paris und London genossen hatte, zum Staats-Sekretär für die auswärtigen Angelegenheiten erhoben und als Reis-Effendi mit der Vollziehung aller derjenigen Entwürfe beauftragt war, zu denen er selbst am nachdrücklichsten gerathen hatte. Von dem Sultan selbst wird behauptet: er habe die ersten Vorschläge zu seinen Reformen von den Franzosen und anderen abendländischen Gesandten der Hauptstadt erhalten; zum Wenigsten bedienten sich seine Minister ihrer Geschicklichkeit und ihres persönlichen Beistandes.

Es würde schwer seyn, in den Jahrbüchern irgend eines Landes etwas der neuen Constitution Selims Aehnliches aufzufinden, man mag dabei auf den Umfang seines Planes oder die entscheidende Originalität der führenden Neuerungen sehen. Die Wiederherstellung eines unermeßlichen Reichs auf früherer Grundlage war der aufgestellte Zweck, und dieser sollte erreicht werden durch eine gänzliche Umbildung des Volkscharakters. Peters des Großen Bemühungen, wie erstaunenswürdig sie seyn mochten, waren auf eine Verbesserung seiner Unterthanen gerichtet gewesen, die, verglichen mit der von Selim dem Dritten beabsichtigten Reform, nur langsam und partiell war. Eingewurzelte Vorurtheile mußten gewaltsam und plötzlich ausgerottet, und eine Unwissen-

heit, von der Religion und dem Gesetze begünstigt, durch die Einführung verdächtiger Wissenschaften und gefährlicher Künste verscheucht werden. Der Sultan bezweckte nichts Geringeres, als den Moslem zum Freunde und Zöglinge des Ungläubigen zu machen. Doch obgleich nicht ohne Tugend, noch weniger ohne Gewalt, besaß Selim nicht den gebietenden Geist, der allein es wagen darf, die Gewohnheiten einer ganzen Nation zu verletzen; und, in so fern, war er seinem Unternehmen nicht gewachsen. Es fehlte ihm entweder an Klugheit oder an Entschlossenheit: er war zu übereilt oder nicht entscheidend genug. Andere mögen denken, der türkische Charakter vertrage sich nicht mit einer beabsichtigten Verbesserung, und der Zweck sei eben so unerreichbar, als die Mittel unüberlegt gewesen. Dagegen läßt sich nicht viel einwenden. Sollte es indeß einem glücklicheren Gebieter gelingen, die Türken irgend eines zukünftigen Zeitalters zur Einwilligung in ihre eigene Vergrößerung zu bewegen: so werden die Nachfolger der gegenwärtigen Generation das Andenken eines Monarchen verehren, welcher Krone und Leben über den edlen Versuch verlor, seinem Reiche durch höhere Befähigung seiner Unterthanen Stärke und Stätigkeit zu verleihen.

Wir sind glücklicher Weise im Stande, über die verschiedenen Verfügungen des Nizam-Djedid zu urtheilen; denn wir besitzen eine von Mahumed Rayf-Effendi aufgesetzte und in der kaiserlichen Druckerei gedruckte Beschreibung dieser Institution *). Die

*) Der vollständige Titel dieser Abhandlung war: Tableau

Einführung der Druckerei ist von den Ulemas, so wie von den Abschreibern des Tusuf-Bazar, immer bekämpft worden. Achmed der Dritte versuchte die Errichtung einer Presse nahe bei dem Kiosk Kiasst-Hane; aber seine armenischen Drucker waren genöthigt, inne zu halten, und die zu diesem Endzweck errichteten Gebäude erhielten eine andere Bestimmung. Selim führte zu Scutari ein weitläufiges Gebäude auf, und die nothwendigen Materialien, so wie die angemessene Anzahl der sowohl zur Aufsicht des Ganzen als zur Bestreitung des mechanischen Theils der Arbeiten nothwendigen Personen, wurden herbeigeschafft.

Sei es aus Mangel an Aufmerksamkeit, oder aus Mangel an Nachfrage — nur vierzig verschiedene Bücher wurden in zwölf Jahren zu Stande gebracht. Das Gebäude war geräumig und für seine Bestimmung sehr wohl eingerichtet; allein es enthielt nur Eine Presse. Es gab indeß sechs andere Pressen in der Zeichen-Schule zu Ters-Hane, deren Hauptererzeugnisse eine griechische Grammatik und ein Wörterbuch der türkischen, arabischen und persischen Sprachen waren.

Die Aufmerksamkeit des Sultans richtete sich hauptsächlich auf die Verbesserung seiner Heere und Flotten. Dies war sein Hauptzweck; und da seine Unterthanen

des nouveaux Réglemens de l'Empire Ottoman, composé par Mahmoud Rayf-Effendi, ci-devant Secrétaire de l'Ambassade Imperiale, près de la cour d'Angleterre. Imprimé dans la nouvelle Imprimerie du Genie, sous la direction d'Abdurrhamin Effendi, prof. de Géometrie et d'Algebre. à Constantinople. 1796.

Türken und ein Soldatenvolk waren, so muß man darin nicht bloß eine Veränderung in der Taktik der Reichstruppen sehen. Einige Artikel der neuen Constitution können einen Leser, der, durch die Einrichtungen civilisirter Staaten verwöhnt, nicht bedenkt, wie viel die Türken nachzuholen haben, zum Lachen bringen; und Die, welche nach dem Erfolge einer Neuerung über das Verdienst entscheiden, werden die Einzelheiten der abgeschafften Verordnungen kaum eines Blickes würdigen. Gleichwohl dürfte eine genauere Bekanntschaft mit den beabsichtigten Verbesserungen schätzbar seyn, wäre es auch nur, um sich einen deutlichen Begriff von den Mängeln zu bilden, denen man abhelfen wollte, und die in Wahrheit die fortdauernden Irrthümer des türkischen Systems ausmachen.

Die neuen Verordnungen des otomanischen Reiches führen das Datum von 1796. Eine Aushebung von 12000 Mann, welche nach den Grundsätzen der europäischen Taktik abgerichtet und in allen Stücken wie der französische und brittische Soldat bewaffnet werden sollten, war dabei die Hauptsache, wiewohl davon erst am Schlusse von Mahumeds Abhandlung die Rede ist. Die neuen Truppen sollten Uniform tragen, und in den Bewegungen unterrichtet werden, welche aufs Umständlichste in den Verordnungen erörtert und auf einer großen Kupfertafel dargestellt sind. Um diese Truppen so viel als möglich von den Janitscharen zu sondern, wurde beschlossen, daß sie namentlich zu dem Corps der Bostandschis gehören sollten: sie sollten die rothe Mütze derselben tragen, wenn sie zu Hause wären, aber dieselbe

im

im wirklichen Dienste gegen eine leichtere von derselben Farbe und Gestalt vertauschen.

Für diese Bostandschi-Füsiliere (Bostany Tufenktschisi, wie sie genannt waren) wurden, drei englische Meilen von Pera, in der Mitte einer Ebene hübsche Baracken errichtet, welche 15,000 Soldaten fassen konnten. Der Uebungsplatz, auf beiden Seiten von Linden beschattet, enthielt einen marmornen Kiosk zum Empfange des Sultans, eine Moschee mit Bädern, Springbrunnen und Behältern, einen geräumigen Saal oder ein Eßzimmer, ein Pulvermagazin, und Buden für Schwertfeger und Marketender.

Zu demselben Endzweck wurden auch zu Scutari Baracken für 30,000 Mann errichtet, mit einer Umfriedung für die Uebungen der Soldaten, und mit allen übrigen Bequemlichkeiten. Nicht weit von diesen Baracken erbaute Selim eine Moschee, und eine Reihe von Häusern für die Seidenwirker und Kattunarbeiter.

Der Inspektor der neuen Truppen war einer von den vornehmsten Männern des Reichs, und ihr Befehlshaber, ein Capidschi-Baschi, dem ein Intendant, zwei Commissäre und zwei Schreiber zu Hülfe gegeben waren. Jedes Regiment, von einem Bim-Baschi befehligt, bestand aus eintausend und achtzig Mann, in zwölf Compagnieen getheilt; und diesen waren beigesellt: 1) sechs und neunzig Topschis oder Kanoniere, 2) sechzig Arabdschis oder Fuhrleute; 3) vier und zwanzig Sakas oder Wasserträger, und 4) zwei und siebzig Bediente, Cara-Collutschis genannt, nebst der angemessenen Zahl von Officieren. Jede Compagnie hatte ein Feldstück, und

wurde von einem Capitän, zwei Lieutenants, einem Fähnrich, einem Tschauchi, oder Serganten, und zehn Corporalen befehligt.

Damit die den regelmäßigen Truppen beigefügten Corps vollzählig seyn möchten, wurde in allen ihren Departements eine Reform eingeführt. Die Topschis wurden in jeder Beziehung verbessert: man riß ihre alten Baracken nieder, und erbaute neue nach einem regelmäßigen und besseren Plane. Für ihre täglichen Uebungen wurden ihnen geräumige Quartiere angewiesen. Regelmäßig bezahlt, erhielten die Topschi-Baschi, oder Befehlshaber dieser Truppe, die Ehren des Roßschweifes; und ein Nazir, oder Intendant, mit einem Kiatib, oder Commissär, wurden mit dieser Einrichtung verbunden. Es wurden neue Regimenter mit angemessenen Officieren und Füsilieren errichtet, und die Uniformen der Officiere und Gemeinen, von der Regierung geliefert, waren von einander verschieden. Zu jeder Kanone gehörten ein Gebietender, ein Beistand, acht Kanoniere und zehn Füsiliere. Beim Feuern stand der Hauptmann des Geschützes mit vier Topschis zur Rechten, der Lieutenant mit vier anderen Topschis zur Linken, und fünf Füsiliere waren zu beiden Seiten des Geschützes aufgestellt. Dienstag und Mittwoch ausgenommen, wurden sie in fünf Regimentern gleichzeitig geübt. Die Uebung mit der ungeladenen Kanone fand an jedem Feiertage in den Baracken Statt. Die Kanonen selbst wurden verbessert, und nach einem neuen Modell geformt. Durch unterscheidende Zeichen waren sie ihren verschiedenen Regimentern abgesondert beigegeben; und der ganze Dienst war so einge-

richtet, daß drei Tage hinreichten, um jeden beliebigen Theil der Artillerie zu unmittelbarer Thätigkeit vorzubereiten.

Auch die Arabbschis, oder die Truppen des Fuhrwesens, wurden reformirt. Der Baschi erhielt einen regelmäßigen Sold und dieselbe Auszeichnung, wie der Befehlshaber der Topschis, während neue Regimenter, von der Regierung bezahlt und bekleidet, in die früheren Corps aufgenommen und den Kanonieren zugegeben wurden, mit denen sie immer exercirten. Für jeden Pulverwagen waren ein Officier und fünf Mann, und eben so viel für jeden Karren. Auch für sie wurden Baracken in der Nähe von denen der Topschis, mit Buden und Ställen gebauet, über welche die vornehmsten Officiere die Aufsicht führten. Sie hatten ein Corps Stellmacher, Schmiede, Sattler und Roßärzte; außerdem aber ein berittenes Corps, samt einem Commandanten und mehreren Subalternen, um die Kanonen fortzuschaffen. Diese waren denselben Verordnungen unterworfen, wie die Arabbschis, und mußten mit den Kanonieren zu Fuße agiren. Auf dem Marsche wurden die Vorräthe durch einen Commissär geregelt.

Ein angesehener Staatsbeamter wurde (nicht, wie sonst, auf kurze Zeit, sondern bleibend) zum Aufseher für die Pulvermagazine ernannt. Früher war nicht die Hälfte von den dreitausend Centnern Pulver, welche von den drei Manufakturen zu Constantinopel, Gallipoli und Salonika geliefert werden sollten, gefertigt, und die Güte dieses Pulvers hatte von Tage zu Tage so abgenommen, daß es nur zum Begrüßen hatte gebraucht werden kön-

nen. Ob nun gleich die Türkei Salpeter in Ueberfluß hervorbringt, so hatte doch das Pulver von den Abendländern, zu 60 bis 70 Piastern der Centner, gekauft werden müssen. Der Preis dieses Artikels wurde also verdoppelt, und zugleich miethete man erfahrene Handwerker, sowohl für den Aufbau neuer Mühlen, als für den Dienst in den Manufakturen. Die Magazine von Constantinopel wurden ausgebessert und erweitert, und ein ähnliches Gebäude zu Kutschuck-Chemedschi, nahe bei der Hauptstadt, aufgeführt. Der Lohn der Arbeiter wurde verdreifacht, und Ausländer erhielten 500 bis 1000 Piaster den Monat. Damit die Bedürfnisse des Staats den Unterthan nicht aussaugen möchten, wurden Holz und andere Artikel um den laufenden Preis gekauft. Zehntausend Centner Pulver, zehnmal stärker, als das der alten Fabriken, wurden in kurzer Zeit von den neuen Mühlen geliefert; und wenn dies noch nicht hinreichend war, so konnten dreißig- bis vierzigtausend Centner geliefert werden.

Die Bombardiere, ehemals von den Ziameths und Timars, oder Kriegslehnen, geliefert, erfuhren durch die neuen Verordnungen eine Total-Veränderung. Sie sollten alle einen festen Sold erhalten. Es wurde eine Baracke für sie errichtet, die einen Speisesaal, eine mathematische Schule, eine Gießerei, Werkstätten, Magazine und eine Moschee enthielt; sie stand am niedrigeren Ende des Hafens, unter dem Zeughause. Ein Inspector, aus den Großbeamten des Staats genommen, und der Reis-Effendi wurden mit der Oberaufsicht beauftragt; die Bombardiere selbst aber standen unter den Befehlen

eines Commandanten, eines Intendanten und eines Commissärs. Zehn Bombardiere, fünf Cadets und ein Lieutenant gehörten zu jedem Mörser; fünf Mörser bildeten eine Compagnie, und standen unter dem Befehl eines Lieutenants en Chef; funfzehn Mörser machten eine Brigade aus, und die Brigaden wurden durch abgesonderte Abzeichen erkannt. Die Lieutenants und Cadets trugen Uniformen, welche von denen der Gemeinen verschieden waren, und das ganze Corps unterschied sich von den Minirern durch ein rothes Band in dem Turban. Während des Sommers mußten sie täglich in den Baracken exerciren, und in der mathematischen Schule lernen; und der Commissär hatte die Pflicht auf sich, alle Monate sowohl die alten, als die neuen Verordnungen bei den Baracken vorzulesen.

Die Minirer, ein sehr vernachlässigtes Corps, wurden vermehrt, und durch die neuen Verordnungen zu den Bombardieren geschlagen, in deren Baracken sie zwei Abtheilungen einnahmen. Sie wurden in zwei Klassen getheilt, von welchen die eine die Minirkunst studierte, während die andere sich auf jeden Zweig der Kriegsbaukunst legte, und angemessener „Ingenieure" würde genannt worden seyn. Sie wurden von einem Baschi und einem Intendanten befehligt, und erhielten ihren Unterricht von den Professoren der mathematischen Schule, welche beauftragt waren, lehrreiche Abhandlungen zu schreiben. Die nach dem alten System gestellten Minirer, d. h. die, welche mit Kriegslehnen ausgestattet waren, und die Cadets, welche die neue Constitution aufbrachte, beschäftigten sich, Dienstag und Freitag allein

ausgenommen, täglich mit Planzeichnen und Anfertigung von Modellen in Holz und Pappe; und die am besten gerathenen Arbeiten wurden dem Groß-Vezier überreicht. Im Sommer übten sie sich in Sprengung von wirklichen Minen, und in Anlegung von Schanzen und Lagern. Einmal in der Woche waren sie einer allgemeinen Prüfung unterworfen, von welcher dem Groß-Vezier umständlicher Bericht erstattet werden mußte; und jeden Monat las der Secretär in Gegenwart der Studenten die Verordnungen vor, und fügte Ermahnungen zu strenger Pflichterfüllung und guter Aufführung hinzu.

Die Marine wurde unter die Oberaufsicht eines Ministeriums gestellt, das nach dem Muster der europäischen Admiralitäts-Aemter gebildet war; und die amtlichen Einzelheiten, welche ehemals dem Capudan-Pascha allein anvertrauet gewesen waren, wurden von dem Ters-Hane Emini und den ihm zu Hülfe gegebenen Beamten geleitet. Das Commando der Kriegsschiffe war gewöhnlich verkäuflich gewesen; aber Hussein-Pascha unternahm die Prüfung der Bewerber, und indem er die brauchbaren für den Dienst zurückbehielt, setzte er die nicht angestellten auf eine Liste, um für die ledigen Schiffe gewählt zu werden, und unterdeß der Flotte im Hafen zu warten. Der Sold der Capitäne wurde erhöhet, und für die Invaliden auf eine bleibende Weise gesorgt. Keiner von ihnen sollte degradirt oder bestraft werden, wenn er nicht eines Hauptverbrechens schuldig befunden worden. Die Officiere jedes Schiffs erhielten den Befehl, während des Sommers und Winters in Dienstthätigkeit zu bleiben; ihr Sold entsprach ihrem

Range, und ihr Rang ihrem Verdienste. Unter den dienstthuenden Commandören wurde ein Hafen-Capitän gewählt, und von ihm gefordert, daß er genau bekannt sei mit den Verordnungen der Admiralität, und lesen und schreiben könne. Derselbe Beamte wurde, samt dem Capitän, mit einer Nachweisung von der Ammunition, den Vorräthen und der ganzen Ausrüstung jedes Kriegesschiffs versehen. Bei der Versorgung und Ausbesserung der Flotte hatte er einen Intendanten zum Gehülfen, und jeder Unterschleif wurde mit angemessener Strenge bestraft. Zu demselben Endzweck waren Segel, Taue und jeder Artikel des Schiffs besonders bezeichnet. Die Vorräthe wurden nicht länger nach einem feststehenden niedrigen Preise, sondern nach ihrem umlaufenden Werth von dem Intendanten angeschafft, dessen Ankäufe und Rechnungen von dem Hafen-Capitän und den Commissären der Admiralität eingesehen wurden. Fünfhundert Zimmerleute, einhundert und funfzig Bohrer und vierzig Lehrlinge, beibehalten zu dem alten Solde von zwölf Paras täglich, wurden der Flotte zugegeben; und ein gewisser Theil derselben wurde auf die Schiffe während der Sommerfahrten vertheilt, während die übrigen täglich im Arsenal beschäftigt wurden. Mit diesen standen zweihundert ägyptische Kalfer*) in Verbindung, welche auf Kosten des Staats genährt und gekleidet wurden, und hinter dem Arsenal in Baracken wohnten. Die Schiffe wurden nach einem ganz neuen Plane gebaut, und zwar so stark,

*) So nennt man Die, welche Ritzen und Löcher in beschädigten Schiffen ausstopfen.

daß sie, ohne wesentliche Reparatur, die See vier Jahre halten konnten: sie waren mit Kupfer beschlagen, und die Pulverfässer wurden gleichfalls gegen große kupferne Büchsen vertauscht. Statt der dreißig bis vierzig Feuerherde, welche sonst auf einem Linienschiff gesehen wurden, sorgte ein großer Ofen für die Garküche der Mannschaft, welche nun nicht mehr, wie ehemals, ihre Vorräthe auf sechs Monate einzeln bekam, und malteser Sklaven zur Bedienung hatte, sondern ein Frühstück von Oliven-Salat, Freitags und Montags eine Ration Pillaf und an den übrigen Tagen Suppen aus den Schiffsvorräthen erhielt.

Trockene Schiffswerfte, Ausbesserungs-Plätze, ein Hafen für funfzig neue Kanonen-Boote und alles, was zu einem großen See-Arsenal gehört, wurde bei Ters-Hane angelegt, und Zeichnungen zu ähnlichen Anlagen sollten auf die übrigen vorzüglichsten Häfen des Reichs angewendet werden. Ein Linienschiff von drei Verdecken, eine Fregatte, eine Corvette und eine Brigg, alle mit Kupferböden, wurden im Jahre 1797 an Einem Tage auf den Schiffswerften zu Ters-Hane vom Stapel gelassen. Es war verordnet, daß zwei Schiffe jährlich ihre Manövers im Angesicht von Beschik-Tasch oder Ain-Alay-Kawak vor den Augen des Sultans vollziehen sollten, der den Erfahrensten unter den Officieren und der Mannschaft Belohnungen zu ertheilen bereit war; auch wurde verordnet, daß die in den Handel verflochtenen Großen des Hofes Kauffahrer, die im Auslande gebauet wären, kaufen sollten, vorzüglich solche, welche die See in allen Jahreszeiten halten könnten, und

folglich fähig wären, türkische Seeleute in dem schwierigern Theil der praktischen Schifffahrt zu üben. Zur Erziehung von See-Officieren wurde am Arsenal eine Akademie errichtet, deren Professoren sich in zwei Klassen theilten, von denen die eine im Schiffsbau, die andere in der Schifffahrt unterrichtete. Diese Akademie, so wie jedes andere Departement der Marine, war der Oberaufsicht der Herren Rhodes und Benoit anvertraut.

Mit diesen Einrichtungen zur Bildung der neuen Truppen und der ihnen hinzugefügten Corps, so wie zur Verbesserung der türkischen Marine, war eine allgemeine Verordnung verbunden, wodurch befohlen wurde, daß die Janitscharen, die man auf 400,000 Mann annahm, vom 4ten Mai bis zum 6ten November wöchentlich zweimal, und im Winter, so oft es die Witterung erlauben würde, samt ihren Sakas und übrigen Gehülfen, zu vier Regimentern in dem Gebrauch der Muskete geübt werden sollten. Einmal des Jahres sollten sie entweder nach den Ebenen von Daut-Pascha, drei englische Meilen von der Hauptstadt, oder nach dem Thale der süßen Gewässer marschiren, um von dem Sultan in Person gemustert zu werden. Die Gebedschis, eine Art von Veteranen-Bataillon zur Bewachung der Depots, sollten, da sie zahlreicher waren, als ihre Bestimmung erforderte, mit den Janitscharen zugleich geübt und gemustert werden. Endlich wurden zur Verpflegung des Heeres an der Donau und auf anderen, dem Kriegsschauplatze nahen Punkten Magazine angelegt, und eine Summe von 12,500,000 Piastern zum Ankauf von Getreide (nach dem laufenden Preise, und nicht nach den Gesetzen des Miri, oder des

kaiserlichen Schatzes) für die Hauptstadt angewiesen. Das Amt für dies Departement wurde in dem ersten Hofe des Serails aus Stein erbaut, und die Verwaltung einem Minister mit einer angemessenen Besoldung und den nöthigen Gehülfen übertragen.

Um für die vermehrten Ausgaben des öffentlichen Schatzes zu sorgen, wurde für nöthig erachtet, ein neues Einkommen zu beschaffen, so wie auch einen Theil des früheren Einkommens ausschließlich zum Behuf der neuen Einrichtung zu verwenden. Zu diesem Endzweck wurde ein Schatz gebildet, und zwar unter der Controlle eines großen, unter den Vornehmsten des Reichs gewählten Staatsbeamten, mit dem Titel eines Schatzmeisters der neuen Bank (Irادi Djedid Tefterdari) und eines Inspectors der neuen Truppen (Ta-alimlu Asker Nazirq). Eine Vermehrung seiner Einkünfte zu bewirken, wurde der Posten eines zweiten Finanz-Ministers, welcher immer mit einer wichtigen Person besetzt worden und mit einem Sitz im Divan, einem Scharlach-Pelz und einem geführten Pferde verbunden war, mit der Stelle dieses Ministers vereinigt, und ihm die gehörige Anzahl von Schreibern und anderen Officianten bewilligt. Alle bezogen anständige Gehalte.

Die Einkünfte des neuen Schatzes entstanden aus dem versteigerungsmäßigen Verkauf der Zehnten, welche zu den Malikiane, d. h. den als Eigenthum besessenen Lehen gehörten, und aus der unbedingten Aneignung dieser Zehnten, wenn sie den jährlichen Werth von 15,000 Piastern überstiegen. Die Auflagen auf die Kaufmannsgüter von Constantinopel, und auf den Taback im

ganzen Reiche flossen unmittelbar in den Schatz, und bewirkten eine beträchtliche Mehreinnahme. Die Kriegslehne (Siameths und Timars) in den Händen nicht Dienste leistender Eigner wurden eingezogen, nachdem eine Abschätzung nach dem Census dieser Eigenthümer vom Jahre 1790 zu Stande gebracht war, wobei als Regel festgesetzt wurde, daß alle künftige Erledigungen durch Cadets ausgefüllt werden sollten, welche fähig wären, in der Reiterei der türkischen Armee wirkliche Dienste zu leisten. Die ursprünglich zu Bemannung der alten Marine vergabten Lehne wurden zum Besten der neuen Bank verwendet. Die neuen Steuern waren eine Auflage von zwei Paras auf verkäuflichen Wein, und von vier Paras auf verkäuflichen Branntwein. Diese Auflage traf nur die christlichen Unterthanen. Von Schafen und Ziegen mußte ein Para entrichtet werden. Die Auflage auf Baumwolle, sonst verpachtet, wurde auf einen Para für das rohe Material, und auf zwei Paras für das gesponnene erhöht, und in den Schatz geliefert. Galläpfel wurden zu einem Para, und Corinten zu zwei besteuert. Das Einkommen der neuen Bank belief sich im Jahre 1798 auf 32,250,000 Piaster.

Dies sind die allgemeinen Umrisse des Nizam-Djebid. „Ein ganzer Band, sagt Mahmud Rayf, würde erforderlich seyn, wenn man in das Einzelne aller der Statuten eingehen wollte, welche in Beziehung auf die verschiedenen Zweige des öffentlichen Einkommens zur Ausführung gebracht sind; allein, wenn auch nur Weniges angeführt ist, so reicht schon dieses hin, die Weisheit des erhabenen Suveräns zu bekunden, dem wir

diese Einrichtungen verdanken, gerade wie ein Tropfen Wasser hinreicht, das Daseyn des Flusses, aus welchem er genommen ist, darzuthun."

Es ist indeß nicht zu glauben, daß die Absichten des Sultans in jedem Zweige der von ihm bezweckten Reform von dem guten Willen seiner Unterthanen unterstützt wurden. Herr Browne erzählt, daß, als er die mathematischen Schulen des Arsenals besuchte, es an nichts weiter fehlte, als an Büchern und Werkzeugen, und daß die Professoren sich versammelten, um — zu schmauchen. Dr. Pouqueville spricht vortheilhaft von den Arbeiten der Zeichnen-Schule, an deren Spitze Herr Ricard stand, ein Franzose aus Toulon, der viele junge Türken Charten zeichnen und in Kupfer stechen lehrte, und eine Sammlung von schätzbaren Materialien in Beziehung auf Klein-Asien und die Ufer des schwarzen Meeres angelegt hatte. Der große Gegenstand von Selims Wünschen, das Emporkommen und die Disciplin der Bostandschis-Füsiliere, ging rasch vorwärts, obgleich die Zahl der Einrollirten sich nicht über 12,000 belief, und folglich nicht hinreichte, den vierten Theil der zu ihrer Aufnahme bestimmten Baracken zu besetzen. Die Topschis rechtfertigten, durch ihre raschen Fortschritte, die Güte der für sie entworfenen Instruction.

Selims Daseyn war indeß in sehr schlimme Zeiten gefallen; und als Nachfolger eines Monarchen, der während seiner dreyzehnjährigen Regierung die Krimm, einen Theil von Bosnien, Schabatz und Chozim verloren hatte, kämpfte er mit allen den Widerwärtigkeiten, welche dem Falle der Reiche voranzugehen pflegen und ihn verkün-

digen. Die Empörungen der Provinzen, welche seit Mahomeds des Dritten Regierung nicht selten gewesen waren, vervielfältigten sich unter ihm; und im Jahre 1797 standen Ali von Albanien, Paswan Oglu von Widdin, Mustapha von Mecca und die Paschas von Damascus und Bagdad in offener Widersetzlichkeit gegen die Pforte, Arabien wurde von den Wehabiten, Rumelien von Straßenräubern heimgesucht. Frankreichs Zuckungen waren bestimmt, die Erde von den Ufern der Seine bis zu den Gestaden des rothen Meeres zu erschüttern; und das Domän der großen Nation sollte durch eine Zerstückelung der Türkischen Provinzen vermehrt werden. Die Hauptstadt zitterte bei der Nachricht von Bonaparte's Siegen in Syrien; und in dem Augenblick der Unentschlossenheit, wo noch daran gezweifelt wurde, ob man den Franzosen den Krieg erklären sollte, und der Mufti sein Fetwa verzögerte, legte das Volk sein Mißvergnügen durch wiederholte Brandstiftungen an den Tag, und Selim schwankte auf seinem Throne. Die Durchfahrt der Russen durch die Meerenge, und das Ankern einer christlichen Flotte vor den Mauern des Serails wurde nicht weniger verabscheut, als der Fall Aegyptens, und Selim sah sich durch seine Verbündeten eben so sehr in Gefahr gebracht, wie durch seine Feinde. Nelson's und Abercromby's Thaten retteten die Türken von den Niederlagen bei Gaza, Jaffa, Acre, Abukir und Heliopolis; aber die triumphirende Rückkehr ihrer christlichen Verbündeten von Corfu, und die zweite Entfaltung der russischen Standarte unter den Mauern der Hauptstadt erneuerten ihre Eifersucht und Zwietracht, welche in den Ermordungen zu Galata

und in ähnlichen Erscheinungen zum Ausbruch kam. Das Verfahren des Sultans bei diesen betrübenden Vorfällen und die öffentliche Bestrafung der Verbrecher würden, indem sie das russische Cabinet auf keine Weise besänftigten, seine Unterthanen noch mehr erbittert haben, hätte die Politik jenes Hofes nicht eine andere Wendung genommen, und wäre die Gestalt Europa's nicht durch den Tod des Kaisers Paul verändert worden *).

Dies Ereigniß und der darauf folgende Friede besänftigten die Befürchtungen, welche von den auswärtigen Feinden der Pforte herrührten. Doch die Erneuerung der Feindseligkeiten vermehrte die Verlegenheiten des Reiches, und es zeigte sich nur allzu bald, daß die beiden kriegführenden Mächte entschlossen waren, den Sultan in einen Streit zu verwickeln, dessen allgemeiner Charakter durchaus verschieden war von jedem Kriege,

*) Dr. Pouqueville, der sich damals in Constantinopel aufhielt, erzählt, daß die Dragomans der beschimpften Völker feierlich versammelt, und daß vier von den Beleidigern, welchen ein Angriff auf den Herrn von Tamara und sein Gefolge in der Moschee zur Last fiel, in ihrer Gegenwart hingerichtet wurden, während dreißig die Bastonnade erhielten. Herr Beauvoisins, welcher mit Dr. Pouqueville in den sieben Thürmen eingesperrt war, meint, daß zwei davon gehängt worden; und dies halte ich für richtiger. Doch die dadurch in den Gemüthern der Türken hervorgebrachte Wirkung war sehr nachtheilig für die Popularität Selims, und es ist gewiß, daß, als die Leichname der Griechen, welche in Galata auf russische Officiere geschossen haben sollten, von dem Galgen genommen wurden, um beerdigt zu werden, sehr viele Moslemin zum Grabe folgten. Eine unerhörte Ehre für einen Ungläubigen, einen Hund, einen Gaur! S. Notice sur la Cour du Grand Seigneur, pag. 84.

worin sich Europa bis dahin verwirrt hatte, und dessen Princip in Wahrheit viel zu allgemein war, um die Neutralität irgend eines unabhängigen Staates in irgend einem Theile des Erdballs zu gestatten. Intriguen, welche sonst die civilisirten Höfe des Festlandes beunruhigt hatten, wurden nach dem Palaste des Reis-Effendi verpflanzt, und länger als zwei Jahre hindurch sah sich die Pforte von Verbündeten gezerrt, von welchen zwei gemeinschaftlich ihre geleisteten Dienste geltend machten, während der Dritte seine unbestrittene Präponderanz vorschob: Rußland und England versuchten ihre Stärke gegen Frankreich in dem Divan, und der Sultan war der betrübte Zuschauer eines Kampfes, in welchem er der unfreiwillige Schiedsrichter, der zur Schau getragene Gegenstand und die beabsichtigte Beute war. Sieg auf irgend einer Seite bedrohete ihn mit gleichem Umsturz; er hatte zwischen den Heeren Frankreichs und den Flotten Englands zu wählen. Als der französische Gesandte, General Sebastiani, und die Erfolge von Austerlitz das frühere Gleichgewicht aufgehoben hatten, und den unverkennbarsten Ausschlag über den Fürsten Ipsilanti und Herrn Pole gaben, da trat sogleich einer von den angedroheten Wechselfällen ein: der Pforte wurde angekündigt, „daß die Heere und die Flotten der Verbündeten einen neuen Impuls erhalten würden."*) Dieser neue Impuls zeigte sich in dem Vorrücken des russischen Heeres nach der Moldau, und in der Erscheinung eines brit-

*) Man sehe die Note des Ehrenfesten Charles Arbuthnot an den Reis-Effendi, datirt Bujuk-Dere, den 28. August, 1806.

tischen Geschwaders vor Constantinopel. Der Krieg mit Rußland begann; die Verlegenheit des Sultans vermehrte sich von einem Tage zum andern; und troß der Freundschaft für seinen Liebling Sebastiani hätte er gern die Gewogenheit seiner alten Verbündeten fest halten mögen. Er hatte es nicht länger in seiner Gewalt, unpartheiisch zu seyn, und durfte nicht einmal seine Aufmerksamkeiten für den französischen Gesandten fortsetzen, da der brittische Bevollmächtigte sich für verpflichtet hielt, persönliche Beschwerde zu führen, sowohl über die beispiellosen Ehrenbeweise, welche der General Sebastiani erhielt, als über die Zurücksetzung der türkischen Minister, welche für eine Tripel-Allianz zwischen England, Rußland und der Pforte waren.

Nie befand sich ein Souverän in dieser Lage zwischen zwei Unterhändlern, von welchen der eine mit der Landmacht, der andere mit der Seemacht bewaffnet war: beide, dem Anscheine nach, fähig zum Zerstören, aber durchaus unfähig, ihn gegen die Angriffe des Andern zu beschützen. Die übereilte Flucht des brittischen Gesandten hatte ihn der Verlegenheit, eine Wahl zwischen den beiden Partheien zu treffen, entzogen, als seine Hauptstadt zum ersten Mal durch die Gegenwart einer feindlichen Macht beunruhigt wurde, und das größte aller Uebel für Selims Regierung aufgespart schien.

Das Glück, das sich ins Mittel schlug, rettete zwar den Mittelpunkt des Reiches, doch nicht den Souverän; denn Uebel, welche von dem Triumph der einen oder der anderen Macht unzertrennlich waren, lagerten sich rund um ihn her, sogar von dem Tage an, wo die Stadt der

der Gläubigen sich von den Verhöhnungen einer christlichen Flagge befreiet sah. Der Erfolg, welcher seine Unterthanen von ihren Befürchtungen entband, lösete auch ihre Einigkeit auf. Die Mißvergnügten der Hauptstadt begannen über einen Monarchen zu murren, dessen Regierung ein Gewebe von Unfällen gewesen war; selbst in dem Ereigniß, welches zu ihrer Erhaltung beitrug, fanden sie einen Gegenstand der Beschwerde. Die Benutzung von Ungläubigen zum Schutz der Gläubigen, und die damit für die ersteren verbundenen Ehren, vor allem aber die zunehmende Freundlichkeit, womit General Sebastiani zu allen Stunden in dem Serail aufgenommen wurde und vertrauliche Unterredungen mit dem Sultan hatte, wurde ein bleibender Gegenstand von Bemerkungen für die Ulemas, welche mit diesem Betragen die Vorliebe Selims für die Wissenschaften und die Künste der Franken in Verbindung setzten, und in allen seinen Maßregeln nichts anderes fanden, als einen systematischen Angriff auf die Religion und die Grundgesetze des Reiches. Die Janitscharen vereinigten sich mit den Handhabern der Gesetze, und gelangten bald zu der Ueberzeugung, daß die Neuerungen des Sultans hauptsächlich gegen sie gerichtet wären. In der Bildung der neuen Truppen, so wie in allen Verfügungen des Nizam-Djedid, erblickten sie die Abnahme, und ahneten sie das gänzliche Verschwinden, ihres Einflusses; und sobald sie selbst zur Empörung entschlossen waren, zögerten sie nicht, den übrigen Militär-Corps von Constantinopel einen annehmlichen Vorwand zur Widersetzlichkeit gegen die kaiserlichen Verordnungen zu geben. Sie fanden ein Haupt, das

ihre Empörung zu leiten fähig war, in der Person des Kaimakans Musa-Pascha. Zwanzig Jahre hindurch war dieser Mann der Spielball der türkischen Machthaber gewesen; wiederholt hatte er seine Paschaliks eingebüßt, wiederholt seine Ehren aufgeopfert. Da er alle Zurücksetzungen mit einem geduldigen Achselzucken ertragen hatte, so stand er in dem Rufe unterthäniger Demuth und Ergebung, obgleich solche Eigenschaften am wenigsten zu der Heftigkeit und Turbulenz seines natürlichen Charakters paßten. Die wahren Gesinnungen seines Gemüths, wie weit er es auch in der Verstellung gebracht haben mochte, wurden zuerst von dem durchdringenden Auge des berühmten Djezzar, Pascha's von Acre, entdeckt, der von ihm vorher sagte, daß er die Ursache vieler Unruhen werden würde. Die Minister der Pforte und der Sultan waren nicht so glücklich, dieselbe Entdeckung zu machen; und um die Zeit, wo man den Verdacht hegte, daß einige Großen des Reiches sich den Neuerungen des Cabinets entgegensetzen könnten, wurde Musa als einer, der, frei von allem Ehrgeiz, sich in keine Intriguen einlassen werde, mit dem wichtigen Amte eines Kaimakans bekleidet. Doch kaum hatte er den Kaftan angelegt, als er bei sich selbst beschloß, Rache zu nehmen wegen der früher erduldeten Zurücksetzungen. Ohne seine bisherige Larve abzulegen, fand er Mittel, Djezzar's Prophezeiung zu erfüllen, und in der schmachvollsten Umwälzung, welche die otomanischen Jahrbücher besudelt hat, die unwürdigste Rolle zu spielen: er behielt nämlich die äußerliche Verehrung für Selim bei, nährte im Geheimen das Mißvergnügen der Janitscharen, und be-

nußte die Befürchtungen des einen, und die Drohungen der andern, um diejenigen von seinen Genossen im Ministerium zu stürzen, welche seit langer Zeit ein Gegenstand seines Hasses gewesen, und von ihm der Proscription und Bestrafung geweihet waren.

Das erste Symptom des allgemeinen Unwillens offenbarte sich unter den Besatzungen der Schlösser und Forts des Bosporus, deren Beschützung unter den zahlreichen Reformen der neuen Verfassung nicht war vergessen worden. Die alten Forts waren sehr verstärkt, und neue Vertheidigungswerke zu beiden Seiten des Canals errichtet. Die Wachen bei jeder Batterie waren vermehrt, und ein Nazir mit ehrenvollem Einkommen hatte die Aufsicht über ihre Mannszucht, außer einem Officier (On-Baschi) für jede zehn Mann, welcher auf die wachsame und regelmäßige Erfüllung ihrer Pflicht zu halten hatte. Bei jedem Schloß sollten zwei Schildwachen Nachts Wache halten; und wenn ein Schiff die Durchfahrt zu erzwingen versuchte, so durfte die Garnison sich auf keine Weise schlafen legen. Täglich sollten sie in der Bedienung des Geschützes geübt werden, die Feiertage allein ausgenommen, wo sie die Kanonen reinigen und nachsehen sollten. Auch in dem Gebrauch der Muskete waren sie zu unterrichten, und ihre Manövers glichen denen der Truppen von Lewend Tschiftlik. Die Besatzungen des Canals hatten immer aus Bostandschis bestanden, und ungeachtet des Kunstgriffes, nach welchem, um nicht den alten Gebräuchen des Reichs zu schaden, die neuen Truppen mit ihren Corps verbunden waren, fühlten sie sich nicht aufgelegt, mit dem Sultan zu

wirken, und ein unbedeutender Zusatz zu ihren Militär-Pflichten erschien ihnen als unerträgliche Sklaverei, und als Verletzung ihrer Vorrechte. Unendliche Mühe mußte angewendet werden, um sie mit Verrichtungen zu versöhnen, welche nicht unterbleiben durften, weil keine dringende und handgreifliche Ursache zur Thätigkeit da war; und es wurde für thunlicher gehalten, ein ganz neues Corps für das verbesserte System zu bilden, als einen Theil der neuen Verfügungen auf ein Corps anzuwenden, das zu den alten Einrichtungen gehörte.

Es entstand demnach der Verdacht, daß diese Bostandschis mit den neuen Truppen vereinigt werden sollten, und dieser Verdacht erhielt Bestätigung durch den Befehl, daß sie die Uniform der Füsiliere zu erhalten bestimmt wären. Den 25. Mai des Jahres 1807, nicht volle drei Monate nach dem Abzuge der englischen Flotte, brachen die Besatzungen in eine offene Empörung aus, und der tugendhafte Rayf-Effendi war das erste Opfer ihrer Wuth. Am Morgen dieses Tages brachte er die Befehle des Sultans nach den Schlössern; und da die Truppen den Gehorsam versagten, so zog er sich schleunigst nach Buyuk-Dere zurück. Der neapolitanische Minister (Graf Ludolf) sah ihn, von seinem Landhause in diesem Dorfe, längs dem Ufer in einem Kirlanguitsch vorüberfahren, und verneigte sich vor ihm. Ein einziger Bediente begleitete den Reis-Effendi. Noch waren nicht drei Minuten verflossen, als ein zweites Boot, voll von Bewaffneten, nachstürzte. Die Ermordung des verhaßten Günstlings war die unmittelbare

Folge davon. Der Sklav umfaßte seinen Herrn, um ihn gegen die Vorstandschis zu beschützen; aber er wurde auf der Stelle niedergehauen, und Mahmud, ohne Widerstand und ohne irgend einen Laut von sich zu geben, fiel in demselben Augenblick unter den Säbeln seiner Mörder.

An demselben Tage wurde auch Halili-Aga, Nazir von Hyssar, einem Schlosse auf dem asiatischen Ufer, ermordet; und nachdem die Nachricht von dem Aufstande Constantinopel erreicht hatte, gab der Sultan, ohne das Uebel seinem Umfange nach zu kennen, früh am nächsten Morgen (den 26sten) seine Befehle zur Dämpfung der Bewegungen und zur Bestrafung der Empörer. Diese wurden mit Hohn verworfen; und, von der Mitwirkung der Janitscharen überzeugt, verließen die Insurgenten ihre Posten, und versammelten sich, dreitausend an der Zahl, auf den Wiesen von Buyuk-Dere, wo sie Katchaya Oglu, einen aus ihrer Mitte und zum Rädelsführer wie gemacht, zu ihrem General wählten. Von jetzt an wurde von den Rebellen angenommen, sie wären furchtbar genug geworden, um das Anerbieten einer Unterhandlung von Seiten des Sultans zu rechtfertigen. Wirklich erfolgte ein solches vom Serail her. Doch es erfuhr dieselbe Verwerfung, welche die Befehle des Sultans getroffen hatte. Verstärkt von allen Seiten her, zogen die Rebellen nach der Hauptstadt. Die Janitscharen erhoben sich den 27sten, und brachten ihre Kessel nach dem Etmeidan, einem offenen Platze nahe bei der Wasserleitung des Valens, welcher, zur Vertheilung der Mundvorräthe

unter die Soldaten bestimmt, seit undenklicher Zeit der Schauplatz der Rebellionen gewesen ist*).

Auf dieses entscheidende Zeichen der Empörung traten die Gesinnungen der verschiedenen Stände zum Vorschein. Es zeigte sich bald, daß die Ulemas, wiewohl sie sich nicht gegen den Sultan zu erklären wagten, doch entschlossen waren, in dem obschwebenden Streite neutral zu bleiben; denn der Mufti, gerade als ob er mit den Janitscharen einverstanden gewesen wäre, erließ, während der Lärm ihrer Kessel durch die Straßen von Constantinopel hallte, ein Edikt an die Bewohner der Hauptstadt und deren Umgegend, worin er sie ersuchte, keinen Antheil an der Störung zu nehmen, den Markt zu versehen, und den Streit als einen Kampf zu betrachten, der ihnen fremd wäre. Auch die Bewohner von Pera wurden ermahnt, sich ruhig zu verhalten, und für ihr Leben und ihr Eigenthum nicht das Mindeste zu fürchten.

Der Sultan fühlte jetzt, wie gefährlich seine Lage war. Er versammelte seine Minister im Serail, und der

*) Die beiden großen kupfernen Kessel, worin die Tschorba oder Suppe jeder Oda gekocht wird, werden vor den respectiven Zelten derjenigen Kammer aufgestellt, zu welcher sie gehören. Sie werden von zwei Mann auf einer Stange getragen, vor denen zwei andere Soldaten der Oda vorhergehen, von welchen der eine einen langen Schaum-, der andere einen Schöpflöffel trägt, und so wie sie die Straßen lang ziehen, stehen die Janitscharen auf und verbeugen sich vor der Procession. Der Koch jeder Oda ist eine Person von einiger Wichtigkeit, weil er eine Art von Schließer ist, und der Tschorbagi oder Oberst hat seine Benennung von der Aufsicht über die Rationen.

loße verstrich unter Unterhandlungen mit den Empörern auf dem Etmeidan. Während dieses Tages stand das Leben des Sultans auf dem Spiele. Er machte sich anheischig, die neuen Einrichtungen aufzuopfern, worauf die Janitscharen erwiederten, daß er mit der Hinrichtung aller der Minister, welche Antheil an dem Nizam-Djedid hätten, den Anfang machen möchte. Gerade in diesem Augenblick versicherte ihm der Kaimakan hinterlistig, daß dies Opfer nothwendig sei und die Rebellen besänftigen würde. Noch war nicht alles verloren — wenn in diesem Augenblick die Thore des Serail wären verschlossen, und der abgeschlagene Kopf Musa Pascha's über die Mauern geworfen worden; unter dieser Bedingung hätte Selim triumphiren und den Thron seiner Vorfahren behaupten können. Allein die nahe Gefahr und die Gegenwart der Feinde verwirrten Selims Gedanken in einem so hohen Grade, und schwächten seine Entschlossenheit dergestalt, daß er an allem Widerstand verzweifelte, und alle seine Hoffnungen auf Unterwerfung stützte. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er mit den neuen Truppen von Scutari und Tschiftlick, so wie mit den übrigen Soldaten in der Nachbarschaft, sehr leicht 30,000 Mann zusammenbringen konnte, die ihm eben so ergeben, als den Janitscharen abhold waren, und daß er das Serail bis zu ihrer Ankunft mit seiner zahlreichen Leibwache zu vertheidigen im Stande war. Und doch darf man nach allen Nachrichten von den Ereignissen dieses Tages annehmen, daß eine solche Opposition, verbunden mit der augenblicklichen Hinrichtung des Kaimakans, die Insurgenten würde betäubt und die Em-

pörung erstickt haben. Es war vom Schicksal beschlossen, daß der Verräther siegen sollte. Mit grausamer List gelang es ihm noch, die Namen zweier alten und unschuldigen Männer, des Kahaya Bey und des Reis-Effendi, auf die Proscriptions-Liste zu bringen: sie wurden zu einer Besprechung mit Musa eingeladen, und als sie, keine Gefahr ahnend, das Zimmer verließen, führte man sie zu dem zweiten Thor, wo sie erdrosselt wurden. Die Zahl der Köpfe, welche man am 29sten den Janitscharen vorzeigte, belief sich auf sieben; allein diese Empörer, deren Unverschämtheit zugenommen hatte, waren mit diesem blutigen Opfer nicht zufrieden, und als sie die bejahrten Schlachtopfer von Musa's Rache erkannten, erklärten sie: „sie hätten ein anderes Opfer verlangt. Dies wären nicht die Köpfe der Feinde, deren Bestrafung sie gefordert hätten.“ Als der Sultan dies erfuhr, schickte er zu dem Mufti, und als man ihm sagte, daß das Haupt der Ulemas seinen Rath verweigere, fühlte er, daß er aufgehört habe, zu regieren.

Die Janitscharen, geführt von dem Verräther Musa, hatten bereits den Weg in's Serail gefunden, als sich der Sultan in die Moschee des Palastes zurückzog, und, in das Gewand Mahomeds gehüllt, seinen Platz in einem Winkel des Heiligthums einnahm. Hier wurde er von dem Mufti angetroffen, welcher ihn bat, den Wünschen des Volkes nachzugeben und seiner Krone zu entsagen. Einer anderen Nachricht zufolge, hatte er, ehe dieser Augenblick eintrat, seinen Begleitern erklärt, daß er nicht länger regieren wolle, und ihnen befohlen, seinen Nachfolger herbei zu rufen. Die Umstände seiner

wirklichen Absetzung sind nicht genau bekannt; doch am Abend desselben Tages (29sten Mai) vernahm man in allen Abtheilungen der Hauptstadt, daß Selim der ge. kränkteste, wo nicht der beste von allen Osmanen, von dem Thron in den Kerker gewandert sei, und daß der regierende Monarch, sein Vetter Mustapha der Vierte, ältester Sohn des Sultans Abdulhamid, seine Stelle im Palast eingenommen habe.

Dieser Prinz war dreißig Jahre alt, als man ihn der schwelgerischen Dunkelheit seines Harems entzog, um ihn mit dem Schwerte Mahomeds zu umgürten. Da es ihm aber an der nöthigen Fassungskraft fehlte, um die Mängel seiner Erziehung zu ersetzen: so befähigte die Reife seines Alters ihn keinesweges für den Thron, den er so unerwartet zu usurpiren genöthigt war. Von dem ersten Augenblicke seiner Regierung an, erschien er bei weitem mehr als der Sklav, denn als der Gebieter jener bewaffneten Menge, der er seine Erhebung verdankte; und die Dauer seiner kurzen Verwaltung ist nicht bezeichnet mit irgend einer Handlung der Oberherrlichkeit, wohl aber mit den Erfolgen und den Niederlagen der verschiedenen Personen und Partheien, welche um die Oberherrschaft stritten. Anfang und Ende seiner Regierung bieten die einzigen Auftritte dar, in welchen er, so zu sagen, eine Rolle spielte. Die Janitscharen waren im Besitz des Scepters, und ihre Gegner unterlagen entweder dem Säbel oder dem Strange. Die neuen Einrichtungen wurden aufgehoben, und die neuen Truppen zerstreuten sich, nachdem der größte Theil ihrer Officiere hingerichtet war. Doch der Triumph der Janitscharen

war nur von kurzer Dauer: ihre Willkühr erfüllte die Hauptstadt mit Klagen, und das Gefühl der gesetzlosen Ausübung ihres angemaßten Ansehns pflanzte sich vom Mittelpunkt auf die entferntesten Provinzen des Reiches fort. Vergeblich war die Hoffnung, daß der schwache, in Furcht gesetzte Sultan ihrer Unverschämtheit ein Ziel setzen würde; doch der Ehrgeiz eines verwegenen Unterthans bewirkte, was durch die Tugend des Suveräns hätte zu Stande gebracht werden sollen.

Mustapha, Pascha von Rudschuck, behielt in dem Namen Bairactar (Fahnenträger) die Zurückerinnerung an den niedrigen Rang, den er ursprünglich in den türkischen Heeren eingenommen hatte; allein eben dieser Beiname war ein fühlbarer Beweis von jener Erhebung des Verdienstes, wovon es in der türkischen Geschichte so viele und so außerordentliche Beispiele giebt. Er war ungebildet und roh, aber kräftigen Geistes, vertraut mit den Hülfsmitteln des Ehrgeizes, und folglich zur Bildung und zur Ausführung der verwegensten Entwürfe gleich sehr geschaffen. Seine Erhebung war eben so schnell, als seine Bestrebungen nachhaltig; und nachdem er sich in den Heeren des Reiches wiederholt ausgezeichnet hatte, war er von Selim mit einem Paschalik beehrt worden.

Bairaktar war stolz darauf, daß er seine Beförderung der persönlichen Achtung des Sultans verdankte, und sein nachfolgendes Betragen bewies, daß er in Selim seinen Beschützer und seinen Freund verehrte. Er war indeß den Neuerungen seines Gebieters abgeneigt, und es sei nun, daß man ihm allzu viel Anhänglichkeit

an den Janitscharen zutraute, oder daß man seine militärische Keckheit gefährlich fand — genug, er war zu Gränztruppen und in die entfernte Verwaltung von Rudschuck versetzt worden. Von dem Augenblick an nun, da er von Selims Absetzung unterrichtet war, scheint er den kühnen Gedanken gefaßt zu haben, die Zügel der Regierung an sich zu nehmen; und überzeugt von den verderblichen Maßregeln der Janitscharen — vielleicht aber auch, weil ihm die Unterdrückung dieser gesetzlosen Miliz als das einzige Mittel seiner Erhebung erschien — beschloß er, die abgehärteten Truppen der Provinzen der entnervten Soldateske Constantinopels entgegen zu stellen.

Schon im October desselben Jahres, worin Selim war entthront worden, ließ Bairactar den Sultan wissen, daß er sich der Hauptstadt nähere, um die Mißbräuche des Staats abzuschaffen, und ihm in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten beizustehen. Dem gemäß sammelte er eine Macht von beinahe 40,000 Mann, welche hauptsächlich aus den Albanesern der Besatzungen von Rumelien zusammengesetzt war. Mit diesen marschirte er gegen das Ende des Jahres nach Constantinopel, und schlug in den Ebenen von Daut-Pascha, vier englische Meilen von der Hauptstadt, sein Lager auf. Seine Ankunft war das Zeichen der Unterwerfung. Er berief die Vornehmsten des Reiches, und indem er, um seinem Unternehmen die nöthige Sanction zu verschaffen, die Fahne Mahomeds entfaltete, ließ er sie schwören, daß sie sich mit ihm zu einer allmähligen Abschaffung der Janitscharen und zur Wiederherstellung der guten Ordnung und der Ruhe des Staats vereinigen woll-

ten. Der Sultan war ein unberücksichtigter Zuschauer dieser Verabredung: selbst der Schein der Macht wurde aus dem Serail nach dem Lager von Daut-Pascha versetzt; denn die Minister der Pforte und die Gesandtschaften von Pera wendeten sich mit ihren Besuchen nach dem Zelte des triumphirenden Generals, der, ohne anerkannten Titel oder besonderen Auftrag, mehrere Monate hindurch in dem Besitz der kaiserlichen Macht war. Doch der Pascha, wohl wissend, daß die Moslemin, in ihrer Verehrung für den Stellvertreter des Propheten, leicht wieder für ihren abgesetzten Souverän gewonnen werden könnten, beschloß bei sich selbst die Erhebung eines Sultans, der, zum Dank für die ihm ertheilte Krone, seine Autorität gesetzlich machen, und seinem Ehrgeize die Weihe geben möchte.

Der 28ste Julius des Jahres 1808 war von Mustapha zu einer Jagdpartie in den Wäldern von Belgrad bestimmt. Bairactar nun faßte den Entschluß, an demselben Tage, während der Abwesenheit des Großherrn, in das Serail einzudringen, ihn an der Rückkehr nach dem Palaste zu verhindern, und ihn gänzlich von dem Throne auszuschließen. Selim lebte noch in denjenigen Zimmern des Serails, welche die Verbrechen und Unfälle der Otomanen zur Einkerkerung ihrer entthronten Fürsten bestimmt haben; und die Erhaltung des Sultans, den er wieder herzustellen entschlossen war, bewog ihn, das, was er auf dem Wege der Gewalt hätte zu Stande bringen mögen, auf dem der List zu versuchen. Unglücklicher Weise aber hatte er sein Geheimniß nicht in seiner Brust verschlossen: es war mehreren Ministern

des Divan anvertrauet, und der Großvezier, obgleich ein Freund, hatte es, glaubt man, dem Sultan verrathen. Wie es sich auch damit verhalten mochte: an dem fest-gesetzten Tage, wo Bairactar in die Stadt einrückte, fand er die Thore des Serails geschlossen, die Pagen und die Leibwache unter den Waffen, und jede Vorkehrung zu einem entschlossenen Widerstande getroffen.

In seinen Erwartungen betrogen, aber keinesweges abgeschreckt, gab der siegreiche Rebell den Befehl zu einem unmittelbaren Angriff. Der Kampf dauerte nicht lange; aber die Zwischenzeit war für Selim verderblich. Auf den ersten Schuß wurden die Emissäre des Sultans in sein Zimmer gesendet, wo sie ihn, den entthronten Monarchen, der Sage nach, mit Gebet beschäftigt fanden. Sie suchten ihn in dieser Stellung zu überraschen; allein er errieth ihre Absicht, und ehe die Schnur um seinen Hals gelegt wurde, verwundete er einen von den Stummen mit seinem Dolche. Indeß — man warf ihn auf den Rücken, und indem man ihn auf diese Weise überwältigte, ward er auf der Stelle strangulirt.

Nach der Ermordung Selims begaben sich die Stummen in die Zimmer Mahmuds, dieses jüngsten Sohnes von Abdulhamid, dieses einzigen übrigen Prinzen vom königlichen Geblüt. Auf dem Tode seines Bruders beruhete die letzte Hoffnung des Sultans; denn da Selim nicht mehr war, so würden, wie man glaubte, die Rebellen, und selbst der verwegene Bairactar, den letzten des otomanischen Geschlechtes verschonen. Die Stummen stürzten also in die Zimmer des eingekerkerten Prinzen. Doch Mahmud war nirgends zu finden; die lie-

bende Treue eines Sklaven hatte ihn in den Ofen eines Bades versteckt. Nur schwach dauerte der Streit an den Mauern fort, und die Stürmenden donnerten gegen die Thore, während die Aufsuchung des Prinzen mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt wurde. Der Ort, wo er wirklich verborgen war, entging ihrer Nachforschung, und das Schicksal der Monarchie hing augenblicklich davon ab, ob die Thore vor der Entdeckung des gefangenen Prinzen gesprengt seyn würden, oder nicht. Was mußte Mahmud fühlen, was sein treuer Sklav, als das Freudengeschrei der Albaneser verkündigte, daß Bairactar den Weg ins Serail gefunden hatte! Angeführt von Bairactar und dem unerschrockenen Seid Ali (dem Kapudan-Pascha), drangen die Empörer in das Innere des Palastes. Als sie das dritte Thor erreicht hatten, forderten sie mit lauter Stimme Selims augenblickliche Erscheinung. Da warfen Mustapha's Verschnittene ihnen den Leichnam des gemordeten Monarchen mit den Worten entgegen: „Da habt ihr den Sultan, den ihr sucht.“ Bairactar, von diesem Anblick überwältigt, warf sich auf die Leiche seines ermordeten Wohlthäters, und weinte bitterlich; doch angeregt von Seid Ali, der ihm zu verstehen gab, daß es jetzt nicht Zeit zum Klagen sei, raffte er sich auf, und trat in das Audienz-Zimmer. Mustapha zeigte sich der Krone nicht eher würdig, als in dem Augenblick, wo er ihr entsagen sollte. Vielleicht verzweifelte er nicht daran, die Rebellen durch die Entfaltung der otomanischen Majestät zur Unterwerfung zu bewegen; zum wenigsten aber wollte er würdig fallen. Als Bairactar eintrat, fand er ihn in seinem üblichen Staate

auf dem Throne, umgeben von den Beamten des kaiserlichen Hofes. Doch der zürnende Anführer wurde durch dies erhabene Schauspiel nicht gehemmt; denn, kühn auf den Sultan losgehend, riß er ihn vom Thron, und sagte im Tone des Verdrusses: „Was machst du da? Ueberlasse diesen Platz einem Würdigern!"

In den Berichten von diesen letzten Auftritten wird das Betragen des Sultans verschiedentlich dargestellt; doch wie er auch widerstehen mochte — es war alles vergeblich: denn noch an demselben Abend verkündigten die Kanonen des Serails dem Volke die Entthronung Mustapha's des Vierten, und die Erhebung Mahmuds des Zweiten.

Die erste Handlung der neuen Regierung war — Anstellung Bairactars auf dem Posten, nach welchem er gestrebt, und den er, zum wenigsten von der Hand Mahmuds, wohl verdient hatte. Kaum nun war das Siegel des Reichs ihm anvertrauet, als er seine beabsichtigte Reform mit der Bestrafung Derjenigen begann, die in die erste Revolution und in die Absetzung Selims verflochten waren. Der Verräther Musa Pascha wurde enthauptet. Die Officiere der Schlösser am Bosporus, welche die Insurgenten nach Buyuk-Dere geführt hatten, die Entschlossensten unter den Janitscharen und alle Diejenigen vom Hofe, welche sich der Absetzung Mustapha's widersetzt hatten, wurden verhaftet und erdrosselt; der letzte Vezier Ayem wurde in das Gouvernement von Ismael versetzt, wohin auch manche andere Minister, welche sich den letzten Vorgängen abgeneigt bewiesen hatten — wenigstens in diesem Verdachte stan-

den — verbannt wurden. Der barbarische Befehl, welcher die Frauen des Harems nahe an den Ufern der Prinzeninseln vernichtete, wurde gegeben und vollzogen. Noch andere Handlungen, minder unmenschlich, doch nicht minder entscheidend, bewiesen den Einwohnern der Hauptstadt, daß der neue Minister sich durch nichts von solchen Maßregeln abschrecken lasse, die ihm geeignet schienen, die alte Thatkraft der türkischen Macht wieder herzustellen.

Ganz offen erklärte sich der Vezier für die Abschaffung der Janitscharen, oder doch wenigstens für eine Reform derselben, und für eine Beschränkung ihrer Vorrechte. Er verweigerte die Besoldung derjenigen Corps, die nicht im Dienste standen, d. h. nicht die innere Polizei handhabten, oder im Kriege begriffen wären. Die Unordnung und Anmaßung, welche so oft die Ruhe der Hauptstadt gestört hatte, wurde gänzlich unterdrückt. Constantinopel und dessen Vorstädte, durch die Gegenwart der Provinzial-Truppen beschützt, und der Friede und die gute Ordnung, von Bairactars Albanesern gehandhabt, werden von den Bürgern aller Klassen noch immer mit Bewunderung und Bedauern erwähnt. Mahmud war nicht im Stande, sich zu widersetzen, und man ist berechtigt, zu glauben, daß er die Maßregeln seines Ministers billigte; denn da die Janitscharen Gegenstände seiner Furcht und seines Hasses seyn mußten, so war nichts natürlicher, als daß er sich bereit finden ließ, alles zu genehmigen, was ihren Charakter herabsetzte und ihren Einfluß verminderte.

Sultan Selims neue Truppen wieder herzustellen, wurde

wurde für ein allzu kühnes und gefährliches Abenteuer gehalten; und vermöge eines Irrthums, der sich fast immer an temporisirende und die Mitte haltende Systeme knüpft, hielt man es für ersprießlicher, das alte Corps der Seimens von neuem zu beleben, indem man von ihnen annahm, daß sie leicht eben so discipliniert werden könnten, wie die Füsiliere, und folglich am besten geeignet wären, ihre Stelle zu ersetzen. Indeß war der Name des neu zu errichtenden Corps den Janitscharen noch weit mehr verhaßt, als Selims Soldaten; denn er gehörte einer Einrichtung an, die noch älter war, als die ihrige. Sie waren also nur um so mehr entschlossen, den Urheber der Neuerung zu stürzen. Ihre Unterwerfung für den Augenblick, ihre Furcht vor der Provinzial-Miliz, am meisten aber ihre tiefe Verstellung, (eine Eigenschaft, welche den Türken unter allen Umständen zu Gebote steht): dies alles trug dazu bei, ihren Plan zu begünstigen und den vertrauensvollen Bairactar zu täuschen, der in den gewöhnlichen Irrthum der Glücklichen verfiel, und einen unversöhnlich beleidigten Feind zu verachten begann. Es hat sogar das Ansehn, als habe er sich ein Gewissen daraus gemacht, die alte Reichsmiliz, der jeder frühere Ruhm der Türken beigemessen werden mußte, und unter welcher er selbst seine militärische Laufbahn begonnen hatte, herabzudrücken und zu verunglimpfen.

Ueberzeugt, daß die Janitscharen sich unterworfen hätten und mit seiner Verwaltung zufrieden wären, ließ er in der Strenge seines Verfahrens gegen sie nach, und

zwischen der Hoffnung, sie als Freunde zu benutzen, und der Verachtung ihres Widerstandes als Feinde, kam er, zuletzt zu dem verderblichen Entschluß, das Lager von Daut-Pascha aufzulösen und den größten Theil der Provinzial-Truppen zu entlassen.

Vor ihrem Abmarsch aber wollte er die Einigkeit befestigen, die, wie er thörichter Weise glaubte, durch seine Bemühungen zwischen den streitigen Partheien, den Janitscharen und den übrigen Militär-Corps, zu Stande gebracht war. Zu diesem Endzweck wurde das Thal der süßen Gewässer zur Bühne einer gebietenden Ceremonie gewählt, durch welche das Vergessen früherer Feindschaften und der Friede des Reiches feierlich proclamirt und im Angesicht der ganzen otomanischen Nation bestätigt werden sollten. Die Ebene von Kiat-Hane wurde auf beiden Seiten mit Zelten bedeckt, und unter den langen Baumgängen an den Ufern des Barbysses Anstalten zu einem Mahle getroffen. Aus dem Lager von Daut-Pascha und aus den Baracken des Platzes Etmeidan strömten die Truppen herbei, und funfzigtausend Soldaten, wohl ausgerüstet und in den Waffen, versammelten sich zu dem Feste. Bairactar selbst, umgeben von den Staatsministern und den vornehmsten Paschas jedes Heeres, führte den Vorsitz bei dem Feste; und von diesem giebt es, glaub' ich, in der Weltgeschichte kein zweites Beispiel, wir mögen die Wichtigkeit des Gegenstandes, oder die Zahl und den Charakter der Gäste, oder die Umstände der Veranlassung, welche sie an eine und dieselbe Tafel rief, in Betrachtung ziehen. Was uns unstreitig am meisten zum Erstaunen berechtigt, ist,

daß die Hälfte einer ungeheuern, aus den niedrigsten Klassen gewählten Menge im Stande war, das, was in ihr vorging, zu verbergen, und in einer langen Reihe von Kunstgriffen und Betheurungen den wahren Zustand ihrer Gefühle und die Natur ihrer Absichten vor ihren Waffengefährten zu verhüllen.

Am Schlusse des Gastmahls erhoben sich die vornehmsten Officiere der Janitscharen und die Generale der Provinzial-Armee, auf Bairactars Befehl, von ihren Sitzen, und entblößten ihre Säbel. In Einem Augenblick erglänzte die Ebene, von Achmeds Kiosk bis zum goldenen Horn, von den Waffen der unter einander gemischten Truppen, welche ihre Schwerter kreuzten, und sich bei denselben und bei dem Namen des Propheten ewige Treue und standhafte Anhänglichkeit an den neuen Einrichtungen schwuren.

Am folgenden Morgen traten die Albaneser ihren Marsch an, und die Zahl der dem Vezier ergebenen Soldaten, die in der Hauptstadt zurück blieb, belief sich nur auf vier tausend; doch stand Cadi-Pascha, der Freund und Verbündete Bairactars, mit acht tausend Asiaten auf den Höhen und in den Baracken von Skutari.

Zwei Tage nach dem Feste bei den süßen Gewässern, am 14. Nov. des Jahres 1808, nachdem die Patrouillen ihre nächtlichen Umgänge begonnen hatten, brach ein starker Janitscharen-Haufe aus seinen Quartieren hervor, umzingelte den Palast der Pforte, der um diese Zeit der Wohnsitz des Veziers und der Minister war, und legte sogleich Feuer an das Gebäude. Doch Bairactar und seine Freunde gewahrten den Angriff zeitig

genug, um sich nach Barut-Hane, einem kleinen Pulver-Magazin von Stein, zu retten; nur Die, welche nicht entfliehen konnten, wurden entweder von den Stürmenden vernichtet oder von den Flammen verzehrt. Die Janitscharen drangen noch in andere Wohnungen, wenn sie ihre Feinde in denselben vermutheten, und legten die Umgebung der Pforte in Asche. Nur Barut-Hane griffen sie vergeblich an. Doch um Mitternacht erschütterte eine fürchterliche Explosion alle Quartiere der Hauptstadt, und gleich darauf zeigte sich, daß das Pulver-Magazin mit Bairactar und seinen Unglücksgefährten in die Luft geflogen war. Ob dies Sache des Zufalls oder der Absicht war, ist bis jetzt unbekannt geblieben; allein es entschied den Ausgang des Streites, wiewohl es bei weitem noch nicht das Ende desselben war. Die Seimens, die bewaffnete Menge und die Albaneser, welche sich unter Bairactar gesammelt und ihre Gegner vielleicht überwältigt haben würden, waren durch jenes verhängnißvolle Ereigniß freilich entmuthiget; da sie aber sahen, daß es einen Kampf auf Tod und Leben galt, so bereiteten sie sich zu einem entschlossenen Widerstande. Den ganzen 15. hindurch waren die Straßen der Hauptstadt die Bühne eines anhaltenden Gefechtes. Zwar wurden die Janitscharen darin sehr mitgenommen; allein die Seimens litten sehr viel durch den Verlust des Neffen ihres Gebieters, eines Jünglings von ausgezeichneter Tapferkeit, den er an ihre Spitze gestellt hatte. An demselben Tage zeigte sich der Janitscharen-Aga unvorsichtiger Weise auf dem Etmeidan in einem Turban von neuer Anordnung, und er wurde auf der Stelle von

seinen eigenen Soldaten niedergestoßen, die den Nächsten im Commando zu ihrem General erwählten. Die Galiondschis des Arsenals blieben unter den Waffen, obgleich der Capudan-Pascha sich gegen die Janitscharen erklärt hatte; und eben so die Topschis, nur daß beide keinen Antheil am Gefechte nahmen.

Den 16. kam Cadi-Pascha von Scutari an der Spitze von 3000 Mann, und, durch den Hof der St. Sophien-Kirche ziehend, rückte er bis zu den Baracken der Dschebidschis vor, in der Nähe einer Moschee, wo sich fünf hundert Janitscharen aufgestellt hatten. Cadi umzingelte den Platz; doch anstatt den Eingang zu erzwingen, steckte er die Gebäude in Brand, und hielt seine Regimenter so lange zusammen, bis die Quartiere von den Flammen verzehrt und jene 500 Janitscharen lebendig verbrannt waren. Die Trümmer in Flammen lassend, ohne das Mindeste zur Löschung beizutragen, suchten die Asiaten ihre Feinde in den Straßen auf, wo ein heftiges Blutbad anhob. Von den Mauern des Serails bis zur Wasserleitung des Valens stand die Stadt in Flammen, und auf Befehl Seid-Ali's fuhr ein Kriegsschiff fort, auf die Baracken der Janitscharen zu feuern. In der Nacht vom 16. war der Ausgang zweifelhaft, und das Geheul der Weiber, das Gebrüll der Soldaten, und das Knallen der Feuergewehre zeigte den erschrockenen Bewohnern Pera's an, daß der blutige Kampf noch in keiner Abtheilung der Stadt beendigt sei. Vier und zwanzig Stunden hindurch hatte die Flamme geraset und das Geschütz auf den Schiffen schoß noch auf die Baracken des Etmeidan, als am folgenden Morgen die Truppen des Arsenals und Topha-

na's erklärten, daß sie sich mit den Janitscharen vereinigt hätten, und auf diese Weise dem Unverdienten den Sieg zuwendeten.

Bis zu diesem Augenblick hatte Sultan Mahmud den Ausgang des Kampfes hinter den Mauern des Serails erwartet. Der Entschluß der Seeleute und Kanoniere zwang ihn jetzt, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, dadurch, daß er sich mit kaiserlicher Autorität für die siegende Parthei erklärte. Seine Rathgeber — denn es ist nicht bekannt, daß Mahmud selbst den Befehl dazu ertheilt hat — seine Rathgeber hielten es für angemessen, ihn wider seine Sieger durch den Tod des eingekerkerten Mustapha zu sichern. Dieser wurde also strangulirt, und zwar so heimlich, daß die Umstände seiner Hinrichtung nie bekannt geworden sind. Als er nun von der früheren Partheilichkeit der Janitscharen für seinen unmittelbaren Vorgänger nichts weiter zu befürchten hatte, und als er zugleich sah, daß ihre Sache von dem mächtigsten der noch übrigen Militär-Corps vertheidigt wurde, sandte er den Schiffen den Befehl zu, daß sie die Kanonade einstellen sollten, und ließ zu gleicher Zeit den Janitscharen melden, daß die Ursache ihrer Beschwerden nicht länger vorhanden sei; denn die Seimens wären für immer abgeschafft. Des Sultans Entschluß war kaum bekannt geworden, als das Feuer in allen Theilen der Stadt eingestellt wurde, nur da nicht, wo die triumphirende Soldateske ihre Wuth an dem widerstandsunfähigen Pöbel ausließ. Seid-Ali und Cadi-Pascha, von ihren Anhängern verlassen, verließen das Serail, ruderten in leichten Booten über den Bosporus,

und entflohen in solcher Eil, daß, obgleich eine Corvette in weniger als drei Stunden nach ihrer Abreise die Anker lichtete, um sie zu verfolgen, sie dennoch glücklich entkamen. Cadi's Haupt wurde in der Folge in's Serail gesendet.

Die Janitscharen waren durch die Versöhnung des Sultans und durch die Unterwerfung ihrer Gegner nicht auf der Stelle besänftigt; sie wendeten den 18. zur Vertilgung jeder Spur von den verhaßten Einrichtungen an. In großer Zahl gingen sie über nach Skutari, und verbrannten die prächtigen Baracken Selims des Dritten auf den Höhen dieser Vorstadt. Eine zweite Abtheilung marschirte nach Levend Tschiflik und begann einen Angriff auf 500 Seimens, die mit gleicher Tapferkeit sich gegen die Uebermacht ihrer Feinde vertheidigten, bis ihre Quartiere angesteckt wurden, wo sie verbrannten. Dies war das letzte große Gemetzel, und von diesem Augenblick an scheint ihre Wuth sich allmählig gelegt zu haben, wenn gleich noch der Eine und der Andere als Opfer ihrer Rache fallen mußte.

Den 19., nachdem Mahmud eine Proclamation erlassen hatte, worin er seine Unterthanen ermahnte, das eingetretene Bairamsfest in Frieden zu feiern, begleiteten die Janitscharen ruhig und in guter Ordnung die Leiche Mustapha's, welche mit großem Pompe von dem Serail nach dem Grabe des Sultans Abdul Hamid, seines Vaters, gebracht wurde. An demselben Tage wurden die Straßen gereinigt und von den Leichnamen gesäubert; und nicht weniger, als 3000, wurden entweder begraben, oder ins Meer geworfen. Nach langem Suchen fanden

die Janitscharen den Leichnam ihres großen Feindes, des Bairactar, unter den Trümmern von Barut-Hane.

Auf einem offenen Raum, dicht an dem einen Ende des Hippodrom, stehen zwei Bäume in geringer Entfernung von einander; und zwischen diesen hängten sie den entstellten Leichnam Bairactars an den Beinen auf, so daß der Kopf zur Erde hing.

So war das Ende der blutigsten unter den drei Umwälzungen, welche in dem kurzen Zeitraum von achtzehn Monaten vorfielen, und, nach der Entthronung zweier Monarchen und Vergießung des köstlichsten Bluts im Reiche, mit einer so vollständigen Wiederkehr der frühern Vorurtheile endigten, daß die letzten zwanzig Jahre ganz vergeblich für die Türken verstrichen sind; wofern man nicht genöthigt ist, zu behaupten, daß sie bei weitem mehr die alten Irrthümer bekräftigt, als irgend eine von den Wohlthaten gestiftet haben, die man gewöhnlich der Erfahrung verdankt. Seit Bairactars Fall haben die Janitscharen keinen Versuch gemacht, die Regierung zu beunruhigen; da sie aber jeden Widerstand besiegt und jede nebenbuhlende Macht zu Boden geschlagen haben: so ist ihre Unterwerfung weder verdienstlich, noch unerwartet.

Die Wahl Jussuf-Pascha's, eines bekannten Feindes ihrer Zunft, zum Vezierat wurde für einen Beweis gehalten, daß sie sich dem Sultan Mahmud unterworfen hätten. Doch die allgemeine Popularität und die besondere Lage dieses Sultans, welcher noch im Jahre 1810 der letzte von dem otomanischen Fürstengeschlechte war, erklärt hinlänglich ihre Ergebung in eine Maßregel,

welche keine Feindseligkeit aussprach und folglich durch-aus nicht für verletzend gehalten werden konnte. Zu Wahrheit, Jussuf ist seitdem entlassen worden. Erzählt wird, daß die Schnur ihre Zahl vermindert habe; indeß sind, so lange Jussuf verwaltete, keine Neuerungen versucht worden. Von den Militär-Einrichtungen Selims ist keine Spur übrig geblieben, welche Befürchtungen in ihnen anregen könnte; und wiewohl die Topschis einen Theil der Mannszucht beibehalten, welche von de Tott herrührt, so haben sie doch die neuen Verordnungen fallen lassen; und indem ihre Dienste in der letzten Umwälzung die Einigung beider Corps bewirkt haben, ist jede Eifersucht beseitigt worden. Die Schulen des Arsenals und die Baracken der Bombardiere sind eben so verlassen, wie die Uebungsplätze von Skutari und Levend Tschiflik; und die frommen Befürchtungen der Ulemas können nicht mehr angeregt werden durch die unheiligen Aufmunterungen christlicher Raffinements. Die Pressen von Ters-Hane stehen still; die französische Sprache wird nicht mehr im Serail gelehrt und gelernt, und der Palast Beschik-Tasch wird nicht mehr belebt von den Balletten und Opern, welche Selims des Unglücklichen müßige Stunden ausfüllten.

Ueber die Thaumaturgen und Propheten im gegenwärtigen Deutschland.

(An den Herrn Geh. Regierungsrath ....s zu Driesen.)

Wie ich über die Thaumaturgen und Propheten unserer Zeit urtheile?

Nicht so vortheilhaft, mein theurer Freund, daß ich mich in ihre Zünfte aufnehmen lassen möchte; aber wiederum auch nicht so nachtheilig, daß ich mich berufen fühlen könnte, ihr Ankläger und Verfolger zu werden. Du kennst mich von Seiten meines Optimismus. In Wahrheit, es geht mir in vielen Fällen, wie jenem französischen Bischof, der, als er die Nachricht erhielt, daß sein geliebter Neffe in der Schlacht bei Fontenoi den linken Arm verloren habe, sehr gelassen ausrief: „dem Himmel sei gedankt, daß er wenigstens den rechten gerettet hat; denn er hätte beide verlieren können.“ In dieser unvollkommenen Welt muß man sich vielfach damit trösten, daß die Sachen nicht noch schlimmer stehen; und so lange Deutschlands Thaumaturgen und Propheten noch auf so vielen gesunden Menschenverstand stoßen, daß das, was sie bezwecken, unerreicht bleiben muß, kann man ihnen leicht ihre kleinen Triumphe gönnen. Gefährliches und Furchtbares ist — so scheint es mir — weder in den einen, noch in den andern.

Was die Thaumaturgen betrifft, so bin ich über-

haupt geneigt, in ihnen nur betrogene Betrieger zu sehen, die schlechterdings nicht wissen, wie armselig, wie von Gott und aller Welt verlassen, sie dastehen. Was heißt es denn, Wunder verrichten? Darf das Erstaunen, welches sich aus dem nicht gefaßten Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung entwickelt, über die von ihnen vollbrachte Handlung entscheiden: so stehen sie, auf's Beste, doch nur in gleicher Linie mit dem gemeinsten Taschenspieler. Ja, sie stehen sogar noch unter diesem; denn während der Taschenspieler, indem er dasselbe Erstaunen erregt, nicht müde wird, den Zuschauern zuzurufen, es gehe alles ganz natürlich zu, appelliren jene an das Uebernatürliche, um uns glauben zu machen, es gebe noch eine besondere Ordnung der Dinge, über welche zu verfügen sie ein ausschließendes Recht hätten. Die Armseligkeit dieser Behauptung aber liegt besonders darin am Tage, daß die Thaumaturgen selbst nicht aufhören, in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge befangen zu bleiben, hierin jenen Alchemisten ähnlich, welche sich rühmen, Gold machen zu können, während sie, von der höchsten Armuth gedrückt, in Lumpen und Schmutz daher wandeln. Ihr Vorgeben läßt sich nur aus der auffallenden Beschränktheit ihrer Einsicht erklären; und in der That, wenn man sich sein ganzes Leben hindurch mit nichts weiter beschäftigt hat, als mit übernatürlichen Lehren, die, weil sie über allen Verstand erhaben sind, dem Verstande nichts sagen: so hat man dadurch gewissermaßen ein Recht erworben, für sich selbst zu glauben, man gehöre einer höheren Ordnung der Dinge an, als der Ueberrest der Sterblichen. Es stellt

sich sodann auf die natürlichste Weise von der Welt jene Stimmung des Gemüths ein, von der Lessing in seinem Nathan sagt:

> . . . Stolz! nichts als Stolz! Der Topf
> Von Eisen will mit einer silbern Zange
> Gern aus der Gluth gehoben seyn, um selbst
> Ein Topf von Silber sich zu dünken.

Aber wie leicht vergißt man über die Täuschung, die aus einer solchen Stimmung hervorgeht, daß das, wodurch man sich geltend machen möchte, gerade das Gegentheil von dem beweiset, was es beweisen soll! Ich wenigstens kenne nichts, was dem Atheismus, der Irreligion und der Immoralität noch näher verwandt wäre, als der Glaube an Wunder; denn, wenn Wunder noch etwas mehr bezeichnen soll, als jede Erstaunen erregende Handlung, d. h. noch mehr, als was auch der Taschenspieler und der Jongleur leisten: so muß diese Handlung eine Aufhebung des allgemeinsten Gesetzes der Erscheinungen in sich schließen, was, in meiner Ansicht, ganz unmöglich ist, ohne den Begriff der Gottheit, und, mit demselben alle Religion und alle Moralität, aufzuheben. Auffallende Handlungen, von Leichtgläubigen Wunder genannt, hat es zu allen Zeiten gegeben, sogar in jenen, wo es noch gar nicht darauf ankam, die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums zu beweisen. Römische Imperatoren haben Todte in's Leben zurückgerufen, ohne daß es jemals irgend Einem eingefallen wäre, sie deshalb für Gottgesandte zu erklären. Sueton erzählt vom Vespasian, daß er, während seines Aufenthalts in Aegypten, ein solches Wunder verrichtet habe;

aber so weit blieb dieser Imperator davon entfernt, sich deßhalb für mehr als einen Menschen zu halten, daß er sterbend ausrief: vae, Deus fio! Sollen überhaupt Erstaunen erregende Handlungen einen Beweis für die Wahrheit gewisser Lehren ablegen, so ist zweierlei nicht aus der Acht zu lassen: einmal, daß es diesen Lehren an der inneren Wahrheit fehlen muß, durch welche sie allein zu Lehren werden können; zweitens, daß jene Handlungen überall gelingen, wo sie von der Unwissenheit der großen Menge unterstützt werden. Ich halte es also für einen wesentlichen Vorzug des neunzehnten Jahrhunderts, daß es dem Wunderglauben abgeneigt ist, und Die verlacht, welche sich mit der Wiederbelebung dieses Glaubens befassen.

Was im südlichen Deutschland vorgeht, ist, meines Erachtens, nur merkwürdig wegen der Personen, die dabei eine Rolle spielen. Der Bauer Martin Michel, und der Vicariatsrath des Bisthums Bamberg, F. Alexander von Hohenlohe, zu einem und demselben Zwecke verbunden, gewähren ein Schauspiel der seltsamsten Art, wenn man auch nur das Einzige in Erwägung zieht, daß jener ein Laie, dieser ein Priester ist. Wo hat man jemals gesehen, daß zwei so ungleiche Personen zu einem geistlichen Zwecke gemeinschaftliche Sache gemacht haben? Und wo bleibt die priesterliche Würde, wenn die höhere Kraft des Gebets dem Laien eingeräumt wird, wie es hier offenbar der Fall ist? Hierbei dürfte von Seiten des Vicariatsraths sehr viel zu verantworten seyn; zum wenigsten leuchtet daraus eine merkwürdige Erschlaffung der Kirchen-Disciplin hervor. In anderer Hinsicht

aber mögen Martin Michel und Alexander von Hohenlohe sich sehr gleich seyn. Keiner von Beiden — dieß läßt sich mit der größten Sicherheit voraussetzen — hat jemals die christlichen Urkunden im Grund-Texte studiert; keiner von Beiden hat sich jemals um die Hülfswissenschaften bekümmert, wodurch der Text allein verständlich wird; keiner von Beiden ist jemals auf den Gedanken gerathen, die Geschichte der christlichen Kirche in ihrem Zusammenhange aufzufassen, um sich die einzelnen Erscheinungen an ihr zu erklären. Beide sind gute katholische Christen, denen die Ueberlieferung genügt: Glaubensbrüder, im eigentlichen Sinne des Worts, und eben dadurch für einander wie geschaffen. Hiergegen nun läßt sich schwerlich das Mindeste einwenden.

Allein was treibt diese beiden Heiligen — denn für solche möchten sie doch gern gelten —, sich mit ihrer Eigenthümlichkeit in's Licht zu drängen? Dies ist, wie ich glaube, die Frage, welche beantwortet werden muß.

Als Wunderthäter können sie ihrer Sache unmöglich gewiß seyn. Dabei versteht sich, daß man sich nicht gern umsonst bemühet. Was nun den Bauer Martin Michel betrifft, so läßt sich von ihm annehmen, daß er bei seinen Wunder-Curen nichts weiter beabsichtigt, als was alle Die, welche sich seit Anbeginn der Welt mit dergleichen befaßten, beabsichtigt haben: Gewinn; dieser stelle sich in der Gestalt eines Geschenkes oder einer verabredeten Belohnung, oder wie er sonst wolle, dar. Die Theilnahme des Vicariatsraths an diesen Wunder-Curen aber will auf eine andere Weise erklärt seyn; und ich weiß keinen andern Schlüssel zu finden, als fol-

genden. Alexander von Hohenlohe ist ein geborner Fürst, der die geistliche Bahn nur in der Voraussetzung betreten haben kann, daß die fürstliche Geburt auf derselben förderlich seyn werde. Nun aber ist es für ein unverkennbares Unglück zu achten, wenn man es, als geborner Fürst, in einem Alter von beinahe dreißig Jahren auf der benannten Bahn noch nicht weiter gebracht hat, als bis zu einem Domicellar von Ollmütz, einem Vicariatsrath des Bisthums Bamberg, und einem Ritter des Malteser-Ordens. Hierin liegt eine Beschämung, welche nicht wohl zu ertragen ist, am wenigsten in einer Zeit, wo der Kirche eine Wiederherstellung in ihrem vorigen Glanze bevorsteht und wo es bald Bischofsmützen regnen wird. Da nun den Sterblichen nichts ohne Mühe und Arbeit zu Theil wird, so kommt es darauf an, die Aufmerksamkeit auf sich zu richten; und wie könnte dies mit besserem Erfolge geschehen, als wenn man eine Wunder-Cur zu Stande bringen hilft und sie hinterher aus allen Kräften vertheidigt! Ich will damit nicht sagen, daß dies der sicherste Pfad zu einem Bischofssitze sei; allein um digito monstratus zu werden, giebt es gewiß kein besseres Mittel.

In der Fürstin Mathilde von Schwarzenberg war der Gegenstand höchst angemessen gewählt; denn wäre die Wunder-Cur an einer Person niedrigen Standes verrichtet worden, so würde davon nicht viel Aufhebens gemacht worden seyn. Die Sache gelang. Wie? darüber wird die Zukunft noch besondere Aufschlüsse geben, obgleich schon gegenwärtig niemand leugnet, daß ärztliche Hülfe dem Wunder so gut vorgearbeitet hatte, daß die-

ſes nur ſehr wenige Schwierigkeiten zu überwinden fand. Doch um ſo mehr Lärm mußte von der Sache gemacht werden, und dies geſchah durch das Schreiben an den Magiſtrat von Würzburg, worin Alexander von Hohenlohe als tapferer Malteſer-Ritter ſagte: „wir können dieſe Heilung von Gott fordern, damit wir den von ihm uns auferlegten Berufspflichten zu ſeiner Ehre und zu unſerem Seelenheile ferner nachkommen, und unſere Mutter — die heilige Kirche — verherrlicht werde, die ihren Gläubigen ſolche Gewalt einräumt, um dadurch zu beſtätigen, daß ſie die einzige wahre Kirche Gottes ſei." Zur Ehre des Verfaſſers dieſes Briefes muß man annehmen, daß er ſelbſt nicht gewußt wie viel Unwiſſenheit, Aberglauben, Anmaßung und Unduldſamkeit er in dieſen wenigen Worten zur Schau getragen hat. Man möchte glauben, er gehöre dem elften Jahrhundert an, und ſei ſo eben aus der Schule Gregors des Siebenten gekommen, nach deſſen erleuchteter Theologie sacerdos solus sanguinem et corpus Christi in proprio ore conficere valet. Mich ſchaudert, indem ich dies niederſchreibe.

Was in der ganzen Erſcheinung entweder lächerlich oder beſchämend iſt, fällt indeß nicht dem Jahrhundert, ſondern nur Denen zur Laſt, die es auf ſich genommen haben, allen Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes zum Trotz, ihren Zeitgenoſſen durch Wunder zu imponiren. Doch, die Preßhaften allein ausgenommen, hat Niemand ſich durch die kühne Sprache des Vicariatsraths von Bamberg irre machen laſſen; die Preßhaften ſind unter allen Umſtänden die Abergläubigen. Proteſtanten und Ka-

Katholiken, vereint im richtigen Begriff von Wunder, d. h. in der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit desselben, haben es gleich abgeschmackt gefunden, daß, einem einfältigen Bauer zu gefallen, die Natur von ihren ewigen Gesetzen abweichen sollte, und ihr gemeinschaftlicher Unglaube hat bewirkt, daß es bei der einzigen Wunderkur geblieben ist, deren Gegenstand die junge Fürstin von Schwarzenberg war. Ich finde aber noch eine besondere Genugthuung darin, daß der Magistrat derselben Stadt, welche die letzte Hexe verbrennen sah, sich in diesem Jahrhundert den Fortschritten der Thaumaturgie widersetzt hat, indem er die Wunderthäter nöthigte, sich die Oeffentlichkeit gefallen zu lassen. In Wahrheit, es gab kein besseres Mittel, ihren Umtrieben ein Ende zu machen; in der Natur der Sache aber lag, daß, seitdem die Hexenprocesse aufgehört hatten, es gleichgültig geworden war, in wessen Namen die Wunder verrichtet werden. Giebt es Thoren, die dies nicht begreifen, und giebt es außerdem Schlauköpfe, welche ihre Rechnung nicht dabei finden, daß alles Uebernatürliche in Mißachtung geräth — nun gut! dann sind sie es, die den Kampf mit dem Lichte fortzusetzen vermeinen, und der Erfolg wird zeigen, auf wessen Seite der Sieg bleibt. Ich befürchte in dieser Hinsicht sehr wenig, selbst wenn man, auch außerhalb des Herzogthums Nassau, verfallene Kapellen wieder aufbauen sollte, um, wie in öffentlichen Blättern bemerkt wird, den Klagen der Bäcker, Fleischer und Schenkwirthe abzuhelfen, die durch Einstellung frommer Wallfahrten an Absatz verloren. Es mag widerwärtig seyn, so etwas zu hören oder zu lesen; bedenkt

man aber, was früher dagewesen, und bedenkt man zugleich, daß die Gewohnheit unsere gemeinschaftliche Amme ist: so wird man geneigt, der menschlichen Schwachheit zu verzeihen, daß sie nicht Riesenschritte macht, und daß das Wahre und Gute so langsam zur Allmende wird.

Kurz: von den Thaumaturgen ist in Deutschland nichts zu fürchten; alle werden mehr oder weniger das Schicksal Derer haben, die im Königreiche Baiern eine Umkehr in den Köpfen zu bewirken versuchten. Das, worüber sie sich am meisten zu beklagen haben, ist die unvermeidliche Oeffentlichkeit, deren Opfer sie zu werden bestimmt sind.

Ich komme jetzt zu den Propheten.

Unter den Vielen, welche in den letzten Jahren Deutschland zum Gegenstande kühner Prophezeiungen gemacht haben, verdienen besonders zwei ausgezeichnet zu werden. Der Eine ist der unbekannte Verfasser des Manuscripts aus Süd-Deutschland; der Andere der Professor Görres, als Verfasser der beiden Schriften: Deutschland und die Revolution, und Europa und die Revolution. Von jenem läßt sich behaupten, daß er, ohne in das Wesen einer Bundesverfassung eingedrungen zu seyn, zum wenigsten die Nothwendigkeit derselben für Deutschland in der gegenwärtigen Zeit richtig aufgefaßt hat, und nur durch seine Befangenheit in der Acte des Rheinbundes, so wie durch seinen Local-patriotismus, verhindert wird, der Wiener Bundes-Acte die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr gebührt. Was diesen betrifft, so hat er die jakobinistische

Natur, die ihn, als Jüngling, in die politische Laufbahn trieb, bei weitem noch nicht so sehr abgelegt, daß das, was die Wirklichkeit fordert, ihm nicht noch immer als eine Kleinigkeit erscheinen sollte, so oft von der Verwirklichung einer angeblich » großen Idee die Rede ist; und nichts in seiner wahren Gestalt anschauend, alles durch einander mengend, die Wissenschaft zu einem Bilde herabdrückend, wiederum das Bild zu einer Wissenschaft erhebend, und die eigene Verwirrung durch ein nicht unbedeutendes Rednertalent auf seinen Leser übertragend, ist er gerade das, wofür er gelten möchte: jene Sibylle, von welcher Virgil im sechsten Gesange der Aeneis sagt:

. . . . . . Cui talia fanti
Ante fores, subito non vultus, non color unus,
Non comptae mansere comae; sed pectus anhelum
Et rabie fera corda tument, majorque videri,
Nec mortale sonans, afflata est numine quando
Jam propiore dei.

In Wahrheit, was man auch dem Genie dieses Mannes einräumen möge: so muß man doch bekennen, daß man davon weder erleuchtet, noch erwärmt wird. Er will orientiren, und verbindet die Augen; er will, um bei seinen Prophezeiungen nicht ganz der Vernunft zu entsagen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Syllogismus vereinigen, und zeigt nur, daß er die Vergangenheit eben so wenig kennt, als die Gegenwart, und daß folglich alles, was er von der Zukunft sagt, zu den leeren Träumen einer verwilderten Einbildungskraft zu rechnen ist, und nicht einmal als Poesie genossen werden kann.

Die einfache Frage ist, was von der Bundesverfassung zu halten sei, welche Deutschland durch die Wiener Acte bekommen hat.

Herr Görres sagt:

„Neun und dreißig Staaten, verschieden an Macht und innerem Bestand, von Sternen erster Größe bis zum kaum sichtbaren teleskopischen herab, haben sich vereint, um nach Rousseau's Grundsätzen in einem Contrat social, den die Bundesacte und die Wiener Additionalacte enthält, eine vollkommene Demokratie zu bilden, die jedoch also gehalten sei, daß sie stets zwischen dem gesellschaftlichen Zustande und dem Naturstande sich schwebend erhalte. Bekanntlich ist dieser Naturzustand ein Stand vollkommener Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit innerhalb der Schranken eines natürlichen Gesetzes, das in die Herzen aller Menschen gegraben ist, und alle vor jeder positiven Staatsverbindung theoretisch in einen großen menschlichen Verein verknüpft. In diesem Verein ist jedes Glied dem andern gleich von Natur; der Größte dem Kleinsten in Rechten auf keine Weise überlegen; Vortheile und Leistungen sind unter Alle gleichmäßig vertheilt, und alle Gewalt und Jurisdiction erscheint überall vollkommen wechselseitig durch einander bedingt. Frei sind alle, ihre rechtlichen Handlungen zu ordnen nach eigenem Wohlgefallen, und über Leib, Leben und Besitz und all' ihr Thun nach eigener Willführ zu verfügen. Unabhängig ist Jeglicher, Herr seiner eigenen Person, unterworfen keinem andern: jeder ein König, ruhend auf sich selber, und keine Autorität anerkennend, die über ihn zu richten berufen wäre. Und weil das

Naturgesetz, das die Vernunft gegründet, verbietet, daß irgend Einer den Andern beschädige an seinem Bestande, Leben und Eigenthum und dem freien Gebrauche seiner Kräfte, darum ist jeder in diesem Stande befugt, zu thun, was ihm für seine Erhaltung zuträglich dünkt, und jede Verletzung des Vernunftgebots zu ahnden: das heißt, er übt in eigener Person, so weit das Gebiet seiner eigenen Freiheit reicht, zugleich die gesetzgebende und die vollziehende Macht. Diese, bisher bloß theoretisch gangbaren, und sonst von loyalen Staatsrechtslehrern gänzlich geleugneten Grundsätze, hat die Bundesacte nun feierlich sanctionirt, und dadurch praktisch gemacht, daß sie dieselbe als Fundament ihrem Gebäude unterlegt. Da aber ihre Urheber wohl erkannt, daß die Menschen in der Regel, wo sie kein Zwang bindet, selten strenge Beobachter von Recht und Billigkeit zu seyn pflegen, haben sie die Gefahren dieses Zustandes eingesehen, und sind über einige Modificationen übereingekommen, indem sie sichtlich die Grundsätze des Contrat social befolgt, und dabei durch den Vorbehalt der jura singulorum innerlich, und des Rechts, Bündnisse abzuschließen, äußerlich, einen möglichen Rücktritt nach Maßgabe der Umstände vermittelt haben. Da sie nach dem ersten Buche im fünften Kapitel sich überzeugt, daß, da alle Vergangenheit nichtig geworden, alle Ueberlieferung ausgegangen, und alle Autorität erloschen, das Werk nothwendig von Grunde auf in einem neuen Social-Pact beginnen müsse, so haben sie ohne Verzug einen solchen in der Acte improvisirt. Da nach Kapitel 3. desselben Buchs das Recht des Stärkeren nimmer vor der ursprünglichen

Gleichheit bestehen kann, so haben sie diese Gleichheit unter den Genossen eingeführt, und der kleinsten Hansestadt dasselbe Stimmrecht, wie dem Kaiser, eingeräumt. Da sie nach Kapitel 6. eingesehen, daß die Freiheit des Menschen in der Gesellschaft darin bestehe, daß er an keine gesetzgebende Macht gebunden sei, die er nicht durch seine Delegation gesetzt, so haben sie die Souveränetät des Bundes in die Masse aller seiner Glieder hineingelegt, und also die Demokratie eingeführt. Da nach dem zweiten Buche Kapitel 1., und nach dem dritten, Kapitel 15., die Souveränetät, wesentlich beruhend im Gesammtwillen, immer dieselbe, oder eine andere ohne Mitteldings nicht von ihm abgesondert, noch übertragen werden kann: so haben sie mit nichten einen unabhängigen Bundestag gesetzt, sondern bloß verantwortliche, an ihre Instruction gebundene Staatsdiener zu mechanischen Stimmführern des souveränen Volks gemacht. Da nach dem vierten Buche Kapitel 2. unter allen Gesetzen der Social-Pact von allen Handlungen des freien Menschen diejenige, die am meisten seinem freien Entschlusse anheim gegeben werden muß, allein die volle Einstimmigkeit aller Contrahirenden erfordert, so haben sie folgerecht für alle organischen Gesetze die Einhälligkeit aller Stimmen zum unnachlaßlichen Gesetze gemacht. Da nach dem zweiten Buche Kapitel 2. die Souveränetät wesentlich untheilbar ist, die Urheber der Constitution aber doch die Eintheilung in die gesetzgebende und vollziehende Gewalt beliebt haben: so haben sie diese Zerfällung geschickt in zwei Kammern unter Einem Dach versteckt, wo in der Einen im Plenum das ganze versammelte Volk die

Gesetze von sich giebt, und dann dasselbe Volk im gleichen, nur immer mit der Zahl 4 multiplicirten, Stimmverhältniß die Vollziehung der beliebten Gesetze durch den engeren Ausschuß bewirkt. Während man aber für die Verhandlungen jener Behörde die Einhälligkeit der Stimmen als nothwendig festgesetzt hat, hat man für diese jedoch die Mehrheit sich gefallen lassen, weil man gefunden, daß diese Mehrheit nothwendige Bedingung der Wirksamkeit jedes Vereins ist, da jede zusammengesetzte Masse von vielen Kräften getrieben, wenn sie sich als solche bewegen soll, nothwendig in der Diagonal-Richtung nach der Seite der Mehreren gehen muß. So hat diese wunderbare Verfassung sich aufgebauet, die kühn und keck das Wort jenes polnischen Palatins: malo periculosam libertatem, quam quietum servitium, zum Motto sich genommen."

So Görres.

Wer nun, der dies lieset, und weder eine Anschauung von dem Wesen einer Bundesverfassung in sich trägt, noch mit der Art und Weise, wie die deutsche Bundes-Acte zu Stande gekommen, bekannt ist, wird nicht auf die Vermuthung gerathen, der Wiener Congreß sei nichts mehr und nichts weniger gewesen, als eine Versammlung von Wahnsinnigen, die, um ihrem geistigen Unvermögen zu Hülfe zu kommen, zu den Träumen eines Phantasten (des berühmten Hans Jacob) ihre Zuflucht genommen? Wer, der dies lieset, wird nicht verführt, zu glauben, die gegenwärtige Bundesverfassung Deutschlands sei ein ganz neues Werk, unvorbereitet durch das, was ihm vorangegangen, ohne alle Analogie sowohl in der früheren,

als in der späteren Vergangenheit, im eigentlichsten Sinne des Worts das Erzeugniß einer mit der kühnsten Willkühr schaffenden Phantasie?

Lächerlich genug hat Görres die Bundesacte gemacht! Was aber wird er antworten können, wenn man ihm die Frage vorlegt: in welcher Periode Deutschland nicht ein Staatenbund gewesen sei. Seltsame Täuschung! Der kluge Mann, der die Vergangenheit so gut zu kennen glaubt, daß er sie zum major des Vernunftschlusses zu erheben wagt, nach welchem er über Deutschlands Zukunft abspricht — dieser kluge Mann hat nicht einmal die Entdeckung gemacht, daß Deutschland, die Periode der Karolinger etwa ausgenommen, zu keiner Zeit aus einer Bundesverfassung herausgetreten ist, zu keiner Zeit diejenige Suveränetät anerkannt hat, welche, auf einem Einzigen ruhend, die Monarchie begründet. Was waren denn Deutschlands Wahlkönige in den Augen Derer, die ihnen ihr Daseyn gaben, der Wahlfürsten? Doch wohl nicht Suveräne, deren Wille Unterwerfung finden muß? Doch wohl bloße Machthaber zur Erhaltung des inneren und des äußeren Friedens? Doch wohl bloße Hegemonen, wie jeder Staatenbund sie nothwendig macht, wenn ihm irgend eine Thatkraft beiwohnen soll? Von den Ottonen an, bis zum letzten Kaiser vom österreich-lothringischen Geschlechte, hat Keiner, der den Imperator-Titel führte, jemals über die deutsche Kraft anders, als mit Genehmigung und Einwilligung der Reichsfürsten, gebieten können, gelähmt und ohne Ansehn, wenn er diese nicht fand, mächtig und hoch verehrt, wenn er sie fand.

Es ist also falsch, grundfalsch, wenn gesagt wird: „daß, da alle Vergangenheit nichtig geworden, alle Ueberlieferungen ausgegangen, alle Autorität erloschen, das deutsche Verfassungswerk nothwendig von Grund auf in einem neuen Social-Pact habe beginnen müssen." Weit gefehlt, daß dies der Fall gewesen wäre, dauert der alte Social-Pact fort, nur daß er diejenigen Abänderungen gelitten hat, welche Zeit und Umstände nöthig gemacht hatten. Will man auch nur bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückgehen, so wird man finden, daß der Grund zu der Bundes-Acte vom Jahre 1815 in dem westphälischen Frieden gelegt worden ist. Von der in diesem Vertrage bewilligten Territorial-Hoheit bis zur Souveränetät der deutschen Fürsten, war nur ein kleiner Schritt; und nachdem dieser im Jahre 1806 unter der Begünstigung Napoleon Bonaparte's geschehen war, und alle inneren Verhältnisse sich danach abgeändert hatten, gab es im Jahr 1814 kein Mittel, den durch den westphälischen Frieden zu Stande gebrachten Social-Pact wieder aufzunehmen: alles sperrte sich dagegen, und der deutsche Staatenbund mußte die Veränderungen erfahren, welche der gut oder schlecht verstandene Vortheil aller Theilnehmer an denselben nothwendig machte. Will man also über deutsches Staatsrecht, so wie es gegenwärtig besteht, unpartheiisch und richtig urtheilen: so muß man nicht Hans Jacob's gesellschaftlichen Vertrag zur Quelle desselben machen, was zuletzt weder witzig noch wahr ist, sondern auf die Vergangenheit und auf die allmähligen Veränderungen zurückgehen, welche ein Zeitraum von 160 Jahren bewirkt hatte.

Bei allen Veränderungen und Modifikationen aber, welche eine gesellschaftliche Einrichtung leidet, kann man fragen: was ist weggefallen und was hinzu gekommen? Beantwortet man sich nun diese Frage in Beziehung auf Deutschlands frühere Verfassung, so springt zunächst in die Augen, daß die Reichsgerichte weggefallen sind. Die Verwandlung der Territorial-Hoheit in volle Souveränetät machte dies Opfer nothwendig; wer aber möchte dabei das Mindeste bedauern, wenn er erwägt: einmal, daß diese Reichsgerichte für die größeren Staaten gar nicht vorhanden waren; zweitens, daß ihre Wirksamkeit selbst für diejenigen Staaten, welche ihnen unterworfen blieben, gleich Null war, weil die Execution gefällter Urtheile den größten Schwierigkeiten unterlag; drittens, daß ihre Entfernung, ihr langsames Verfahren und ihre Kostspieligkeit ihnen beinahe allen Werth raubten? Weggefallen ist ferner der Einfluß der Geistlichkeit auf das politische System durch die Säcularisation der drei geistlichen Kurfürstenthümer und anderer Bischofssitze. In dieser Hinsicht aber ist nur vollendet worden, was auf dem Friedens-Congresse zu Münster und Osnabrück begonnen war; und wer bedauern will, daß es kein heiliges römisches Reich deutscher Nation mehr giebt, der macht sich, streng genommen, verbindlich, zu beweisen, daß es jemals seine eigenen Reibungen habe überwinden können. Weggefallen sind endlich die Reichsstandschafts- oder Souveränetäts-Rechte sehr vieler, ehemals freier Städte, so wie der sogenannten Reichsunmittelbaren und Reichsritter. Sie sind mediatisirt worden, als Elemente, welche die Bundesverfassung nur stören konnten, weil sie viel zu klein

waren, um irgend einem Andern, als dem **Kaiser**, nützlich zu werden.

Durch dies Alles hat die Bundesverfassung sich **gereinigt**.

Was nun das Hinzugekommene betrifft, so läßt sich nicht wohl eher davon reden, als bis man die Natur eines Staatenbundes erforscht hat; und diese Forschung will ich hier mit derjenigen Unbefangenheit anstellen, welche die gänzliche Verkennung des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes von Deutschland, sofern sie sich in den politischen Schriftstellern ausspricht, sogar zur **Pflicht** macht.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Bundesverfassung Deutschlands nicht vom Jahre 1815, sondern von jenem Jahre herrührt, wo die deutschen Fürsten sich — nicht ein Oberhaupt (Imperator), sondern einen Führer (Hegemon) wählten. Da nun dies im Jahre 887 in der Person Arnulfs, natürlichen Sohnes Karlomans, geschah: so läßt sich mit der größten Bestimmtheit sagen, daß die Bundesverfassung der Deutschen im Jahre 1815 bereits neunhundert und acht und zwanzig Jahre gedauert hatte. Unstreitig war, diesen langen Zeitraum hindurch, ihre **Form** nicht immer dieselbe; und wenn es hier die Mühe belohnte, so würde sich nachweisen lassen, wie diese sich von einem Jahrhundert zum andern unter den größten Hindernissen immer mehr ausgebildet hat. Wie es sich aber auch mit der Form verhalten mochte: das **Wesen** der deutschen Bundesverfassung selbst bestand zu allen Zeiten darin, daß eine größere oder geringere Anzahl von Fürsten sich in Ansehung alles dessen, was zu ihrem Besitzstand gehörte, gegenseitige Gewähr

leistete. Diese Fürsten bildeten also einen Verein von Actionären, die, in Anerkennung eines gemeinschaftlichen Vortheils, sich wechselseitigen Beistand gegen Jeden gelobten, der ihren Besitzstand zu vermindern trachten würde, möchte er ein innerer oder ein auswärtiger Feind seyn. Wie nun ein Verein von Actionären durchaus nicht fortdauern kann, ohne Einem (oder Mehreren) aus seiner Mitte die Leitung seiner Angelegenheiten, die Wahrnehmung seines Vortheils, anzuvertrauen: so haben auch die Bundesfürsten Deutschlands zu allen Zeiten das Bedürfniß gefühlt, einen solchen Vorsteher zu haben, den sie ihren König nannten, und der, seit Otto dem Großen, von dem Auslande in einen Kaiser verwandelt wurde. Allein für die Fortdauer eines Vereins von Actionären kommt alles darauf an, daß die Verwaltung des allgemeinen Vortheils nicht einem Einzigen anvertrauet werde, weil dieser Einzelne sich leicht versucht fühlen kann, nur für sein Interesse zu verwalten. Die deutschen Bundesfürsten, welche dies sehr wohl fühlten, aber keinen deutlichen Begriff davon hatten, daß sie die Leitung ihrer Angelegenheiten Zweien anvertrauen müßten — die deutschen Bundesfürsten suchten sich dadurch zu helfen, daß sie zu ihrem Bundesführer immer nur Den wählten, der ihnen am mindesten geeignet schien, ihrem gemeinschaftlichen Vortheil zu schaden; mit Einem Worte: sie wählten, so viel an ihnen war, nicht den Stärksten, sondern den Schwächsten. Diese ihre Politik geht durch alle Jahrhunderte, bis auf die Zeiten, wo das Haus Habsburg so mächtig und zugleich (vermöge seiner Lage) so unschädlich geworden war, daß die Kaiserwürde, wo

nicht gesetzlich, doch wenigstens factisch, erblich in demselben werden konnte. Aber eben diese Politik beweiset nur, daß die Bundesfürsten das Wesen einer Bundesverfassung verkannten; denn eben so wenig wie ein Verein von Actionären Dem, der das Mindeste eingelegt hat, bloß um dieses Umstandes willen die Leitung seiner Angelegenheiten anvertrauen darf: eben so wenig ist dies Bundesfürsten erlaubt, die sich auf ihren wahren Vortheil verstehen. Ueberhaupt ist in der Geschichte Deutschlands nichts so merkwürdig, wie die fortlaufende Verkennung der Natur eines Staatenbundes. Immer verband man damit den Begriff der Macheinheit, der ihm ganz zuwider ist; und daraus müssen alle die Widersprüche erklärt werden, welche die Bundesverfassung früherer Zeiten in sich schloß: Widersprüche, welche hauptsächlich daher rührten, daß man nicht genug aus sich selbst heraus zu treten vermochte, um dem Begriff einer Monarchie zu entsagen. Deutschland war nie ein Reich nach dem Muster anderer Reiche: es hatte nie bestimmte Gränzen, an welche sich eine regelrechte Herrschaft (imperium) knüpfen ließ. Gerade vermöge dieses Mangels — denn ich bekenne, daß ich unfähig bin, einen anderen Grund aufzufinden — verwandelte sich das Reich in einen Staatenbund, bei welchem die Aufgabe nie eine andere ist, als mächtig zu seyn, ohne strenge Einheitsgesetze. In Wahrheit, faßt man das deutsche Wesen von dieser Seite auf, so macht man zunächst die Entdeckung, daß alle politische Entwickelung, welche diesem Lande zu Theil geworden ist, sich immer nur auf die weitere Ausbildung der Bundesverfassung bezogen hat,

und mit dem Eintritt dieser Entdeckung verschwinden sehr viele scheinbare Widersprüche, die sonst gar nicht zu lösen sind. Z. B. Ein bloßer Zufall hatte den Kaisertitel an die Hegemonie geknüpft, ohne welche der Staatenbund nicht bestehen konnte. Aber was ist im Verlaufe der Zeit aus diesem Titel geworden, der für keine Verfassung weniger paßte, als für die deutsche? Er hat abgelegt werden müssen; die Hegemonie selbst aber ist dem Fürsten geblieben, der diesen Titel führte, nur daß sie ihm nicht mehr ausschließend zukommt.

Ich bin jetzt im Stande, mich über das erklären zu können, was seit dem Jahre 1815 zu der deutschen Bundesverfassung hinzugekommen ist; und hoffentlich wird es mir nicht schwer werden, zu zeigen, wie wesentlich sie dadurch an innerer Vollkommenheit gewonnen hat.

Das Hinzugekommene ist — um es mit Einem Worte zu sagen — die Theilung der Hegemonie des deutschen Bundes zwischen Oesterreich und Preußen.

Die Sache selbst war da, ehe es eine Bundesacte gab; und wenn sie selbst in dieser nicht mit Bestimmtheit ausgesprochen, und folglich von den Mitgliedern des Bundes nicht förmlich sanctionirt worden ist: so kann dies schwerlich einen anderen Grund haben, als den, daß man Vorurtheile hat verschonen wollen; Vorurtheile, welche sich auf einer mangelhaften Erkenntniß Dessen gründen, was die Natur einer Bundesverfassung mit sich bringt. Am Tage liegt, daß ein Staatenbund ohne Hegemonie unmöglich ist; am Tage liegt ferner,

daß diese Hegemonie nicht einem Einzelnen anvertrauet werden kann, ohne ihn zum Mißbrauch derselben heraus zu fordern; am Tage liegt endlich, daß die getheilte Hegemonie gerade den stärksten Bundesgliedern anvertrauet werden muß, einmal, weil die Natur der Sache dies mit sich bringt, sofern nämlich der Stärkere sich nicht gern von dem Schwächern leiten läßt, zweitens weil der Stärkere sich am wenigsten zum Mißbrauch eines in ihn gesetzten Vertrauens aufgelegt fühlt. Faßt man nun alles Dies ins Auge, so begreift man nicht bloß die Nothwendigkeit der zwischen Oesterreich und Preußen getheilten Hegemonie, sondern auch die Nützlichkeit dieser Theilung, und den Fortschritt, welchen die deutsche Bundesverfassung dadurch in ihrer Entwickelung gemacht hat. Oesterreich und Preußen sind auf's Innigste in den allgemeinen Vortheil des Bundes verflochten; beide aber sind so gelegen, daß sie der Selbstständigkeit und Freiheit der Bundesglieder nicht leicht Abbruch thun können, und daß die Sicherheit, die sie gewähren, ihnen selbst auf das Mannigfaltigste für ihre eigenen Verhältnisse mit auswärtigen Mächten zu Statten kommt. Außerdem sind Oesterreich und Preußen auch deshalb die natürlichen Hegemonen des deutschen Bundes, weil, wenn man sie sich wegdenkt, Deutschland, dessen Gränzen bisher unbestimmbar waren, zu einem der winzigsten Länder wird, und alles Ansehn in der europäischen Welt verliert. Nichts war daher weniger überlegt, als der Vorschlag, den der Verfasser des Manuscripts aus Süd-Deutschland that, Oesterreich und Preußen von dem deutschen Bunde abzusondern, und diesen für sich selbst

bestehen zu lassen. Zwei bedeutende Nachtheile würden von einer solchen Maßregel unzertrennlich seyn: erstlich würde dadurch die äußere Sicherheit des Bundes wesentlich vermindert werden; zweitens würde die Hegemonie wieder an einen Einzigen zurückfallen, und dabei könnte es nicht fehlen, daß die Mitglieder in ihrem Besitzstande bei weitem mehr bedrohet wären, als sie es gegenwärtig sind. In Wahrheit, der Urheber jenes Vorschlages, irre geleitet von seinem Local-Patriotismus, hat nur bewiesen, daß er keinen deutlichen Begriff hatte weder von dem, was Deutschland, noch von dem, was eine Bundesverfassung fordert.

Ich kann nicht umhin, über den in Rede stehenden Gegenstand noch Folgendes zu bemerken.

Was die Natur vorhat, das bereitet sie so allmählig und so unmerklich, daß, wenn die Zeit der Reife gekommen ist, der Mensch nicht selten von Erfolgen überrascht wird, die keinen anderen Fehler haben, als — unbeachtet geblieben zu seyn. Auf diese Weise verhält es sich mit der getheilten Hegemonie des deutschen Bundes. Zu allen Zeiten gleich nothwendig, wenn für Deutschland eine Bundesverfassung fortdauern sollte, wurde sie viele Jahrhunderte hindurch durch nichts so sehr verhindert, wie durch den seltsamen Titel, der sich an die Hegemonie geknüpft hatte: ein Titel, welcher fortdauernd auf die Zerstörung der Bundesverfassung, und auf die Einführung einer Monarchie an der Stelle derselben hinwirkte. Es versteht sich von selbst, daß ich hier von dem Kaisertitel rede, welcher, von dem römischen Staatswesen entlehnt, für Deutschlands Verhältnisse

vollkommen unbrauchbar war wegen der Ansprüche, die er in sich schloß: Ansprüche, die mit einer Bundesverfassung in direktem Widerspruch standen. Irgend einmal nun mußte ein Versuch gemacht werden, das zu verwirklichen, was dieser Titel mit sich brachte; und wer wußte denn nicht, daß dieser Versuch im dreißigjährigen Kriege gemacht wurde? Deutschlands Bundesverfassung schien in jener Unglücks-Periode für immer über den Haufen geworfen zu seyn; allein sie wurde erst durch den Beistand des Auslandes gerettet, und nicht lange darauf zeigte sich, daß gerade durch den dreißigjährigen Krieg der Grund zu einer Theilung der Hegemonie gelegt war, welche jede Bundesverfassung fordert. In der That, ohne diesen Krieg würde die Erhebung des Kurfürstenthums Brandenburg zu einem unabhängigen Königreiche nicht Statt gefunden haben. Es ist unmöglich, hier alles anzuführen, was dazu beigetragen hat; das aber kann ich nicht unbemerkt lassen, daß Oesterreich, als ausschließender Inhaber der Hegemonie, den Fürsten Deutschlands allzu viel Mißtrauen eingeflößt hatte, als daß diese die Entstehung einer neuen Macht, die im wiederkehrenden Nothfalle ihre Beschützung und Vertheidigung übernehmen konnte, nicht aus allen Kräften hätten begünstigen sollen. In dieser Ansicht von der Nothwendigkeit einer besseren Bundesverfassung für Deutschland gewinnt das, was Friedrich II. bald nach seinem Regierungsantritt in den schlesischen Kriegen begann, und im siebenjährigen Kriege durchführte, eine eigenthümliche Bedeutung, die sich nicht wohl verkennen läßt. Wie dieser große König sich auch seine Bestimmung denken mochte: immer wird

es merkwürdig bleiben, daß er nach dem baierschen Erbfolgekriege, in welchem er ganz unverkennbar als Vertheidiger der deutschen Bundesverfassung auftrat, den Beruf fühlen konnte, sich an die Spitze eines deutschen Fürsten-Bundes zu stellen. Der Fehler dieses Bundes lag offenbar nur darin, daß er gegen Oesterreich gerichtet war: gegen Oesterreich, welches niemals aufhören konnte, eine deutsche Macht, und zwar eine vorwiegende, zu seyn. Doch gerade hierdurch war die erste Veranlassung zu einer Theilung der deutschen Hegemonie gegeben; und um diese Theilung zu Stande zu bringen, bedurfte es nur der Begebenheiten, welche in der Periode von 1788 bis 1815 Deutschlands politische Gestalt bis zur Unkenntlichkeit veränderten. Um zu fühlen, wie unsicher und wie mangelhaft die Vorstellungen waren, welche Oesterreich und Preußen von ihrer wahren Bestimmung in Beziehung auf Deutschland hatten, versetze man sich in die ersten Zeiten des französischen Revolutions-Krieges! Sollten nun diese Vorstellungen weichen, so bedurfte es, wie es scheint, aller der Unfälle, welche bis zum Jahre 1813 erlebt worden sind; denn diese allein konnten zur Erkenntniß Dessen führen, was Noth that, und mehr, als alles Uebrige, war der Rheinbund geeignet, das einzige Rettungsmittel zu empfehlen. In der Schlacht bei Leipzig wurde Deutschlands Unabhängigkeit von den Bestimmungen Frankreichs endlich wieder erobert. Und wie man auch über dies alles urtheilen möge: auffallend ist und bleibt, daß Deutschland auf demselben Wege zu einer ausgebildeteren Bundesverfassung gelangt ist, wie einst Griechenland, wo die doppelte Hege-

monie, diese erste Bedingung eines guten Föderativ-Systems, sich aus dem Widerstande entwickelte, welchen Athen und Sparta den Persern leisteten, nachdem die übrigen Staaten sich unterworfen, und, so viel an ihnen war, Griechenland dem Feinde Preis gegeben hatten. Nicht als wollte ich hierdurch den Fürsten, die den Rheinbund bildeten, irgend einen Vorwurf machen; dies würde sehr unbillig seyn. Sie thaten nur, was sie nicht vermeiden konnten, und ihr Verfahren fand seine Rechtfertigung in der Unvollkommenheit jener Bundesverfassung, worin sie bis dahin gelebt hatten.

Ich ziehe aus dem, was ich bisher bemerkt habe, den Schluß, daß die, in Deutschlands politischem System seit dem Jahre 1815 erfolgte Veränderung nicht als ein Rückschritt, sondern als ein bedeutender Fortschritt zu betrachten ist: als ein Fortschritt, der nur von Denen verkannt werden kann, welche die allgemeine Regierung Deutschlands nach den Grundsätzen beurtheilen, die allein für die monarchische Verfassung vorhanden sind, und sich eben deswegen durchaus nicht mit einer Anwendung auf die Föderativ-Verfassung vertragen.

Ueberhaupt dürfte in der gegenwärtigen Zeit nichts so sehr zu bedauern seyn, als daß die Theorie einer Bundesverfassung so wenig ausgebildet ist. Alle gute Köpfe Deutschlands sollten sich bestreben, darüber in's Klare zu kommen; denn dadurch würden sie, wie ich glaube, dem gemeinschaftlichen Vaterlande den größten Dienst erweisen. Zuletzt ist dazu nichts weiter erforderlich, als aus dem Kreise gewohnter Gedanken herauszutreten, die Nothwendigkeit einer Bundesverfassung für Deutschland an-

zuerkennen und dem Ideal der Einen und untheilbaren Monarchie zu entsagen. Doch dies scheint mit unüberwindlichen Schwierigkeiten für Diejenigen verbunden zu seyn, welche, in der Monarchie geboren und erzogen, die Verfassung ihres Vaterlandes ganz unwillkührlich auf das gesammte Deutschland übertragen. Herr Görres vor Allen hat in seiner letzten Schrift bewiesen, daß er ganz unfähig ist, das Wesen einer Bundesverfassung zu erkennen. Wie Vieles von dem, was er zu Markte bringt, um die Wiener Bundes-Acte lächerlich und verächtlich zu machen, gehört zum Wesen einer Bundesverfassung in einem so hohen Grade, daß es unbegreiflich wird, wie ein gesunder Kopf sich dagegen verblenden kann! Ich rechne dahin, daß die Suveränetät dem Bunde im Allgemeinen zukommt; denn wie könnte sonst der Bund auch nur einen Augenblick fortdauern? Man beweise, daß ein strenges Einheits-System für Deutschland nicht nur möglich, sondern auch heilbringend sei; dagegen läßt sich nichts einwenden. Kann man dies aber nicht beweisen: so füge man sich in die Umstände, und lege es am wenigsten darauf an, andere Köpfe durch Schilderungen von Unvollkommenheiten zu verwirren, an denen nichts weiter wahr ist, als die eigene Unfähigkeit, Vorhandenes zu fassen und unpartheiisch zu würdigen. Nun ja, die Bundesverfassung läßt sich für Deutschland nicht wegleugnen; wer sich aber die Mühe geben will, den dringenden Ursachen nachzudenken, welche im Jahre 1815 auf dem Wiener-Congresse ihre Zurückführung nothwendig machten, der wird sich nicht aufgelegt fühlen, Diejenigen anzuklagen, durch welche sich diese Zu-

rückführung vollzog. Daß Pabst und Kaiser dabei aus: gemerzt wurden — welcher Vernünftige möchte dies be: jammern, wenn ihm die Vergangenheit, vom zwölften Jahrhundert an, gegenwärtig ist! Durch die Anerken: nung einer gemeinschaftlichen Suveränetät setzten sich die Hegemonen des Bundes in die Nothwendigkeit, mit der größten Umsicht und Schonung zu Werke zu gehen, dem Befehl und der Gewalt zu entsagen, und alles Gute von der Ueberzeugung und dem freien Willen der Bun: desglieder zu erwarten.

Was nun den Bundestag betrifft, so konnte er nicht wohl einen anderen Charakter annehmen, als den, der ihm eigen ist; und auch über diesen Punkt giebt die Geschichte des griechischen Staatenbundes Aufschlüsse, die, wie ich glaube, nicht zu verwerfen sind. Die Ge: lehrten haben mühselige Untersuchungen darüber ange: stellt, was es mit den Amphiktyonen Griechenlands auf sich gehabt habe, ohne darüber jemals in's Klare kom: men zu können. Die Aufgabe ist gegenwärtig gelöset, und zwar durch das Daseyn und die besondere Wirk: samkeit des Bundestages. Was die Minister dieses Bundestages sind, dasselbe waren die Amphiktyonen Grie: chenlands — nicht mehr und nicht weniger! Da eine Bundesverfassung und eine sogenannte constitutionelle Monarchie toto coelo verschieden sind: so ist nichts abenteuerlicher, als Mitglieder eines Bundestages in dem Lichte von Volks-Repräsentanten zu betrachten, von wel: chen eigene Meinungen und eigene Beschlüsse ausgehen können. Amphiktyonen sind nothwendig an ihre In: structionen gebunden, weil, wenn sie das nicht wären,

sie auf der Stelle zu Souveränen ihrer Souveräne werden würden. Was ist aber überhaupt ein Amphiktyonen-Rath? Eine Versammlung, worauf die Angelegenheiten des Staatenbundes zur Sprache gebracht werden sollen, ohne daß ihr das Recht beiwohnt, irgend etwas ohne die Einwilligung der Staaten, von denen sie ausgegangen ist, zu beschließen. Eine solche Versammlung ist nothwendig für die Fortdauer des Staatenbundes, und sie kann sogar sehr nützlich werden, wenn sie nie über die Grenzen der reinen Instrumentalität hinausgeht. Man sieht übrigens aus dieser Vergleichung der deutschen Einrichtung mit einer längst verschollenen griechischen, daß in den Dingen eine verborgene Kraft liegt, nach welcher sie sich, allem Unterschiede der Zeiten und der Räume zum Trotz, gleichmäßig entwickeln. Weil es mit dem alten Griechenlande in Hinsicht seiner Gränzen dieselbe Bewandniß hatte, wie mit Deutschland: so konnte es keine andere Verfassung erhalten, als die föderative; und sobald diese einmal da war, bildete sie sich gerade so aus, wie sie sich in Deutschland gegenwärtig ausgebildet hat. Wo es aber auch eine Bundesverfassung geben möge, da wird sie sich, mehr oder weniger, in denselben Formen bewegen, worin sich die griechische bewegt hat und die deutsche noch bewegt. Und hiernach kann die größte Weisheit nur darin bestehen, den Dingen ihr Recht widerfahren zu lassen, und nichts vereinigen zu wollen, was sich nothwendig bekämpft, weil es mit sich selbst in Widerspruch steht.

Ich habe jetzt nur noch ein Wort über die Prophezeiungen zu sagen, welche Görres an sein Raisonnement

über die deutsche Bundes-Acte und die daraus hervorgegangene Bundesverfassung knüpft.

Sind die Prämissen falsch — wie will man der Conclusion vertrauen? Hiermit ist im Grunde alles gesagt. Wer Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart so fehlerhaft auffaßt, wie Görres, der ist nicht berechtigt, über Deutschlands Zukunft zu reden; höchstens kann er bei Denen Eingang finden, die an gleicher Verwirrung in den Begriffen leiden, weil sie unfähig sind, irgend etwas deutlich zu denken. Wenn man, in seinen Erwartungen getäuscht, der verletzten Eigenliebe Raum giebt: so kann man unstreitig viel vorhersehen und vorhersagen; allein in solchen Fällen spottet nicht selten die wirkliche Zukunft des kühnen Sehers, indem sich alles anders gestaltet, als er es vorher zu bestimmen gewagt hat. Mag eine Bundesverfassung nicht das Wünschenswertheste seyn, was sich in politischer Hinsicht denken läßt; mag die Idee politischer Schwäche sich nicht gänzlich davon trennen lassen: aber man bilde sich zum Wenigsten nicht ein, daß mit dieser Verfassung alles Unglück und Elend eingekehrt sei! Einer solchen Einbildung widerspricht die große Thatsache, daß Deutschland mit dieser Art von Verfassung so lange bestanden hat, als seine Geschichte reicht. Und wann hat dies große Land sich besser befunden, als in diesem Augenblick? Kühn fordere ich jeden Kenner der Schicksale Deutschlands heraus, diese Frage zum Nachtheil der gegenwärtigen Zeit zu beantworten. Will man aber durchaus einen verwegenen Blick in die Zukunft werfen: so muß man ihn, wie ich glaube, vorher durch ein sorgfältiges Studium

der Geschichte Griechenlands geschärft haben, weil sonst alles zu einem Spiel regelloser Fantasie wird. Dabei nun muß man sich in die Zeiten versetzen, wo, nach Beendigung des zweiten Perserkrieges, die Hegemonie zwischen Athen und Sparta getheilt war. Grade durch diese Theilung gewann Griechenlands Bundesverfassung eine Consistenz, die ihr früher fremd geblieben war; und die glückliche Folge derselben war ein gemeinschaftliches Aufblühen der Bundesstaaten. Allerdings dauerte dies Aufblühen nicht länger, als Athen und Sparta zusammenhielten; ihre Entzweiung war das Zeichen eines langen Bürgerkrieges, worin bald die eine, bald die andere Parthei die Oberhand behielt, während Griechenland in seiner Allgemeinheit zu Grunde ging, und sich vorbereitete, der Raub, erst der Macedonier und dann der Römer zu werden. Allein was soll man hieraus schließen? Wie ich glaube, nichts weiter, als daß es für Deutschland ein unabsehbares Unglück seyn würde, wenn Oesterreich und Preußen, als natürliche Hegemonen Deutschlands, sich jemals so entzweiten, daß eine Versöhnung unmöglich würde. Ein solches Unglück abzuwenden, muß billiger Weise das Bestreben aller Derjenigen seyn, deren Händen die Wohlfahrt Deutschlands anvertraut ist; und daraus folgt dann ganz von selbst, daß positiv alles angewendet werden muß, das Einverständniß zwischen diesen beiden Mächten zu erhöhen und zu verstärken. Bewährt sich die Klugheit der Bundesglieder und ihrer Repräsentanten auf dem Bundestage in diesem wichtigen Punkte: so ist für Deutschland von der Zukunft wenig zu befürchten. Ein Staatenbund ist nicht

nothwendig schwach: er ist es nur dann, wenn die Bedingungen seiner Stärke wegfallen; und indem ich zu diesen Bedingungen die doppelte Hegemonie rechne, weil sie das einzige Mittel ist, der Vernunft den Triumph über die Leidenschaften zu erwerben, so komme ich darauf immer nothwendig zurück. Die doppelte Hegemonie der deutschen Bundesverfassung ist aber in dem Verhältnisse Oesterreichs zu Preussen und umgekehrt, bei weitem mehr gesichert, als in den Verhältnissen von Athen zu Sparta. Diese beiden Staaten waren ihrer Verfassung nach allzu ungleich, als daß sie über irgend etwas hätten dauerhaft einverstanden bleiben können; die demokratische Turbulenz der Athener, diese Quelle aller Unruhe in Griechenland, vertrug sich nicht mit einer bleibenden Harmonie, und indem sie sich die ersten Bedrückungen erlaubte, ward sie auf die natürlichste Weise von der Welt die erste Ursache von dem Umsturze des Föderativ-Systems der Griechen. Fände nun etwas Aehnliches in dem Verhältnisse Oesterreichs zu Preussen Statt: so würden ohne allen Zweifel die Wirkungen dieselben seyn. Glücklicher Weise für Deutschland ist dies aber nicht der Fall. Beide Staaten sind Monarchieen; und da die unmittelbare Wirkung dieser Verfassungsart darin besteht, daß sie die gesellschaftlichen Leidenschaften auf einen engeren Spielraum beschränkt: so ist von ihr nichts von alle dem zu fürchten, was die entgegengesetzte Verfassungsart mit sich bringt. Ueberhaupt war es für die griechische Bundesverfassung ein großes Unglück, daß die darein verflochtenen Staaten sämmtlich Anti-Monarchieen waren; denn hieraus folgten ewige Schwankungen, denen nur durch eine Abänderung

in den organischen Gesetzen der einzelnen Staaten abzu- helfen war. Das Gegentheil hiervon findet in Deutsch- land Statt, mit Ausnahme der wenigen freien Städte, welche ihre Unabhängigkeit behauptet haben; und indem die Monarchie zum Kitt der Bundesverfassung wird, ver- spricht sie dieser eine nur desto längere Dauer. Ich will zwar nicht behaupten, daß diese Bundesverfassung über alle Störungen erhaben sei; denn diese werden zuletzt durch ein Geschick herbeigeführt, dem sich kein Staat, seine Verfassung sei welche sie wolle, ganz entziehen kann. Allein nicht von solchen Störungen ist hier die Rede, sondern nur von denen, die in der Verfassung selbst lie- gen; und von diesen behaupte ich, daß sie nicht so ein- treten werden, wie Görres und andere Propheten es mit einer über allen Zweifel erhabenen Sicherheit vorhersagen.

Ich bin mit allen diesen Bemerkungen vielleicht in den Fehler verfallen, eine spaßhafte Sache ernstlicher genommen zu haben, als ich sollte. Aber hat diese spaß- hafte Sache in dem Munde ihrer Vertheidiger nicht den Anstrich des bittersten Ernstes? Hierin also würde meine Entschuldigung liegen, wenn es einer solchen bedürfen sollte. Was es mit der Fabel von den sibyllinischen Büchern auf sich hat, mag hier unberührt bleiben, außer so fern ich bemerke, daß sie eine von den Betrügereien waren, wozu die anti-monarchischen Regierungen des Al- terthums ihre Zuflucht nahmen, um in sehr kritischen Lagen ihre Autorität zu retten. Wie ein verständiger Mann der gegenwärtigen Zeit seinen schriftstellerischen Werth auf die Aehnlichkeit gründen könne, die er mit jener alten Sibylle hat, die ihre Werke dem Tarquinius

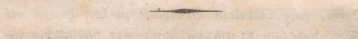
verkaufte: dies, ich gestehe es, ist mir unbegreiflich. Wie kann er doch glauben, daß man ihm die Ehre erweisen werde, sein Buch zu einem Staatsschatz zu machen? Im Jahre 1807, wenn ich mich recht erinnere, flogen sibyllinische Blätter durch Deutschland, worin allen alten Dynastieen der nahe Untergang angekündigt und sehr bestimmt ausgesagt wurde, daß nach zehn Jahren das Geschlecht der Napoleoniden das älteste in Europa seyn werde. Was geschah? Als vierzehn Jahre verstrichen waren, starb Napoleon Bonaparte zu St. Helena am Magenkrebs, und sein Geschlecht war bereits bis zur Vergessenheit in Dunkelheit versunken. Ein ähnliches Schicksal könnte sich, gegen alle Erwartungen des Unglücks-Propheten Görres, der deutschen Bundesverfassung annehmen; und wenn dies wirklich geschehen sollte, so würde sie es wenigstens in so fern verdienen, als sie durch die Wiener Bundes-Acte wesentlich verbessert worden ist, und alles nur darauf ankommt, daß dies gehörig erkannt werde von denen,

Quos penes arbitrium est, et jus, et norma loquendi.

Du siehst nun, mein Freund, wie ich über die Thaumaturgen und Propheten der gegenwärtigen Zeit denke. Non hoc ista sibi tempus spectacula poscit. Jene sind beschränkt durch den Geist des Jahrhunderts, der in seinen lautersten Bekennern aller Thaumaturgie abhold ist und sie sogar lächerlich findet. Diese haben in der Wiener Bundes-Acte freilich ein ganz neues Steckenpferd gefunden, das sie nach Herzenslust tummeln; allein lange wird auch dieser Spaß nicht dauern: je mehr die Zeit vorrückt, desto mehr wird sich hoffentlich zeigen, daß es um die

deutsche Bundesverfassung weit besser steht, als die Mißvergnügten, deren Erwartungen unbefriedigt geblieben sind, eingestehen wollen. Diese Verfassung war vielleicht weniger das Werk der Weisheit, als der Nothwendigkeit; es steht aber nie ganz schlecht um eine Sache, wenn es sich so mit ihr verhält.

B.





Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.









